

HEYNE
BÜCHER

JOHN SAUL



PROPHET DES UNHEILS

ROMAN

John Saul

Prophet des Unheils



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 8336

Titel der amerikanischen Originalausgabe
NATHANIEL

Deutsche Übersetzung von Hans Weber

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale
Version ist
FREEWARE
und nicht für den
Verkauf bestimmt

Copyright © 1974 by John Saul
Copyright © der deutschen Übersetzung 1985
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 345344082X

PROLOG

Die Nacht brach herein wie etwas Lebendiges, ihre warme Feuchtigkeit durchtränkte das Haus mit einer bedrückenden Stimmung, die auf das Mädchen, das in dem kleinen vorderen Wohnzimmer saß, bedrohlich wirkte. Es lag etwas in der Luft, das sie beinahe mit den Händen greifen konnte; und während sie dasaß und wartete, überkam sie eine Gänsehaut mit diesem eigentümlichen Kribbeln, das sie im Spätsommer immer befiel. Sie rutschte unruhig auf dem Mohairsofa hin und her, aber es half nichts - ihr Baumwollkleid klebte an ihr fest wie nasses Zellophan.

Draußen wurde der Wind stärker, und einen Moment lang verspürte das Mädchen Erleichterung. Zum erstenmal seit Stunden war die zornige Stimme ihres Vaters verstummt, vom Wind überdeckt, so dass sie, wenn sie sich große Mühe gab, beinahe so tun konnte, als sei sie ein Teil des aufkommenden Sturms und nicht ein Beweis für die Raserei ihres Vaters und das Entsetzen ihrer Mutter.

Dann erschien die Gestalt ihres Vaters drohend in der Tür, seine Augen stechend, sein Zorn plötzlich gegen sie gerichtet. Sie duckte sich auf dem Sofa zusammen - vielleicht würde er sie nicht sehen, wenn sie sich ganz klein mache.

»In den Keller«, sagte ihr Vater mit leiser, aber nicht weniger drohender Stimme. »Ich hab' gesagt, du sollst in den Keller gehen.«

»Vater -«

»Sturm kommt auf. Im Keller bist du sicherer. Jetzt geh!«

Zögernd stand das Kind auf und drängte sich an ihm vorbei zur Küchentür, blinzelte einmal mit den Augen und verließ ihren Vater, wie er sich zornig umblickte und die Tür hinter sich musterte, die Tür des Zimmers, in dem ihre Mutter mit den Wehen kämpfte. »Sie wird durchkommen«, sagte er.

Nicht aus Erleichterung, sondern in dem Wissen, dass

Widerspruch die Wut ihres Vaters nur vergrößern würde, nahm das Mädchen eine Jacke vom Haken und mühte sich mit den Armen durch die verdrehten Ärmel. Dann verließ sie das Haus, mit dem rechten Arm sich die Augen vor dem brausenden Wind schützend, und hastete über den Hof zu dem sturmsicheren Keller, der schon vor vielen Jahren aus dem unnachgiebigen Prärieboden ausgehoben worden war. Einmal blickte sie mit zusammengekniffenen Augen in den beißenden Staubwirbel hinein. In der Ferne sah sie gerade noch, fast unsichtbar in dem Wolkenwirbel, die Ausläufer der wütend rotierenden Windhose.

Nun doch mehr vom Sturm als vom Zorn ihres Vaters erschreckt, ergriff sie die schwere Kellerluke aus Holz und hob sie ein Stück an, gerade so hoch, dass sie durch den Spalt schlüpfen konnte. Sie kletterte die steilen Stufen hinunter und ließ die Luke hinter sich wieder zufallen.

Es schien ihr eine Ewigkeit, so lange saß sie in der fast völligen Finsternis des Kellers, ihre Ohren nur vom Geräusch des tobenden Sturmes erfüllt.

Aber manchmal, wenn das Heulen des Sturms für einen Moment nachließ, glaubte sie etwas anderes noch zu hören: Ihre Mutter, die nach ihr rief und flehentlich bat, zu kommen und ihr zu helfen.

Das Mädchen versuchte, diese Geräusche zu überhören - es war unmöglich, dass die Stimme der Mutter den Sturm bis hierher durchdringen konnte. Außerdem wusste sie, was mit ihrer Mutter gerade geschah und dass sie nichts für sie tun konnte.

Sobald das Baby da war und der Sturm aufgehört hatte, würde jemand - ihr Vater oder ihr Bruder - kommen und sie holen. Bis dahin würde sie bleiben, wo sie war, und sich einzureden versuchen, dass sie sich nicht fürchtete.

Sie verkroch sich in einer Ecke des Kellers und kämpfte mit festem Blick gegen die Dunkelheit und die Furcht an.

Sie wusste nicht, wieviel Zeit vergangen war, wusste nur, dass sie es nicht länger aushielte, nicht mehr allein im Keller bleiben konnte. Sie horchte nach draußen, versuchte, die Gefährlichkeit des Windes abzuschätzen, aber schließlich zog sie die Jacke fest um ihren dünnen Körper und drückte mühsam die Luke nach oben. Der Wind riss sie ihr aus der Hand, brach sie aus den Angeln heraus und wehte sie durch den Hof. Das Mädchen kauerte sich eine kurze Weile am Ende der Leiter zusammen. Im Haus war jetzt Licht, nicht die hellen Lichter, die sie gewohnt war, sondern der Schein einer Laterne, und so wusste sie, dass der Strom ausgefallen war. Das flackernde Lampenlicht zog sie an wie eine Motte, und sie stemmte sich in den tosenden Wind, lehnte sich in ihn hinein, während sie über den Hof zum Haus zurückging. Sie wusste, dass sie ungehorsam war, aber sogar Vaters Zorn war ihr nun lieber, als noch länger allein zu sein.

Trotzdem brachte sie es nicht über sich, hineinzugehen, als sie das Haus erreicht hatte, denn sogar durch den heulenden Wind konnte sie die Stimme ihres Vaters hören. Was er sagte, war nicht zu verstehen, aber sein Zorn war furchterregend. Das Mädchen schlich um die Ecke des Hauses und duckte sich tief, bis sie unter dem Fenster des Zimmers war, in dem ihre Mutter lag.

Langsam richtete sie sich auf, bis sie in das Zimmer sehen konnte. Auf dem Nachttisch stand eine Öllampe mit niedrig gestelltem Docht, deren fahlgelbes Licht seltsame Schatten warf. Ihre Mutter wirkte fast leblos, gegen ein Kissen gelehnt, ihr Haar feucht an der blassen Haut klebend, ihre Augen weit geöffnet und hasserfüllt die hochaufragende Gestalt des Vaters anstarrend.

Und jetzt konnte sie auch die Worte verstehen.

»Du hast ihn umgebracht.«

»Nein«, entgegnete ihr Vater. »Er ist schon tot zur Welt gekommen.«

Das kleine Mädchen sah zu, wie ihre Mutter den Kopf langsam schüttelte und dabei die Augen schloss. »Nein. Mein Baby war noch am Leben. Ich spürte, wie es sich bewegte. Es war noch am Leben, und du hast es umgebracht.«

Eine Bewegung lenkte das Mädchen ab, und ihre Augen verließen das von Qualen gezeichnete Gesicht ihrer Mutter. Es stand noch jemand im Zimmer, aber das Mädchen konnte ihn nicht erkennen, bis er sich umdrehte.

Es war der Doktor, und in seinen Armen lag ein kleines, von Decken umwickeltes Bündel. Eine Falte von der Decke sank herunter, und das Mädchen konnte das Gesicht des Babys sehen - seine Augen waren geschlossen, seine runzlige Gestalt war kaum zu erkennen im Flackerlicht der Lampe.

An seiner Regungslosigkeit erkannte sie, dass es tot war.

»Geben Sie es mir!« hörte sie ihre Mutter verlangen. Dann, mit flehentlicher Stimme: »Bitte, geben Sie es mir doch...«

Aber der Doktor sagte nichts, sondern legte die Decke wieder um das Gesicht des Babys und wandte sich ab. Dann erfüllten die Schreie ihrer Mutter die Nacht, und als das Mädchen kurz darauf wieder nach dem Doktor schaute, hatte er das Zimmer bereits verlassen. Jetzt, da sie wieder allein waren, warf ihr Vater ihrer Mutter einen durchdringenden Blick zu.

»Ich habe dich gewarnt«, sagte er. »Ich habe dich gewarnt, dass Gott dich strafen würde, und er hat es getan.«

»Du warst es«, widersprach ihre Mutter, und ihre Stimme war vor Schmerz und Verzweiflung ganz schwach geworden. »Es war nicht die Strafe Gottes, du warst es.« Ihre Stimme brach, und sie begann hemmungslos zu schluchzen, ohne sich die Tränen aus den Augen zu wischen. »Es hat gelebt, und du hast es umgebracht. Du hattest nicht das Recht dazu - du hattest kein Recht...«

Das Mädchen sah, wie sich plötzlich die Tür öffnete und ihr Bruder eintrat. Er stand einen Moment lang unbeweglich da und starrte auf ihre Mutter. Er wollte etwas sagen, aber bevor

er ein einziges Wort aussprechen konnte, stürzte sein Vater auf ihn zu.

»Hinaus!« Dann sah das Mädchen, wie ihr Vater zum Schlag ausholte und ihren Bruder mit der Faust seitlich am Kopf traf, so dass ihn die Wucht des Schlagens gegen die Wand prallen ließ. Ihr Bruder sank zusammengekrümmt zu Boden. Eine Zeitlang, die dem Mädchen endlos vorkam, lag er reglos da. Niemand sprach. Dann erhob er sich langsam und blickte ihren Vater an.

Er öffnete den Mund zum Sprechen, aber kein Wort kam hervor. Seine Augen glühten vor Hass, als er seinen Vater anstarrte. Dann wandte er sich um und stolperte aus dem Zimmer.

Das Mädchen zog sich vom Fenster zurück, sie nahm den Sturm, der ihr immer noch heftig zusetzte, nicht mehr wahr, so sehr waren ihre Gedanken mit dem Gesehenen und Gehörten beschäftigt, von dem sie instinktiv begriff, dass es nicht für ihre Augen und Ohren bestimmt gewesen war. Sie hätte auf ihren Vater hören und im Keller bleiben sollen, bis jemand sie abgeholt hätte.

Sie machte sich auf den Weg zurück zum Keller. Vielleicht konnte sie, wenn sie sich große Mühe gab, alles aus ihrer Erinnerung auslöschen, so tun, als hätte sie nichts davon gesehen oder gehört, sich davon überzeugen, dass sie niemals den Keller verlassen, niemals die Qualen ihrer Mutter und den Zorn ihres Vaters miterlebt hatte. Und dann sah sie, ein paar Meter von ihr entfernt, ihren Bruder und rief nach ihm.

Er wandte ihr das Gesicht zu, aber sie wusste, er sah sie nicht. Seine Augen waren stumpf, und er schien an ihr vorbeizuschauen, hinaus in den Sturm und die Nacht.

»Bitte«, flüsterte das Mädchen. »Hilf mir. Bitte hilf mir...«

Aber wenn sie ihr Bruder gehört hatte, gab er es nicht zu erkennen. Statt dessen drehte er sich um, als ob er dem Ruf einer anderen Stimme folgte, die das Mädchen nicht hören

konnte, verließ das Haus, den Hof und verschwand in der Prärie. Gleich darauf war er verschluckt vom Sturm und von der Nacht. Allein ging das Mädchen zum Sturmzimmer zurück.

Sie kletterte die Stufen durch das Loch hinab, auf dem zuvor die Luke gelegen hatte, und ging in ihre Ecke zurück. Sie zog die Jacke fest um sich, aber weder die Jacke noch der offene Keller konnten sie schützen.

Die ganze Nacht über saß sie zusammengekauert dort, gepeitscht vom Sturm und in Gedanken an die Szene, die sie miterlebt hatte, die sie quälte, die sich tief in ihre Seele bohrte.

Nach dieser Nacht sprach sie nie davon, was sie gesehen oder gehört hatte. Sie sprach niemals davon, aber sie vergaß es auch nicht.

»Bist du mein Großvater?«

Michael Hall blickte unsicher zu dem verwitterten Gesicht empor. Er hatte den Mann nie zuvor gesehen, und doch erkannte er ihn so deutlich, als ob er in einen Spiegel blickte. Er versuchte, mit fester Stimme zu reden, nicht zu seiner Mutter zurückzuweichen, sich an all das zu erinnern, was ihn sein Vater über die erste Begegnung mit fremden Menschen gelehrt hatte:

Gerade stehen, die Hand zum Gruß ausstrecken.

Den Leuten in die Augen sehen.

Sag ihnen deinen Namen. Diesen Teil hatte er vergessen.

»Ich - ich bin Michael, und das ist meine Mutter«, stammelte er.

Er spürte, wie seine Mutter die Hand fester um seine Schulter schloss. Einen Moment lang fürchtete er, etwas Falsches gesagt zu haben. Aber dann lächelte der Mann ihn an, und er fühlte, wie sich der Griff seiner Mutter etwas lockerte.

Er sieht aus wie Mark. Er sieht genauso aus wie Mark. Dieser Gedanke schoss Janet Hall durch den Kopf, und sie musste ihre ganze Willenskraft aufbringen, um sich nicht in die Arme des Fremden zu werfen, der nun auf sie zuging und mit einem gezwungenen Lächeln vergeblich seinen besorgten Blick zu überspielen versuchte. Sie nahm kaum die Menge der Flughafenbesucher um sie herum wahr, musste sich ganz auf die hagere, knochige Gestalt ihres Schwiegervaters konzentrieren, auf die Kraft, die sein Gesicht ausdrückte, auf die ruhige Selbstbeherrschung, die er, wie sein Sohn, auf seine Umgebung auszustrahlen schien. Unbewusst fuhr sie sich mit der Hand an die Taille und strich sich mit einer nervösen Geste den Rock glatt.

Es wird alles gut werden, sagte sich Janet. Er ist genau wie Mark, und er wird für uns sorgen.

Als ob er Janets Gedanken gelesen hätte, beugte sich Amos Hall hinab und hob mit einem Schwung seinen elf Jahre alten Enkel hoch, als wollte er mit der Körperkraft des Farmers verleugnen, dass er schon 67 Jahre alt war. Er drückte den Jungen an sich, aber als er Janet über Michaels Schulter hinweg anblickte, lag in seinen Augen keine Freude.

»Es tut mir leid«, sagte er und sprach so leise, dass niemand außer Janet und Michael ihn hören konnte. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll. All die Jahre, und wir begegnen uns erst jetzt, wo Mark -« Seine Stimme stockte, und Janet sah, wie er gegen seine Gefühle ankämpfte. »Es tut mir leid«, wiederholte er, und seine Stimme war plötzlich schroff. »Lasst uns euer Gepäck holen und fortgehen. Wir können im Auto reden.«

Aber sie redeten nicht im Auto. Schweigend fuhren sie aus Northplatte heraus und in die Weite der Prärie hinein, alle drei auf dem Vordersitz von Amos Halls Oldsmobile zusammengedrängt, Janet und Amos durch Michael getrennt. Die Betäubung, die Janet in der Nacht zuvor ergriffen hatte, als sie vom Tod ihres Mannes erfahren hatte, wirkte immer noch auf sie, und sie war sich immer noch nicht ganz bewusst, wo sie sich eigentlich befand und was der Grund für ihr Hiersein war. Sie hatte das Gefühl, in einem Alptraum gefangen zu sein, und sie wartete darauf, dass jede Sekunde Mark sie aufwecken kam und ihr versicherte, dass alles in Ordnung war, alles so, wie es immer gewesen war.

Aber das war ihr nicht vergönnt.

Meile um Meile ließen sie hinter sich. Schließlich warf Janet einen Blick hinüber zu ihrem Schwiegervater, der aufmerksam die pfeilgerade Straße vor ihm zu studieren schien, die Augen auf die schimmernde Fahrbahn geheftet, als ob auch er allein durch Konzentration verdrängen konnte, was geschehen war.

Janet räusperte sich, und Amos wandte den Blick für den Bruchteil einer Sekunde von der Straße. »Marks Mutter -«

»Sie verlässt nie Prairie Bend«, entgegnete Amos, und sein Blick richtete sich wieder auf die Straße. »Geht sogar kaum einmal aus dem Haus, genauer gesagt. Sie kommt zurecht, und das Leben -« Er zögerte, und Janet sah, wie sich seine Kehle verkrampte. »Das Leben ist nicht gerade zimperlich mit ihr umgegangen«, schloss er. »Die Beerdigung wird morgen früh sein.«

Janet nickte stumm, erleichtert, dass die Entscheidung schon getroffen war; dann verfiel sie wieder in Schweigen.

Eine Stunde später erreichten sie die Farm der Halls. Das alte zweistöckige Haus war nicht groß, aber Janet schien es, als besäße es ein Eigenleben, wie es so fest auf seinem Fundament saß, umgeben von einem Hain aus Ulmen und Pappeln, vor der unendlichen Weite der Prärie geschützt, die sich in alle Richtungen zum Horizont erstreckte, bis auf einen Abschnitt, wo Baumbestand den Verlauf eines Flusses markierte, der nach Osten floss und schließlich in den Platte einmündete.

»Wie heißt dieser Fluss?« fragte Michael plötzlich, und seine Frage lenkte Janets Aufmerksamkeit von ihrem Schwiegervater ab.

»Der Trübe«, entgegnete Amos, als er vor dem Haus anhielt. Gleich darauf nahm er Janets Gepäck aus dem Kofferraum. Mit einem Koffer in jeder Hand ging er die Stufen der Vorderveranda hoch, gefolgt von Janet und Michael. Plötzlich öffnete sich die Tür, und auf der Schwelle erschien eine Gestalt - eine Frau, mager und hohlwangig -, die den Eindruck machte, als hätte sie ihr ganzes Leben in ständigem Kampf mit der unerbittlichen Prärie verbracht.

Sie saß in einem Rollstuhl.

Janet spürte Michael neben ihr erschauern und nahm ihn bei der Hand.

»Wir sind wieder da«, hörte sie Amos Hall zu seiner Frau sagen. »Das ist Marks Janet, und das ist Michael.«

Die Frau im Rollstuhl starnte sie einen Moment lang

schweigend an. Ihr von Alter und Gebrechlichkeit verhärmtes Gesicht trug etwas Verstörtes in sich, und ihre rotunterlaufenen Augen wirkten beinahe leblos. Aber gleich darauf lächelte sie - ein mildes Lächeln, das einige Jahre von ihrem Antlitz wegzuwischen schien. »Komm her«, sagte sie und breitete ihre Arme weit aus. »Komm und lass dich umarmen.«

Die Betäubung, die Janet seit letzter Nacht verspürt hatte, die Betäubung, die sie an diesem Tag ständig umschlossen und ihre Selbstbeherrschung aufrechterhalten hatte, als sie ihre Sachen gepackt, ein Taxi bestellt und mit Michael von Manhattan zum Flughafen gefahren war, die Betäubung, die ihr während des Umsteigens in Omaha, bei der Ankunft in Northplatte und bei der Fahrt nach Prairie Bend eine Stütze gewesen war, fiel von ihr ab.

»Er ist tot«, und ihre Stimme erstarb, nun, da sie sich zum erstenmal offen eingestand, was geschehen war. Sie ließ Michaels Hand los, wankte die Stufen hinauf und sank neben Anna Halls Rollstuhl auf die Knie. »O Gott, warum ist ihm das passiert? Warum musste er sterben? Warum?«

Anna legte ihre Arme um Janet und wiegte den Kopf ihrer Schwiegertochter an ihrer Brust. »Schon gut, Kind«, tröstete sie. »Manchmal geschehen Dinge, und man kann nichts dagegen tun. Wir müssen sie einfach hinnehmen.« Über Janets Kopf streifte ihr Blick kurz ihren Mann und blieb dann auf Michael ruhen, der unsicher am Fuß der Stufen stand und in einer Mischung aus Faszination und Besorgnis seine Mutter anstarrte. »Du auch, Michael«, drängte Anna sanft. »Komm in die Arme von Großmutter und lass dich trösten.«

Der Junge blickte hoch, und als seine Augen die ihren trafen, fühlte Anna eine Woge der Erinnerung über sich zusammenschlagen. In dem Jungen sah sie den Vater. Und als sie ihren Sohn in den Augen ihres Enkels erkannte, begann sie, sich zu fürchten.

Amos Hall führte Janet und Michael die enge Treppe zum ersten Stock hoch, wo drei große Schlafzimmer und ein großzügig ausgestattetes Badezimmer an den Korridor grenzten, der das Haus in zwei Teile teilte. Er öffnete die Tür zum ersten Schlafzimmer und trat zur Seite, um Janet vorbeizulassen. »Hier wirst du wohnen. War früher Lauras Zimmer.«

»Laura?« wiederholte Janet mit einem Ton in der Stimme, der sogar ihr selbst verwirrt vorkam. »Wer ist Laura?«

Amos runzelte die Stirn und sagte mit düsterem Blick. »Marks Schwester. Bevor sie heiratete, war das ihr Zimmer.« Er zögerte einen Moment, dann, als er merkte, dass eine Erklärung notwendig war, fuhr er fort. »Ich wollte eine Abstellkammer oder ein Arbeitszimmer daraus machen. Ich bin nur nie dazu gekommen.«

Janet blickte in das Zimmer, nach außen hin in aller Ruhe seine Einzelheiten musternd, während sie krampfhaft ihr Gedächtnis nach der Information durchforstete, die ja da sein musste, die ihr nur irgendwie entfallen war.

Der Name Laura sagte ihr nichts.

Die Vorstellung davon, dass Mark eine Schwester haben konnte, sagte ihr nichts.

Aber das war doch lächerlich. Wenn Mark eine Schwester gehabt hatte, dann *musste* er doch einmal in all den Jahren von ihr erzählt haben. Sie hatte es einfach vergessen. Eine Art von Amnesie vielleicht: irgendwie, während der letzten Stunden des Schocks, musste sie die Erinnerung daran verloren haben.

»Es ist wirklich schön«, sagte sie schließlich, darauf achtend, dass ihre Stimme nicht verriet, wie verunsichert sie war. Sie schaute sich noch einmal im Zimmer um und zwang sich dieses Mal zur Konzentration. Das Zimmer hatte nichts Besonderes an sich; es war nur ein Zimmer, mit Bett, Stuhl, Nachttisch und Frisierkommode. Eine Tagesdecke aus Chenille verbarg die etwas durchgelegene Matratze, und ein geflochtener Teppich

bedeckte fast den ganzen Parkettboden. Am Fenster hingen Vorhänge, die etwas zu kurz waren, und ein Bild aus einem Searskatalog ging Janet durch den Kopf. Gleich darauf wurde ihr der Zusammenhang klar: Die Vorhänge waren dieselben wie die, die sie als kleines Mädchen in ihrem eigenen Zimmer gehabt hatte, die ihr ihre Mutter aus dem Searskatalog bestellt hatte, in einer Größe, die ungefähr, aber eben nicht ganz zu den Fenstern passte. Sie ließ den Gedanken freien Lauf, und der Rest der Erinnerungen strömte auf sie ein, Erinnerungen, die sie absichtlich unterdrückt, von denen sie gehofft hatte, dass sie ihnen niemals wieder begegnen würde:

Das Feuer, als das Haus, in dem sie geboren war, bis auf die Grundmauern abbrannte, das Feuer, das alles, was sie liebte - einschließlich ihrer Eltern und ihres Bruders - verzehrt hatte, und nur sie übrig ließ, so dass sie von einer Reihe von Tanten aufgezogen werden musste, die alle irgendeinen Vorwand gefunden hatten, sie immer wieder weiterzureichen, bis sie schließlich achtzehn Jahre geworden und nach New York gegangen war, um für sich allein zu sorgen. Ein Jahr später hatte sie Mark geheiratet.

Und hier waren jetzt wieder diese Versandhausvorhänge und brachten die Erinnerungen zurück. Sie sank auf das Bett, unwillkürlich sich mit einer Hand die Augen bedeckend, da sie spürte, wie ihr die Tränen ausbrachen.

»Bist du in Ordnung?« hörte sie ihren Schwiegervater fragen. Sie holte tief Atem und zwang sich zu einem Lächeln.

»Es geht schon wieder. Es ist nur, dass - dass -«

Aber Amos Hall unterbrach sie. »Leg dich für eine Weile hin. Leg dich einfach hin und versuch, etwas zu schlafen. Ich werde mich um Michael kümmern, und später werden wir reden. Aber jetzt versuche erst mal etwas zu schlafen.« Amos nahm den Jungen fest bei der Hand, verließ das Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Janet lag lange auf dem Bett und versuchte, sich zu

beruhigen, die Erinnerungen aus der Vergangenheit ruhen zu lassen und die Probleme der Gegenwart zu bewältigen.

Laura.

Sie würde sich auf Laura konzentrieren.

Irgendwo in ihrer Erinnerung musste doch etwas über Marks Schwester sein, und wenn sie sich konzentrierte, würde es ihr auch wieder einfallen. Es war einfach unmöglich, dass Mark in den 13 Jahren ihrer Ehe niemals seine Schwester erwähnt haben sollte. Es war einfach unmöglich...

Und dann machte sich die Erschöpfung der vergangenen Stunden bemerkbar und sie schliefe ein.

Michael blickte voller Scheu in das Zimmer, in das ihn sein Großvater gewiesen hatte. Es war das Zimmer eines Jungen, die Wände waren mit Baseball- und Footballwimpeln bedeckt. Von der Decke hingen vier Modellflugzeuge, im Flug erstarrt, als ob sie in ein Nahkampfgefecht verwickelt wären. Über dem Bett war ein Bücherbrett, und Michael erkannte einige Bücher, ohne ihren Titel zu lesen: Dieselben Bände standen auf seinem eigenen Bücherbrett daheim in New York. »War dies das Zimmer meines Vaters?« fragte er schließlich.

»Das ist das ganze Zeug, was er als Junge so hatte«, entgegnete sein Großvater. »Die ganzen Jahre über war es hier. Ich hätte es wahrscheinlich wegwerfen sollen, aber nun bin ich froh, dass ich es nicht getan habe. Vielleicht habe ich es nur für dich aufgehoben.«

Michael runzelte die Stirn und betrachtete misstrauisch seinen Großvater. »Aber du wusstest nicht, dass ich kommen würde.«

»Aber du wärst schon einmal gekommen, oder?« gab Amos zurück. »Irgendwann wärst du doch gekommen, um deine Großeltern zu besuchen?«

Michael schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass Dad hierher kommen wollte. Ich glaube, ihm gefiel es hier nicht.«

»Na, wie kommst du denn auf so etwas?« fragte Amos, während er sich auf der Bettcouche niederließ und Michael neben sich zog.

»Weil er jedesmal, wenn ich ihn fragte, ob wir auf Besuch kommen könnten, sagte: vielleicht nächstes Jahr. Das sagte er immer, und jedesmal, wenn ich sagte, dass er das letzte Jahr schon gesagt hätte, meinte er, er hätte ja nur ›vielleicht‹ gesagt. Deswegen glaube ich, er wollte nie wirklich kommen, stimmt's?«

»Vielleicht hat er auch nur nie Zeit gehabt«, vermutete Amos.

Michael zuckte die Achseln und löste sich langsam von seinem Großvater. »Er ist immer mit uns in Ferien gefahren. Einmal waren wir in Florida, und zweimal gingen wir in die Berge zum Zelten.« Plötzlich lächelte er verschmitzt: »Das war toll. Warst du schon mal Zelten?«

»Schon seit Jahren nicht mehr. Aber warum sollten wir nicht mal wieder gehen, jetzt, wo du da bist. Hättest du Lust?«

Das Lächeln auf Michaels Gesicht verschwand. »Ich weiß nicht, ich bin immer mit meinem Dad Zelten gegangen.« Er wurde einen Moment lang still, dann wandte er sich um und blickte seinem Großvater ins Gesicht. »Warum ist mein Vater gestorben? Warum ist er eigentlich hierher gekommen, ohne uns mitzunehmen? Ohne überhaupt etwas zu sagen?« Eine Spur Zorn lag nun in seiner Stimme. »Er sagte, er wolle nach Chicago gehen.«

»Er ging auch nach Chicago«, entgegnete Amos. »Dann kam er hierher. Ich weiß wirklich nicht genau, warum.«

Michael kniff die Augen zusammen. »Das heißtt, du willst es mir nicht sagen.«

»Das heißtt, dass ich es nicht weiß«, sagte Amos barsch und stand auf. Er zögerte, dann nahm er Michaels Kinn in seine raue Hand und zwang den Jungen, ihn anzusehen. »Wenn du meinst, dass ich dir etwas nicht sage, weil ich dich für zu jung

halte, dann hast du dich getäuscht. Ich halte nichts von diesem Unfug. Wenn ein Junge alt genug ist, eine Frage zu stellen, dann ist er auch alt genug für die Antwort.« Seine Hand ließ Michaels Gesicht los, aber er musterte weiterhin seinen Enkel mit einem unbeugsamen Blick. »Ich weiß nicht, warum dein Vater hierher gekommen ist«, sagte er. »Alles, was ich sagen kann, ist, dass er gestern hier angekommen und letzte Nacht gestorben ist.«

Michael starnte seinen Großvater lange Zeit an, und als er schließlich sprach, zitterte seine Stimme. »Aber warum ist er gestorben? Er war nicht krank, oder?«

»Es war ein Unfall«, sagte Amos kurz angebunden. »Er war in der Scheune, oben im Speicher. Er muss über etwas gestolpert sein.«

Das Misstrauen kehrte in Michaels Augen zurück. »Über was?« fragte er fordernd.

Amos wurde etwas abweisender. »Ich weiß es nicht - keiner weiß es. Jedenfalls fiel er von der Speicherrampe in die Heuwanne.«

Michael runzelte die Stirn. »Was ist eine Heuwanne?«

»Auf einer Farm stapelt man das Heu in Ballen auf dem Speicher. Wenn man die Tiere im Stall füttern will, wirft man etwas Heu vom Speicher herunter in die Heuwanne.«

»Wie tief ist das?«

»Ungefähr drei Meter.«

Michaels Stirnrunzeln verstärkte sich. »Ich bin schon einmal, so tief gefallen, und ich habe mir dabei nur den Knöchel verstaucht.«

Amos zögerte mit der Antwort. »Aber du bist nicht in eine Heugabel gefallen, stimmt's?«

Michael schaute ihn groß an. »Eine Heugabel?«

Amos nickte. »Eine große Gabel, mit vier Zacken. Man benutzt sie, um Heu zu wenden. Sie lag in der Wanne, und dein Vater ist draufgefallen.«

Plötzlich sprang Michael auf, sein Gesicht vor Wut verzerrt. »Nein! So ist es nicht gewesen!« Seine Stimme wurde lauter, während er seinen zornigen Blick unablässig auf seinen Großvater heftete. »Mein Dad ist nicht gefallen - das wäre ihm nie passiert. Jemand muss ihn gestoßen haben. Jemand hat ihn umgebracht, nicht wahr? Jemand hat meinen Vater umgebracht!«

Michael riss die Fäuste hoch, bereit, auf seinen Großvater einzuschlagen, aber Amos griff nach ihm und hielt Michael an beiden Armen mit einer Hand fest.

»Jetzt hör mir zu, junger Mann«, hörte er seinen Großvater sagen. »Was deinem Vater passiert ist, war ein Unfall. Niemand hat ihn gestoßen oder gar umgebracht. Es war ein Unfall, und es ist vorbei. Verstehst du?«

Michael starrte seinen Großvater an und setzte zum Sprechen an, aber etwas in den Augen des alten Mannes ließ ihn stumm bleiben. Er schluckte kräftig und nickte dann. Der eiserne Griff seines Großvaters löste sich, und seine Arme sanken herab.

»Noch etwas«, fügte, Amos mit sanfter, aber nicht weniger gebieterischer Stimme hinzu. »Wenn ich dir etwas sage, dann kannst du dich darauf verlassen, dass es die Wahrheit ist. Ich will also nicht noch einmal erleben, dass du mir widersprichst. Ist das klar?«

»Aber-«

Sein Großvater unterbrach ihn. »Du bist kein Baby mehr, also darfst du dich auch nicht wie eines benehmen. Du hast mich gefragt, was geschehen ist, und ich habe es dir gesagt.« Einen Moment lang schwieg er, dann fuhr er fort: »Wenn du keine Antwort haben willst, dann stell auch keine Frage. Und widersprich mir nicht mehr. Ich bin älter als du, und ich bin erfahrener als du, und ich halte nichts von Kindern, die keinen Respekt vor älteren Leuten haben. Alles klar?«

Einige Sekunden lang sagte Michael nichts, aber dann drangen aus der Tiefe seines Unterbewusstseins die passenden

Worte. »Ja, Sir«, sagte er leise. Sein Großvater lächelte.

»Schön. Wir werden prächtig miteinander auskommen, du und ich. Jetzt richte dich hier ein, und wenn du fertig bist, komm herunter, und ich werde dich hier etwas herumführen. Und ich wette, deine Großmutter wird etwas Gutes im Backofen haben. Magst du Apfelkuchen?«

Michael nickte, aber sagte nichts,

»Na, ich wette, so einen wie den von deiner Großmutter hast du noch nie probiert.« Er wollte aus dem Zimmer gehen, blieb aber stehen, als Michael plötzlich noch einmal sprach.

»Großvater, wieso kann Großmutter nicht laufen?«

Langsam drehte sich Amos Hall um und sah den Jungen an. »Ich hatte eben nicht ganz recht«, sagte er nach langem Schweigen. »Ich werde nicht alle deine Fragen beantworten, denn manche Fragen haben einfach keine Antworten. Und das war eben so eine. Ich weiß nicht, warum deine Großmutter nicht laufen kann, Michael. Es ist eben etwas, das vor langer Zeit geschehen ist.« Er drehte sich um und ließ Michael allein in dem Zimmer, das voller Sachen war, die seinem Vater gehört hatten.

Anna Hall schaute vom Küchentisch auf, an dem sie im Rollstuhl saß und Erbsen für das Abendessen enthüllte. »Nun, kommen sie zurecht?«

Amos setzte sich auf einen Stuhl ihr gegenüber. »Wenn man's so nennen kann. Das Mädchen nimmt es schwer, glaube ich.«

Anna unterbrach einen Moment lang ihre Arbeit, aber wich immer noch dem Blick ihres Mannes aus. »Wir können nichts anderes von ihr erwarten, oder? Für uns ist das etwas anderes. Schließlich haben wir ihn schon 20 Jahre nicht mehr gesehen. Es war fast schon so, als wäre er tot -«

»Er war tot«, entgegnete Amos mit bitterer Stimme. »Für mich war er gestorben an dem Tag, als er hier fortging.«

»Sag das nicht, Amos«, bat ihn Anna. »Bitte sag das nicht mehr. Wenn Janet dich hört. Was soll sie denn denken?«

»Na, wenn schon. Was glaubst du, hat Mark ihr von uns erzählt? Du glaubst doch wohl nicht, dass er nichts von uns erzählt hat?« Als Anna weiter schwieg, wurde seine Stimme lauter. »Oder doch? Glaubst du wirklich, er hätte ihr nichts von dieser Nacht erzählt und von dem, was er zu sehen glaubte?«

Annas Augen wurden schmal. »Aber wenn er es getan hat, warum ist sie dann hier? Warum hat sie uns dann nicht Marks Leichnam nach New York überführen lassen? Ich glaube, er hat ihr nichts erzählt. Überhaupt nichts.«

Amos seufzte und stand auf. »Na, ist ja auch egal. Was zählt, ist, dass sie gekommen ist und das Kind mitgebracht hat.«

»Aber das heißt nicht, dass sie bleiben wird, Amos.«

»Sie wird bleiben«, entgegnete Amos. »Sie braucht uns jetzt, und wir werden für sie dasein. Sie wird bleiben. Dafür werde ich schon sorgen.«

Als Amos durch die Hintertür schritt, folgte Anna mit bitterem Blick dem aufrechten Gang ihres Mannes. Er hatte recht, das musste sie sich eingestehen. Wenn Amos wollte, dass Janet und Michael in Prairie Bend blieben, dann würden sie auch bleiben. Und sie, die ihrem Mann in all den Jahren ihrer Ehe nie die Stirn hatte bieten können, würde das auch jetzt nicht können.

Michael lag still im Bett und lauschte auf die Geräusche der Nacht. Grillen zirpten zart, und das Muhen der Kühe klang durch die Dunkelheit. Seine Augen suchten die Modellflugzeuge, und er begann noch einmal, über seinen Vater nachzudenken.

Er konnte seinen Vater nicht *fühlen*.

Das, so fand er, war das Seltsame in diesem Zimmer. Obwohl es voll war von den Sachen seines Vaters, konnte er ihn darin nicht fühlen.

Dies war etwas, das er noch nie erlebt hatte. Soweit er zurückdenken konnte, hatte er immer die Gegenwart seines Vaters spüren können, selbst dann, wenn er einmal nicht zu Hause war. Es war, als hätte sein Vater überall dort, wo er gewesen war, ein Stück von sich zurückgelassen, etwas, das Michael Halt gab. Es war etwas Besonderes zwischen ihm und seinem Vater, und obwohl sie niemals darüber gesprochen hatten, war Michael sich sicher, dass sein Vater es auch gefühlt hatte.

Und trotzdem - in diesem Zimmer, mit all den Sachen seines Vaters um ihn herum, konnte Michael ihn nicht fühlen.

Aber er hatte ihn im Traum gefühlt.

Im Traum hatte er seinen Vater im Heuspeicher stehen sehen, und er hatte noch jemand anderes gesehen, jemand, den er nicht deutlich erkennen konnte, in der Nähe seines Vaters.

Und dann war da eine blitzartige Bewegung gewesen, und plötzlich war sein Vater über den Rand gestürzt und gefallen.

Es war, als würde Michael selbst fallen, doch obwohl er sich unendlich tief in die Heuwanne hineinstürzen fühlte, konnte er auch seinen Vater in die Dunkelheit hineinfallen sehen.

Er hatte die Heugabel gesehen, der Stiel im Heu verborgen, die vier blinkenden Zinken senkrecht nach oben gerichtet. Sie warteten auf ihn, warteten auf seinen Vater.

Er versuchte zu rufen, zu schreien, aber kein Laut drang aus seiner Kehle.

Und dann spürte er den kalten, messerscharfen Stahl in sein Fleisch eindringen, aber gerade als die Heugabel ihn aufspießte, sah er, dass nicht er selbst auf die gefährlichen Zinken gefallen war, sondern sein Vater. Obwohl er nun wusste, dass nicht er es war, der starb, spürte Michael den Schmerz, fühlte er die Todesqual, die durch den Körper seines Vaters schoss, fühlte er den Tod nach seinem Vater greifen.

Und oben war noch jemand anderes und schaute zu...

Es war nur ein Traum, doch tief im Inneren wusste Michael,

dass es mehr war als bloße Einbildung.

Es war ein Stück Wirklichkeit.

2

So sehr sie sich auch bemühte, Janet Hall konnte sich nicht auf das konzentrieren, was um sie herum vorging. Allen Dingen haftete etwas Falsches an, und sie bemerkte, wie sie sich an Nichtigkeiten verlor. In der Wärme des Frühlingsmorgens sah sie sich auf einmal so, wie sie jetzt hätte sein sollen, sah sich die Madison Avenue hinunterschlendern, am Carlyle Hotel vorbei zur American Expression hinüber, der Boutique, die gewöhnlich das Ziel ihrer Einkaufsbummel am Mittwoch morgen war.

Und Michael hätte jetzt in seinem Klassenzimmer in der Manhattan School sitzen und so tun sollen, als würde er seinem Lehrer zuhören. Was er natürlich nie tat. Statt dessen blinzelte er in den herrlich sonnigen Morgen hinaus und träumte davon, das Wochenende zusammen mit Mark beim Zelten in den Berkshires zu verbringen.

Und Mark. Mark sollte nun eigentlich bei seinem Elf-Uhr-Seminar ein, wo er sich die Brille putzte und die Pfeife stopfte, während er seine Anmerkungen zu den ›Auswirkungen des Vietnam-Krieges auf Mittelstandsfamilien‹ überflog.

So sollte es sein. Eine typische Familie - wenn nicht gar eine lächerlich stereotype Familie, wie Mark sie einmal bezeichnet hatte, die in alltäglicher Routine ihr normales, stereotypes Leben führte. Aber die Dinge waren selten so, wie sie sein sollten, und heute war überhaupt nichts so, wie es sein sollte.

Alles war falsch, alles war unwirklich.

Mark war *tot*.

Es war eine Tatsache, die sie akzeptieren musste. Wenn sie

dazu fähig war, würde alles andere auch gehen, und sie würde sich wieder in ihrer Umgebung zurechtfinden können.

Sie zwang sich in die Wirklichkeit zurück, holte sich gewaltsam aus New York nach Prairie Bend und richtete ihre Augen auf den Sarg, der neben dem offenen Grab stand. Das ist Mark, sagte sie sich. Das ist alles, was von ihm übrig ist, und in ein paar Minuten werden sie ihn da hinunterlassen und ihn zuschütten, und dann ist er fort. Im stillen wiederholte sie das Wort, aber es hatte keine echte Bedeutung für sie. Mark konnte nicht fort sein, nicht für immer. Es war nicht gerecht. Und das war, wie sie in einem Moment plötzlicher Klarheit erkannte, der Schlüssel zu allem. *Es war nicht gerecht.*

Es war unmöglich - einfach unmöglich, dass er tot sein sollte, dass er sie alleingelassen hatte mit Michael - mit Michael und dem Baby. Sie hatte den Halls noch nichts von dem Baby erzählt, und scheinbar hatten sie auch nichts bemerkt. Aber bald würde sie es ihnen sagen müssen. Und auch Michael.

Und wieder ging ihr dieser böse, treulose Gedanke durch den Kopf: Alles war nur Marks Schuld. Wenn er gleich von Chicago nach Hause gekommen wäre, wie er es sich auch vorgenommen hatte, wäre das alles nicht passiert. Seit Jahren schon war er nicht mehr in Prairie Bend gewesen. Jedenfalls nicht mehr, seit sie ihn kannte. Warum war er ausgerechnet jetzt zurückgekehrt?

Es ergab keinen Sinn.

Eine Welle von Übelkeit überfiel sie, die morgendliche Übelkeit, die sie nun schon viel länger als gewöhnlich plagte. Janet kämpfte hartnäckig dagegen an. *Mir wird nicht schlecht*, sagte sie sich. *Mir wird bei Marks Beerdigung nicht schlecht. Ich werde das durchstehen.* Plötzlich spürte sie an ihrem Ellbogen eine stützende Hand, und als sie aufblickte, sah sie Amos Hall, wie er sie sorgenvoll anschaut mit seinen blauen Augen, blau wie Marks Augen. Sie verbannte alles andere aus

ihren Gedanken, ergriff die Hand ihres Schwiegervaters und zwang sich, dabei zuzusehen, wie man den Sarg ihres Mannes in die Erde senkte.

Michael stand schweigend neben seiner Mutter und versuchte angestrengt, auf das zu achten, was der Pfarrer über seinen Vater sagte. Wenn er aufmerksam zuhörte, würden vielleicht seine Kopfschmerzen verschwinden. Aber so sehr er sich auch Mühe gab, er konnte sich nicht konzentrieren, denn was der Pfarrer sagte, schien überhaupt nichts mit seinem Vater zu tun zu haben. Zumindest nichts mit dem Vater, den er gekannt hatte. Der Pfarrer sprach unaufhörlich davon, wie wichtig es sei, ein Zuhause zu haben und inmitten den Seinen zu leben und zu sterben, und Michael konnte beim besten Willen keinen Zusammenhang zwischen diesen Worten und seinem Vater erkennen. Meinte der Pfarrer etwa, dass sein Vater nicht gestorben wäre, wenn er Prairie Bend niemals verlassen hätte?

Aber das ergab keinen Sinn - er war ja in Prairie Bend gewesen, als er gestorben war.

Gestorben. Bis zum gestrigen tag hatte das Wort wirklich keine Bedeutung für Michael gehabt. Leute starben, aber nicht die, die man kannte, schon gar nicht der eigene Vater. Und doch war es geschehen. Er starrte den Sarg an, wusste, dass dies das letzte war, was er von seinem Vater sehen würde, aber selbst jetzt konnte er nicht glauben, dass sein Vater in der Holzkiste lag, dass er wirklich hier beerdigt wurde, dass er wirklich für immer fort war. Das konnte nicht sein...

Er nahm eine Bewegung neben sich wahr und spürte, wie seine Mutter seine Hand drückte. Die Predigt war zu Ende. Der Pfarrer hatte sich gebückt und einen Klumpen schwarzer Erde aufgehoben, den er über das offene Grab hielt. Es war alles vorbei, und sein Vater war nicht mehr da.

»Erde zu Erde, Staub zu Staub...« Starke Finger zerdrückten den Erdklumpen, und gerade als Michael hinschaute, brach er

auseinander. Schmutz prasselte auf den Sarg, mit einem dumpfen Geräusch, das Michael die Kehle zuschnürte. Ein Schluchzen neben ihm sagte ihm, dass seine Mutter weinte, und plötzlich schossen auch ihm die Tränen in die Augen. Zaghaft ließ Michael die Hand seiner Mutter los, zog ein Taschentuch hervor und schnäuzte. Auf seiner Schulter spürte er die Hand seiner Mutter. Dann war es vorbei. Er wandte sich vom Grab seines Vaters ab.

Als er sich umdrehte, erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Ein Schimmer. Eine Bewegung. Zuerst wusste er nicht recht, was es war, doch als seine Augen die Ebene absuchten, glaubte er zu erkennen, dass es das Sonnenlicht war, das von einem Wetterhahn zurückgeworfen wurde, der auf dem First eines verwitterten Schuppens ungefähr eine halbe Meile entfernt stand.

»Alles in Ordnung?« fragte Amos Hall.

Michael nickte. »Ich dachte, ich hätte etwas gesehen. Da draußen.«

Sein Großvater folgte seinem Blick, zuckte mit den Achseln. »Da wohnt Ben Findley. Dort gibt's nicht viel zu sehen. Hält es nicht so in Schuss, wie er sollte. Kommt vom Alleinsein.«

»Hat er denn keine Frau?« fragte Michael.

Sein Großvater zögerte, dann schüttelte er den Kopf und zog Michael mit sich. »Hatte mal eine, vor Jahren. Aber sie hat ihn verlassen. Und du bleibst am besten weg von dort.«

Michael blieb stehen, drehte sich um, um noch einen Blick auf die Farm zu werfen, die plötzlich interessant für ihn geworden war. »Warum?«

Sein Großvater lächelte schwach. »Weil Ben Findley keine Kinder mag«, sagte er. »Er mag überhaupt niemanden, und Kinder schon gar nicht.«

Er schaute noch einmal zum Grab zurück, dann zog er ein Taschentuch hervor und wischte sich über die Augen. »Er hätte schon vor langer Zeit zurückkommen sollen«, murmelte er wie

zu sich selbst. »Und euch mitbringen. Aber jetzt, wo ihr da seid, wollen wir zusehen, dass ihr auch bleibt.«

Nun ging er zum Wagen. Anna hatte gerade Janets Angebot, ihr zu helfen, abgelehnt und stemmte sich aus ihrem Rollstuhl auf den Rücksitz des Oldsmobiles, klappte den Stuhl zusammen und zog ihn zu sich herein.

»Siehst du?« sagte sie zu Janet, als sie losfuhren. »Es kommt nur darauf an zu entscheiden, was das Beste ist, und es dann auch zu tun. Genauso musst du es jetzt auch machen. Entscheide, was das Beste ist, und dann tue es. Mach dir nur keine Gedanken, Liebes - wir sind alle bei dir und werden dir helfen.«

Janet lehnte sich im Sitz zurück, schloss die Augen und dankte Gott im stillen für die Familie, die Mark ihr hinterlassen hatte. Er mag sie nicht gebraucht haben, dachte sie, aber ich brauche sie. Mein Gott, wie sehr ich sie brauche...

Janet schaute auf die Uhr im Wohnzimmer und fragte sich, wie lange das wohl noch weitergehen sollte. Es war schon halb fünf, und es fiel ihr immer schwerer, gegen die Erschöpfung anzukämpfen. Die Luft war heiß und stickig, das Zimmer mit Leuten überfüllt, und Janet glaubte langsam, dass sie sich in einer hoffnungslosen Situation befand. Die Namen von Marks Schwester, Laura, ihrem Mann, Buck Shields, und deren Sohn Ryan, der etwa in Michaels Alter war, hatte sie behalten können - mehr aber auch nicht. Es war peinlich gewesen, ihnen vorgestellt zu werden, wo sie doch nicht einmal ein ›Ich hab schon viel von euch gehört‹ sagen konnte. Sie hatte gehofft, dass sie Laura erkennen würde, wenn sie erst vor ihr stand, dass irgend etwas an ihr ihrem Gedächtnis wieder auf die Sprünge helfen würde, aber es war nicht so. Das einzige, was ihr sofort auffiel, war, dass Laura auch schwanger war, nur schon viel länger als sie selbst. Janet gelangte zu der Überzeugung, dass Mark in all ihren Ehejahren kein einziges

Mal seine Schwester erwähnt hatte.

Warum?

Jedesmal wenn sie Laura ansah - eine zerbrechliche Erscheinung, deren Augen selbst dann, wenn sie lächelte, noch seltsam ruhelos wirkten -, ging Janet die Frage durch den Kopf, warum Mark niemals von ihr gesprochen hatte. Immer wieder stellte sie diese Frage zurück und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf eine andere Person.

Um sie herum waren aber nur namenlose Gesichter, Leute, von denen sie hoffte, dass sie nicht gekränkt sein würden, wenn sie sie nicht mit derselben Vertraulichkeit begrüßen konnte, die sie ihr zuteil werden ließen:

»Sie sind also Marks Janet.«

Marks Janet.

Immer wieder dieselben zwei Worte. Marks Janet. Zuerst war sie über diese beiläufige Anrede verärgert gewesen; sie war doch mehr als nur das Eigentum ihres Mannes. Doch als der Nachmittag zu Ende ging, hatte sie sich daran gewöhnt und entdeckte, dass die Redewendung eigentlich nicht kränkend gemeint war.

»Fehlt Ihnen etwas?«

Überrascht blickte Janet auf. Sie erkannte den Mann als jemanden, der ihr bereits vorgestellt worden war, aber wie allen anderen konnte sie auch ihm keinen Namen zuordnen.

»Potter. Dr. Charles Potter.«

Er war, so schätzte sie, Ende Fünfzig- vielleicht schon Anfang Sechzig - und sein Aussehen entsprach genau dem, was er war, ein Landarzt. Sein Haar war weiß, und er hatte das, was man früher als gepflegte Umgangsformen bezeichnet hätte. Und, obwohl sie es kaum glauben konnte, er trug tatsächlich einen bonbonfarbenen Anzug.

»Wie bitte?« entfuhr es Janet.

»Fehlt Ihnen etwas?« wiederholte Potter. »Sie sehen etwas angegriffen aus.«

»Es geht mir gut«, versicherte Janet, und dann fiel ihr auf, dass es hier im Zimmer viel zu warm war und ihr die Hitze in den Kopf stieg. Sie versuchte aufzustehen, musste aber feststellen, dass es ihr nicht gelang. »Ich muss zugeben, es geht mir gar nicht gut«, sagte sie schwach. »Wie sehe ich aus?«

Potter grinste und verlor dabei in Janets Augen ein Stück von seinem sorgfältig gepflegten Habitus. »Wie schon gesagt, ein wenig angegriffen. Was in dieser Gegend jeden Gesundheitszustand bezeichnet, der sich nicht mit ›ausgesprochen gut‹ bezeichnen lässt. Und Sie sehen nicht ausgesprochen gut aus.« Als er weitersprach, wurde seine Stimme ernst. »Was kein Wunder ist unter diesen Umständen. Ich habe es auf der Beerdigung gesagt, ich habe es vorhin gesagt, und ich sage es noch einmal: Es tut mir leid um Mark. Er war ein guter Mensch.«

Janet nickte automatisch, da sie eine plötzliche Benommenheit und einen Anfall von Übelkeit verspürte. »Ich glaube, ich sollte mich besser etwas hinlegen«, meinte sie, und Potter sprang augenblicklich auf und gab Amos Hall ein Zeichen, woraufhin dieser herüberrilte.

»Ich glaube, wir sollten sie hinaufbringen«, sagte Potter. »Das ist wohl alles etwas zuviel für sie gewesen.«

Plötzlich schien sie von allen im Zimmer angestarrt zu werden. »Nein - bitte - gleich geht es mir wieder gut, wirklich«, wehrte Janet ab, doch Amos, trotz seines Alters noch kräftig genug, hob sie hoch und trug sie die Treppe hinauf, gefolgt von Dr. Potter.

In ihrem Zimmer legte Amos sie behutsam aufs Bett und lächelte sie an. »Lass dich mal vom Doc anschauen, und Mutter und ich werden die Bande da unten mal fortschicken. Sie hätten schon vor Stunden gehen sollen, aber du weißt ja, wie das ist. Als ob es nicht reicht, wenn jeden Tag jeder jeden sieht. Für irgendwas lädst du sie ein, und dann reden und reden sie unaufhörlich.« Er ging, und Dr. Potter fühlte ihr den Puls.

Gleich darauf hatte sie ein Thermometer im Mund, und Potter überschüttete sie mit Fragen nach ihrem Gesundheitszustand. Schließlich deckte er sie zu und riet ihr, etwas zu schlafen.

»Es war wahrscheinlich die Aufregung der letzten Tage«, fügte er hinzu. »Andererseits könnte es auch etwas Ernstes sein, eine leichte Grippe oder ein Käferstich oder so etwas. Ich sag Ihnen was: Jetzt schlafen Sie und morgen kommen Sie in meine Praxis, dann sehen wir mal nach. In Ordnung?«

Janet ließ sich erleichtert in die Kissen zurücksinken, als Potter die Tür hinter sich zugemacht hatte. Sie *war* müde, sie *fühlte* sich nicht wohl, und wenn sie sich schlafend stellte, ließ man sie wenigstens allein. Andererseits -

Langsam sank sie in tiefen Schlaf.

»Wann geht ihr wieder nach Hause?« fragte Ryan Shields seinen Vetter. Nachdem sie sich anfangs gegenseitig etwas misstrauisch beäugt hatten, hatten die Jungen im Laufe des Nachmittags ein Bündnis geschlossen und waren schließlich aus dem Wohnzimmer ihrer Großmutter entkommen.

Auf der Sitzstange von dem vermoderten Schwungseil nahm Michael probeweise Schwung, konnte die Vorrichtung aber kaum in Bewegung versetzen.

»Ich weiß nicht«, entgegnete er, »in ein paar Tagen vielleicht.« Ryan runzelte die Stirn. »Das meint mein Dad auch. Aber ich glaube, meine Mutter hätte gern, dass ihr bleibt.«

Michael merkte auf. »Warum sollte sie das wollen?«

»Frage mich«, gab Ryan zurück. »Ich weiß nur, dass sie auf dem Weg hierher einen großen Streit hatten. Na ja, es hätte wohl sowieso Streit gegeben.« Er zögerte und blickte unter sich. Ohne Michael dabei anzusehen, fragte er. »Haben sich deine Eltern oft gestritten?«

Michael schüttelte den Kopf. »Mhm-mhm. Wenigstens nicht, wenn ich dabei war. Streiten sich deine Leute oft?«

Ryan nickte. »Meistens über die Gegend hier. Mutter hasst es, hier zu leben. Heute hat sie gesagt, dass dein Dad ganz recht hatte, als er von hier wegging.«

Michael hörte zu schaukeln auf und legte sich neben seinen Vetter auf die Erde. Eine Zeitlang sprachen die Jungen kein Wort. Als Michael schließlich sprach, lag etwas Unsicherheit in seiner Stimme. »Hast - hast du dir schon einmal vorgestellt, dass dein Dad stirbt?«

Ryan drehte sich unbehaglich und wandte den Blick von Michael ab. »Sicher. Macht doch jeder. Außer -«

»Außer was?« fragte Michael.

»Na ja, ich habe es mir wohl nur vorgestellt, weil ich wusste, dass es bestimmt nicht passieren wird.«

Plötzlich setzte sich Michael auf und ließ seinen Blick auf seinem Vetter ruhen. »Wenn mein Dad Fallschirmspringen ging, stellte ich mir oft vor, dass er sterben würde. Glaubst du, er ist daran gestorben, dass ich mir das vorgestellt habe?«

»Unsinn«, entgegnete Ryan. »Du kannst nicht dadurch etwas geschehen lassen, dass du daran denkst. Außerdem - was mit deinem Vater geschehen ist, war ein Unfall, nicht wahr?«

Michael nickte, aber in seinem Gesicht lagen Zweifel.

»Dann war es nicht deine Schuld.« Plötzlich spürten beide Jungen, dass noch jemand in der Nähe war; sie schauten auf und sahen ihren Großvater auf sie blicken. Sie sprangen auf und klopften sich schuldbewusst den Staub und das Gras von ihren Kleidern.

»Da werden sich eure Mütter ja schön freuen«, war Amos' Kommentar. »Was geht hier vor?«

»Wir haben nur erzählt«, antwortete ihm Ryan.

»Worüber?«

Die beiden Jungen schauten sich gegenseitig an. »Über Dinge«, sagte Michael.

»Dinge«, wiederholte Amos. Mit den Augen musterte er Ryan. »Weißt du, was ich gerade zu deiner Großmutter

gesagt habe? Ich habe gesagt, ich wette, die beiden Jungen sitzen irgendwo draußen und erzählen sich ›Dinge‹. Und weiß du, was sie gesagt hat?«

Ryan betrachtete misstrauisch seinen Großvater und war sich sicher, dass er in eine Falle laufen würde, aber am Ende siegte doch seine Neugier. »Was?« fragte er.

Amos grinste den Jungen an. »Na, warum gehst du denn nicht hinein und fragst sie selbst? Bei der Gelegenheit kannst du ihr auch gleich beim Abwaschen helfen.« Als Ryan durch die Hintertür des Hauses verschwunden war, ließ er sich auf der Erde nieder und deutete Michael an, dasselbe zu tun. »Alle sind jetzt nach Hause gegangen«, sagte er. »Du brauchst also keine Angst mehr zu haben, dass sie über dich herfallen und dir erzählen, wie hübsch du bist und wie sehr du deinem Vater ähnlich siehst oder deiner Mutter oder deinem Onkel Harry, wenn du einen hast. Es ist alles vorbei.« Er machte eine Pause und sagte dann: »Verstehst du?«

Michael zögerte und nickte dann unglücklich. »Die Beerdigung ist vorbei.«

Amos stimmte zu. »Richtig. Die Beerdigung ist vorbei, und für uns alle muss das Leben jetzt weitergehen. Deine Mutter liegt noch im Bett -«

»Geht es ihr gut?« unterbrach ihn Michael.

»Sie war wahrscheinlich nur erschöpft. Jetzt geh hinein und zieh dich um, dann komm in die Scheune. Es gibt noch eine Menge zu tun, und es ist nur noch ein paar Stunden hell.« Er stand auf und hielt Michael die Hand hin. Einen Moment lang dachte er, der Junge wolle ihn abweisen, doch dann ergriff Michael mit seiner kleinen Hand die viel größere von Amos und zog sich auf die Füße. Michael schaute mit großen Augen seinen Großvater an.

»Was - was wird jetzt geschehen, Großvater?«

Amos Hall nahm seinen Enkel in den Arm und ging mit ihm auf das Haus zu. »Das Leben geht weiter«, sagte er. »Wir

werden es Schritt für Schritt meistern, einverstanden?«

Aber Michael runzelte die Stirn. »Sicher«, sagte er schließlich. »Aber ich wollte, Dad wäre hier.«

»Ich auch«, entgegnete Amos Hall, aber aus seiner Stimme war alle Milde gewichen. »Ich auch.«

Janet erwachte mit dem Sonnenaufgang, und zum erstenmal seit ihrer Heirat konnte sie ihren Mann nicht neben sich spüren. Das hatte die Beerdigung immerhin bewirkt. Nie wieder würde sie aufwachen und die Hand nach Mark ausstrecken. Er war endgültig fort, und sie war endgültig auf sich allein angewiesen.

Sie setzte sich hoch und stand vorsichtig auf. Die Übelkeit war verschwunden und mit ihr das Hitzegefühl, also steckte sie die Füße in ein Paar Pantoffeln und ging ins Badezimmer, wo sie sich das Gesicht mit kaltem Wasser wusch. Dann ging sie in ihr Schlafzimmer zurück, zog das Nachthemd aus und einen Morgenmantel an. Bei der Treppe blieb sie stehen und lauschte einen Moment lang hinunter.

Aus der Küche hörte sie Stimmengemurmel, doch im Wohnzimmer war es still. Sie fuhr sich mit der Hand kurz durchs Haar, dann ging sie die Treppe hinunter.

Die Familie saß um den Küchentisch versammelt, und als sie auf sie zukam, blieb sie betroffen stehen. Es war, als gehörten sie zusammen, das ältere Paar auf der einen Seite des Tisches und Michael in ihrer Mitte. So musste die Familie vor 20 Jahren ausgesehen haben, erkannte Janet, außer dass an Michaels Stelle Mark gesessen hatte. Und Laura.

Flüchtig nahm sie wahr, dass für sie kein Gedeck auf dem Tisch stand.

Michael sah sie zuerst.

»Mutter! Geht es dir gut?«

»Bestens. Ich war nur müde, und es war so heiß - nun, ich fürchte, deine alte Mutter hat so etwas wie einen

Ohnmachtsanfall bekommen.«

»Bist du sicher, dass du schon auf sein solltest, Liebes?« fragte Anna Hall besorgt. »Warum gehst du nicht wieder hinauf, ich werde dir etwas zu essen machen.«

»Es geht mir wieder gut, Anna«, beteuerte Janet. »Lass mich nur mal hinsetzen, dann -«

»Hol deiner Mutter einen Stuhl, Michael.«

Auf Großvaters Worte hin stand Michael vom Tisch auf, drückte sich an seiner Mutter vorbei und verschwand im Wohnzimmer. Gleich darauf kam er zurück und brachte einen von Annas gutgepolsterten, rücklehnbaren »Sonntagssesseln«.

»Warum erlebe ich so etwas nicht auch einmal zu Hause?« fragte Janet, als sie sich zu Tisch gesetzt hatte.

Amos starre sie an. »Kinder tun, was man von ihnen erwartet«, sagte er in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ.

»Vielleicht ist es auch nur, weil alles neu ist«, meinte Anna zögernd. Sie gab Michael ein Besteck. »Deck deiner Mutter den Tisch.« Dann wandte sie sich wieder Janet zu. »Es ist kein Geheimnis, dass Kinder sich bei anderen Leuten besser benehmen als zu Hause. Wo wir es gerade von Erwartungen haben«, fügte sie hinzu und wandte sich ihrem Mann zu. »Wir hatten ja auch erwartet, dass Mark Prairie Bend nie verlassen würde, und du hattest ihm das wohl auch klargemacht. Soviel zu dieser Ansicht.«

»Ich hatte nicht gewusst, dass Mark nach dem College hätte nach Hause kommen sollen«, sagte Janet. »Was hätte ein Soziologe hier auch tun sollen?«

Obwohl sie die Frage an ihren Schwiegervater gerichtet hatte, antwortete ihr Anna.

»Am Anfang, nachdem er... gegangen war«, sagte sie beinahe im Flüsterton, bedächtig ihre Worte wählend, »wussten wir noch nicht einmal, dass er auf ein College gegangen war. Wir wussten auch nicht, wo er überhaupt war.

Alles, was wir wussten, war, dass er nicht mehr da war. Aber wir dachten, er würde zurückkommen.« Sie zuckte hilflos die Achseln und wich Amos' stummem Blick aus. »Seitdem hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Für eine Farm braucht man keinen Doktortitel. Ich glaube, er war nie an einer Farm interessiert. Nicht an dieser und auch nicht an seiner eigenen.«

Janet, die gerade ihre Gabel zum Mund führen wollte, hielt in ihrer Bewegung inne und starre Anna an. »*Seine Farm?* Von was sprichst du? Mark hatte niemals eine Farm.«

»Natürlich hatte er eine Farm«, entgegnete Anna, und ihre Miene drückte die Überzeugung aus, dass Janet an einer momentanen Gedächtnisstörung leiden musste. Dann, als Janets Ratlosigkeit nicht wich, wandte sie den Blick zu ihrem Mann und wieder zurück zu Janet. »Willst du etwa sagen, er hätte dir nie von der Farm erzählt?«

Janet fühlte plötzlich Panik in sich aufsteigen und wandte sich hilfesuchend an Michael. Ging es ihr mit dieser Sache genauso wie mit Marks Schwester? »Hat Daddy dir jemals von einer Farm erzählt? Dass er eine besitzt, meine ich?«

Michael schüttelte den Kopf.

»Aber ihr müsst davon gewusst haben. Die Steuern, das Besitzrecht -«

»Das Besitzrecht?« fragte Janet. Sie wandte sich wieder Michael zu. »Ich glaube, du gehst jetzt besser auf dein Zimmer.«

»Ach, Mutter...«

»Tu, was deine Mutter dir sagt«, knurrte Amos, und nach kurzem Zögern stand Michael auf und verließ das Zimmer.

»So - was hat das alles zu bedeuten?« fragte Janet. »Erst dachte ich, ihr meintet, dass Mark vor langer Zeit eine Farm besaß, noch bevor ich ihn kennenlernte. Aber als ihr eben die Steuern und Besitzrechte erwähnt habt -«

»Er hat schon immer eine Farm besessen«, sagte Amos. »Es war ein Hochzeitsgeschenk, so wie die Hälfte von Lauras und

Bucks Farm ein Hochzeitsgeschenk war. Bucks Eltern gaben ihnen die andere Hälfte. Sie leben nicht davon, aber sie besitzen sie immer noch und unterhalten sie auch. Und wenn Mark ein Mädchen vom Ort geheiratet hätte -«

Aber Janet hörte nicht mehr zu. »Ein Hochzeitsgeschenk«, flüsterte sie. »Aber ihr habt uns Silbergeschirr geschickt -«

»Nun, das natürlich auch«, entgegnete Anna.

Amos nahm sie bei der Hand. »Du weißt also wirklich nichts davon?«

Stumm schüttelte Janet den Kopf.

»Es ist 80 Morgen groß. Es wurde an Marks Hochzeitstag auf ihn überschrieben, und seitdem gehört es ihm. Ich weiß es, denn ich hatte befürchtet, er könnte versuchen, es zu verkaufen, und habe es immer im Auge behalten. Ich hoffte immer, dass er einmal kommen würde, um dort zu leben, aber ich glaube, ich habe immer gewusst, dass dies nie geschehen würde. Aber er bezahlte die Steuern. Soweit ich weiß, hat er niemals versucht, sie zu verkaufen.«

»Aber was ist daraus geworden?« fragte Janet. »Und warum habe ich nie etwas davon erfahren?«

»Das weiß ich auch nicht«, entgegnete Amos. »Aber es ist immer noch da. Und es gehört jetzt dir.«

Einen Moment lang starrte Janet ihre Schwiegereltern gedankenverloren an. Schließlich sagte sie, ohne ihre Worte überdacht zu haben: »Er muss euch sehr gehasst haben.«

Amos Halls Augen blitzten zornig auf, aber Anna starrte nur ins Leere.

»Ja, ich glaube schon«, sagte Amos schließlich, und der Zorn war aus seinen Augen so schnell verschwunden, wie er gekommen war. »Aber er ist jetzt tot. Und das alles liegt hinter uns, nicht wahr?«

Obwohl sie in dieser Nacht früh zu Bett ging, konnte Janet Hall nicht einschlafen. Sie setzte sich auf und blickte auf die vom Mond beschienene Prärie hinaus, den Bademantel fest um sich gezogen, so als ob er sie vor ihren eigenen Gedanken schützen könne.

Mark hatte ihr nicht nur seine Schwester verschwiegen.

Es gab auch noch die Farm.

Die ganze Zeit über hatte es eine Farm gegeben.

Schmerzlich erinnerte sie sich an all die Gespräche, die sie geführt hatten, sie und Mark, in all den Nächten - Nächten wie dieser -, wenn sie sich hingesetzt und über die Zukunft geredet hatten.

Für Janet hatte die Zukunft immer eine Farm bereitgehalten.

Vage und unbestimmt. Für Janet war die Farm ihrer Träume wie aus einem Bilderbuch der Kindheit - ein kleiner Ort, irgendwo in Neu-England, mit einem weißgetünchten kleinen Haus, einer leuchtendroten Scheune mit weißem Gebälk, einem blitzsauberen Hof, der von Hühnern und kleinen, flaumigen Küken bevölkert wurde, das Ganze ordentlich von einem weißen Lattenzaun umgrenzt.

Alles idyllisch, alles ein Traum und alles immer von Mark nachsichtig belächelt. All die Gründe, warum es unmöglich war, all die Ausflüchte, über die sie ständig im Streit lagen: Sie waren Stadtmenschen, obwohl sie beide auf dem Land geboren waren, und New Yorker aus eigenem Entschluss, pflegte Mark zu behaupten; entschließen konnte man sich immer noch, konterte Janet dann. Mark war Lehrer, kein Farmer; Colleges gab es in Neu-England an jeder Ecke, er konnte immer noch unterrichten, und sie konnten jemanden anstellen, der die Farm bewirtschaftete. Michael fühlte sich in seiner Schule wohl; Kinder wechseln ständig Schulen, und es gibt keinen Beweis, so hielt Janet dagegen, dass Stadtschulen besser als

Landschulen sein sollten.

Aber am Ende lief es immer auf ein Argument hinaus, dem Janet nichts entgegenzusetzen hatte.

Sie konnten sich keine Farm leisten, brachten nicht einmal genug Geld für eine kleine Parzelle in den Vorstädten zusammen, ganz zu schweigen von einer Farm.

Aber es war eine Lüge gewesen. Und Mark hatte gewusst, dass es eine Lüge war.

Was gab es noch alles? Wieviel hatte dieser Fremde, mit dem sie 13 Jahre ihres Lebens verbracht hatte, ihr noch verschwiegen? Was würde sie im Lauf der Zeit noch alles über den Mann erfahren, den sie geheiratet hatte?

Anna. Hatte Mark gewusst, dass seine Mutter an den Rollstuhl gefesselt war? Es schien unmöglich, dass er es nicht gewusst hatte, und doch schien es genauso unmöglich, dass er ihr nie davon erzählt haben sollte. Aber es war so.

Als das Morgengrauen anbrach und Janet in einen unruhigen Schlaf fiel, hatte sich der Schmerz über den Tod ihres Mannes in etwas anderes verwandelt. Eine seltsame Furcht hatte sie davon ergriffen, was sie noch alles über Mark erfahren würde, wie viele Geheimnisse noch vor ihr verborgen lagen.

Als sie ein paar Stunden später erwachte, merkte sie, dass eine Veränderung in ihr vorgegangen war. Es war, als sei sie von Ungewissheit umgeben, lähmender Ungewissheit. Lange lag sie bewegungslos da, unfähig aufzustehen, unsicher, ob sie dem Tag gewachsen sein würde.

Sie schloss kurz die Augen, und plötzlich sah sie Marks Gesicht vor sich, seine Umrisse leicht verschwommen, und in seinen Augen lag etwas - eine Verschlossenheit - die sie nie zuvor an ihm gesehen hatte. Dann veränderte sich das Bild, wurde härter und schärfer, bis es sich in das Gesicht von Amos verwandelt hatte.

Seine Augen waren klar, seine Umrisse fest. Er lächelte sie an und bot ihr die Stärke, die sie von Mark nicht mehr

bekommen und die sie in sich selbst nicht finden konnte.

Sie stand auf und ging zum Fenster. Unter ihr, auf dem Hof, sah sie Michael die Hühner füttern. Gleich darauf kam Amos aus dem Stall und schaute zu ihr hoch, als hätte er ihren Blick gespürt; sie winkte ihm zu, und er winkte ihr zurück.

Und dann wurde ihr übel. Sie ging vom Fenster weg, eilte ins Badezimmer, erbrach in der Toilette und wartete, bis es ihr wieder besser ging.

Was soll aus uns werden? fragte sie sich, als sie sich anzuziehen begann. *Was soll jetzt aus uns werden?*

Janet kam aus Dr. Potters kleinem Sprechzimmer in den Salon, der tagsüber als Wartezimmer diente und abends Potters Wohnzimmer war. Amos Hall erhob sich vom Sofa am Fenster; Anna blieb in ihrem Stuhl sitzen, die Hände im Schoß gefaltet, ihre Haltung eine Ruhe ausdrückend, die über ihren besorgten Blick allerdings nicht hinwegtäuschen konnte.

Janet mühete sich ein Lächeln ab. Jetzt oder nie. Irgendwann *musste* sie es ihnen sagen, und nach einer schlaflosen Nacht war sie zu dem Schluss gekommen, dass die Untersuchung ein willkommener Anlass dafür sein würde. »Nun, ich bin schwanger«, sagte sie.

Ein Seufzer entfuhr der alten Frau, und sie sank in ihrem Stuhl zusammen. »So«, sagte sie schließlich, und ihr Blick wanderte von Janet zu ihrem Mann. »Das ist doch so etwas wie ein Segen, nicht wahr?« sagte sie.

»Ich weiß nicht«, sagte Janet, zu sehr mit ihren eigenen Gefühlen beschäftigt, um die Reaktion ihrer Schwiegermutter auf die Nachricht zu beachten. »Ich fürchte, ich muss darüber noch etwas nachdenken.«

»Nachdenken?« Amos Hall schritt durch das Zimmer, holte Janets Mantel von der Garderobe und half ihr hinein. »Was gibt es darüber nachzudenken?«

Janet schluckte, und sie fragte sich, ob sie ihnen sagen sollte,

dass ihr erster Gedanke nach Bestätigung der Schwangerschaft gewesen war, so früh wie möglich eine Abtreibung vornehmen zu lassen.

»Ich frage mich ernsthaft, ob ich es bekommen sollte«, sagte sie in einem möglichst unverbindlichen Ton. »Ich bin nicht mehr so jung, dass -«

»Es nicht bekommen?« rief Anna. »Marks Baby nicht bekommen? Oh, Janet, das kann doch nicht dein Ernst sein. Das wäre doch - nun, zuallererst wäre es Mord!«

»Schon gut, Mutter, reg dich nicht auf«, beruhigte Amos Hall seine Frau, obwohl er Janet nicht aus den Augen ließ. »Die Zeiten haben sich geändert. Nicht jeder denkt mehr so wie du und ich.«

»Wenn das Kind gesund ist, hat es auch ein Recht zu leben«, erklärte Anna zornig. Dann wandte sie sich Janet zu und fuhr etwas versöhnlicher fort: »Ich bin keine rückständige alte Frau, was immer Amos auch sagen mag. Ich kann mir gewisse Umstände vorstellen, unter denen es für ein Kind besser wäre, nicht geboren zu werden.« Sie warf einen prüfenden Blick auf Janets Bauch, und jetzt bemerkte sie auch die leichte Wölbung. »Außerdem ist es zu spät dafür, oder?«

»Fast«, gab Janet zu. »Aber was ist mit meinen Gefühlen? Zählen sie denn nicht?« fügte sie hinzu, doch sofort tat es ihr leid.

»Deine Gefühle?« fragte Anna. »Was meinst du damit? Soll das heißen, du willst das Kind nicht?«

Janet schüttelte den Kopf. »Darum geht es nicht, Anna. Es kommt mir alles nur -« Sie stockte und erkannte plötzlich, dass sie sich nicht im geringsten über ihre Gefühle im klaren war. Alles, was sie fühlte, war Verwirrung. Hätte sie nur mit Mark reden können... Aber das war für immer unmöglich. Und mit einem Schauder dachte sie daran, dass der Mark, den sie zu kennen geglaubt hatte, ein anderer Mensch war als der, von dem sie mehr und mehr erfuhr, seit sie in Prairie Bend

angekommen war. Sie wandte sich an Amos. »Hast du etwas dagegen, wenn ich nach Hause laufe? Ich glaube, das wird mir gut tun. Ich muss mich an alles erst gewöhnen. Es gibt so viel zu überdenken.«

Amos runzelte die Stirn. »Bist du sicher? Ich weiß nicht, ob die Anstrengung -«

Janet wehrte ab und versuchte, eine Selbstsicherheit zu zeigen, die sie allerdings nicht spürte. »Die Zeiten haben sich geändert, Amos, und ich muss jetzt wirklich eine Weile allein sein.« Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete sie die Tür und ging aus Dr. Potters Praxis hinaus ins helle Mittagslicht. Sie schaute sich um, orientierte sich und ging Richtung Dorfmitte.

Sie erkannte, dass Prairie Bend eigentlich mehr als nur ein Dorf war, und als sie die Häuserreihe von Dr. Potter zur Hauptstraße entlangging, wirkte es auf sie seltsam vertraut. Es dauerte allerdings eine Weile, bis ihr klar wurde, was ihr an der Stadt bekannt vorkam. Prairie Bend war wie das kleine Städtchen in ihren Träumen, das malerische Dorf, das sie sich immer zusammen mit der friedlichen Farm vorstellte, die eines Tages ihr gehören sollte.

Prairie Bend war über hundert Jahre alt, aber es schien, dass es seine volle Größe schon kurz nach seiner Gründung erreicht hatte.

Janet blieb stehen und versuchte, das, was sie sah, mit dem, was Mark über Prairie Bend erzählt hatte, in Einklang zu bringen. Aber langsam kam ihr zu Bewusstsein, dass er nie viel davon erzählt hatte - lediglich, dass er hoffte, es nie wiederzusehen.

Aber warum?

Es hatte nichts Bedrohliches an sich, bestimmt nichts Ungewöhnliches, außer seiner Lieblichkeit.

Aber was hatte dann Mark so gehasst?

Und warum war Prairie Bend nie weiter gewachsen?

Warum war ein so entzückender Ort so klein geblieben?
Sie wusste es nicht und würde es wahrscheinlich nie erfahren, wenn sie nicht blieb.

Der Gedanke war ihr schon den ganzen Tag über durch den Kopf gegangen, doch nun, in der Stille und dem Frieden dieses Frühlingstages, überprüfte sie ihn zum erstenmal auf seine Vor- und Nachteile hin.

In Prairie Bend hatte sie Familie, wenn auch nur angeheiratete; in New York hatte sie niemanden.

Sie hatte wenig Geld an beiden Orten; und nur dürfte Berufserfahrung.

Vorläufig würde sie ihr Apartment in New York behalten können, aber nur vorläufig. Auf die Dauer würde sie sich eine billigere Wohnung suchen müssen.

In Prairie Bend besaß sie eine Farm.

Mark hatte Prairie Bend gehasst, ihr aber nie gesagt warum. Vielleicht hatte es keinen Grund gegeben, oder zumindest keinen überzeugenden Grund.

Sie dachte an ihre Schwiegereltern. Gute Menschen, freundliche Menschen, die sich um sie sorgten. Aber warum? Was war sie anderes als die Witwe des Sohnes, der mit ihnen gebrochen hatte? Warum sollten sie sich um sie kümmern wollen?

Doch während sie sich noch die Frage stellte, war sie sich bereits sicher, die Antwort zu wissen. Sie kümmerten sich um sie, weil sie gütige und liebevolle Menschen waren, die das, was ihr Sohn getan hatte, nicht ihr anlasteten. Nein - sie wollten sie, und sie wollten Michael. Und wenigstens für eine Weile wollte sie die Obhut von Prairie Bend und die liebe von Marks Eltern genießen.

Als sie wieder zu dem Haus der Halls zurückging, wusste sie, dass sie ihre Entscheidung getroffen hatte.

Eine Dreiviertelstunde später betrat sie Anna Halls Küche und setzte sich an den Tisch. Ihre Schwiegermutter warf ihr

kurz einen missbilligenden Blick zu und rührte dann weiter ihren Kuchenteig.

»Bist du fertig mit dem Nachdenken?« fragte sie, wobei ihr Ton keine Zweifel daran aufkommen ließ, welche Entscheidung Janet ihrer Ansicht nach getroffen hatte.

»Ja«, antwortete Janet ruhig. »Ich werde mein Kind bekommen, und ich werde meine Farm behalten. Michael und ich werden hier leben.«

Anna Hall legte den Löffel hin und nahm Janet in die Arme.

»Wenn du das willst«, flüsterte Anna. »Wenn du das wirklich willst, dann bist du hier willkommen. Mehr als willkommen. Aber ich warne dich«, fügte sie plötzlich hinzu. »Wenn du erst einmal zu Prairie Bend gehörst, wirst du nie mehr davon loskommen.«

Ein Schauder durchfuhr Janet, aber gleich darauf hatte sie es wieder vergessen.

4

»Wir gehen gar nicht mehr nach Hause?« Michaels Stimme zeigte deutlich, wie bestürzt er war. »Aber warum?«

Er saß mit seiner Mutter in Anna Halls selten benutztem Wohnzimmer und schaukelte aufgereggt auf einem Wiener Stuhl hin und her.

»Aus verschiedenen Gründen, Liebling«, entgegnete Janet und zwang sich, Michaels zornigem Blick nicht auszuweichen. »Zum einen haben wir hier ein Zuhause - eine Wohnung, die uns allein gehört. Würdest du nicht auch lieber in einem Haus als in einem Apartment wohnen?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Michael etwas zu schnell. »Dad wollte nie auf einer Farm leben. Ich wette, wenn Dad hier wäre, dann wären wir schon längst wieder zu Hause.«

»Ich weiß«, seufzte Janet. »Wenn dein Vater hier wäre,

könnte alles so sein, wie es immer war, aber er ist nicht hier, und alles ist anders. Ich weiß, es ist schwer, und es wird noch schwerer werden, Schatz. An mir liegt es nun, das Beste für uns zu finden, und ich glaube, es ist das Beste, wenn wir hier bleiben.«

»Aber *warum?*«

»Erstens haben wir nicht viel Geld, und das Leben in New York ist sehr kostspielig.«

»Warum besorgst du dir keine Arbeit?« fragte Michael mit der vollen unschuldigen Ernsthaftigkeit seiner Jugend.

»Das könnte ich«, stimmte Janet zu. »Aber ich würde keine gute Stelle bekommen. Und was würde aus dir werden? Ich kann dich nicht den ganzen Tag allein lassen.«

»Ich kann auf mich selbst aufpassen«, widersprach Michael.

»Ich bin kein Kind mehr.«

Janet lächelte ihren Sohn an. »Natürlich nicht. Und wenn wir nicht in New York wohnten, würde ich mir auch keine Sorgen machen. Doch es gibt noch etwas. Im Moment nämlich würde ich wohl überhaupt keine Arbeit bekommen.«

Michael starnte sie an und hörte abrupt mit dem Schaukeln auf.

»Warum?« fragte er.

»Nun«, sagte Janet, »es sieht so aus, als bekäme unsere Familie Zuwachs.«

Plötzlich war es still, und Michael begriff nur langsam, was sie sagen wollte. »Du meinst, du bekommst ein Baby?«

Janet nickte. »Du siehst also, jede Stelle, die ich bekäme, müsste ich in ein paar Monaten schon wieder aufgeben. Und die meisten Leute würden mich gar nicht erst einstellen.«

»Erzähl es eben nicht!« sagte Michael. »Du siehst nicht aus, als wärst du schwanger.«

»Ich lüge nicht«, sagte Janet leise. »Und ich will so etwas von dir nicht wieder hören. Ist das klar?«

Michael nickte stumm. Lange Zeit sagte er nichts, bis er sie

mit einer Frage konfrontierte, die sie am allerwenigsten erwartet hatte. »Warum hat Daddy uns nie gesagt, dass wir eine Farm haben?«

Janet suchte nach einer Antwort, fand aber keine. Jedenfalls keine, die nicht Michaels Andenken an seinen Vater getrübt hätte, und das wollte sie auf keinen Fall zulassen. »Es gab keinen Grund dazu«, sagte sie schließlich. »Daddy war kein Farmer und wollte auch nie einer werden. Und es gab keine Universität hier in der Gegend, an der er hätte unterrichten können.«

Michael schien ihre Worte für bare Münze zu nehmen. »Wo ist sie?« fragte er nur.

Janet blickte ihren Sohn verblüfft an, und zum erstenmal seit Marks Tod brach sie in Lachen aus. Michael warf ihr einen unbehaglichen Blick zu. »Was ist daran so komisch?«

»Weißt du was?« fragte Janet prustend. »Ich weiß noch nicht einmal, wo sie ist! Da entschließe ich mich, mit dir auf eine Farm zu ziehen, und ich habe noch nicht einmal gefragt, wo sie ist, ganz zu schweigen davon, wie sie aussieht. Komm, wir gehen zu deinen Großeltern, sie sollen uns hinführen.«

Aber die Halls weigerten sich.

»Morgen«, sagte Anna beharrlich. »Wir werden sie euch morgen zeigen.«

»Aber warum nicht heute?« fragte Janet.

Amos grinste sie an. »Wenn du sie heute zu sehen bekommst, willst du nie einziehen. Bis morgen ist sie aufgeräumt und wenigstens bewohnbar.«

»Aber es macht mir nichts aus, wenn dort ein Durcheinander ist«, protestierte Janet. »Ihr müsst niemanden zum Aufräumen bestellen. Michael und ich können das tun.«

»Jemanden bestellen?« fragte Anna. »Warum sollten wir das tun?« Doch plötzlich verstand sie, was Janet meinte. »Wir sind hier nicht in New York«, sagte sie. »Hier draußen kennt und hilft jeder jedem. Es ist alles wie eine große Familie. Wir

werden für euch sorgen. Dafür sind wir hier.«

Janet stiegen die Tränen in die Augen, und sie nahm die alte Frau in ihre Arme. »Danke«, flüsterte sie. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, was das alles für mich bedeutet. Seit Marks Tod habe ich solche... solche Angst.«

Anna strich ihr zärtlich über den Rücken. »Ich weiß, Liebes. Ich weiß, wie du dich fühlst. Aber nun wird alles gut werden. Glaub mir«, sagte sie, während sie über Janets Schulter hinweg Amos in die Augen sah.

»Kennst du Mr. Findley?«

Es war Nachmittag, und Michael und Ryan hatten sich vor der Hitze unter die riesige Pappel im Garten der Shields geflüchtet. Zu Michaels Enttäuschung war Ryan nicht im geringsten von Michaels Neuigkeit überrascht gewesen. Als er seinem Vetter erzählt hatte, dass er und seine Mutter in Prairie Bend bleiben wollten, hatte Ryan statt dessen nur gegrinst und gemeint, wenn er das für eine Neuigkeit hielte, würde er sich täuschen - in Prairie Bend gäbe es wohl niemanden, der *nicht* wüsste, dass sie blieben. Jetzt aber schaute er Michael neugierig an.

»Er ist verrückt«, sagte er endlich. »Was hast du von ihm gehört?«

Michael überhörte die Frage. »Wer ist er?«

»Er ist ein alter Kerl, der ganz für sich allein lebt. Jeder hier sagt, er ist verrückt und sollte eingesperrt werden, aber keiner unternimmt etwas.«

»Was heißt verrückt?«

»Einfach verrückt, weißt du. Er spricht mit sich selbst die ganze Zeit und lässt niemanden an sich heran, außer Dr. Potter. Ich hab' gehört, dass Potter auch nur da hinausgeht, um zu sehen, ob der alte Findley noch lebt.«

»Gehen die Kinder denn nicht dorthin?«

»Wozu?«

»Nur, um mal nachzusehen.«

Ryan schaute seinen Vetter misstrauisch an. »Dort gibt's nichts zu sehen. Und wenn man hingehst, schießt er auf einen.«

»Quatsch«, behauptete Michael.

»Im Ernst. Eric Simpson wohnt dort in der Nähe, und er hat wirklich einmal gesehen, wie der alte Findley auf jemanden geschossen hat.«

»Und warum hat man ihn dann nicht eingesperrt?« wollte Michael wissen.

Ryan runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht«, gab er widerwillig zu.

»Weil er nichts getan hat, deswegen«, erklärte Michael mit einer Selbstsicherheit, die er eigentlich gar nicht besaß. »Ich wette, er hat nur auf ein Tier oder so etwas geschossen. Wenn er etwas getan hätte, dann hätte man ihn eingesperrt.«

»Eric sagt das nicht, und er hat es gesehen.«

»Was hat er gesehen?«

»Warum fragst du ihn nicht selbst?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Gut, dann gehen wir hin. Dann kennst du ihn.«

Gleich darauf fuhren sie aus Prairie Bend hinaus in Richtung Osten auf der Straße, die am Fluss entlang verlief. Ryan hatte Michael ein altes Fahrrad aus dem Keller der Shields heraufgeholt, und Michael bemühte sich eifrig, mit seinem Vetter mitzuhalten, aber es fiel ihm schwer.

Plötzlich stoppte Michael ab und rief nach Ryan. »Ist das Findleys Haus?« Er zeigte nach rechts, wo sich ein altes Farmhaus, an dem die Farbe sich schon abschälte und dessen Aufgang etwas abgetreten war, am Ende einer zerfurchten Einfahrt zwischen einigen knorriegen Ulmen hervordrängte. Etwa 20 Meter vom Haus entfernt stand ein Stall, und zwischen den beiden Gebäuden scharrten Hühner auf dem staubigen Boden des verwahrlosten und uneingezäunten Hofs. Während er sich den Ort betrachtete, erschien im Eingang ein

Mann, der einen Overall trug und ein Gewehr in den Armen hielt.

»Lass uns von hier verschwinden«, sagte Ryan. Ohne eine Antwort abzuwarten, trat er fest in die Pedale und wirbelte eine Staubwolke in Michaels Gesicht. Michael hielt einen Moment inne, wandte sein Augenmerk von der Gestalt am Eingang ab und betrachtete sich den Stall. Eine Sekunde lang dachte er, er hätte etwas gesehen - etwas, das er nicht genau erkennen konnte - aber im Stall war nichts zu sehen. Und doch - als er Ryan hinterherfuhr, zerrte etwas an ihm - ein unbestimmter Gedanke, ein Gefühl - und ließ ihn noch einmal zurückblicken. Der Mann in der Eingangstür war verschwunden, und der Stall sah aus wie zuvor.

Er fuhr schneller und holte Ryan ein, aber erst, als sie eine kleine Anhöhe hinter sich gelassen hatten, verschwand in Michael das Gefühl, dass jemand an ihm zerrte.

Im Gegensatz zu Ben Findleys Behausung war die Farm der Simpsons in tadellosem Zustand, die Gebäude standen gerade auf ihren Grundmauern, außer dem Haus war alles mit dem in dieser Gegend verbreiteten Rotanstrich versehen. Das Haus selbst, grün mit weißer Einfassung, war von einigen Pappeln umgeben, die einen sauber gemähten Rasen begrenzten. Als sie ihre Fahrräder bei der Hintertür des Hauses abstellten, wendete Eric Simpson - ein sommersprossiger Junge mit Locken, ungefähr in Ryans Alter - die kleine Mähmaschine, auf der er fuhr, grinste sie an und ließ den Motor aufheulen. Haarscharf vor Michaels Fahrrad ließ er die Maschine zum Stehen kommen.

»Hi.«

»Hi.«, sagte Michael. »Ich bin Michael Hall.«

»Ich weiß«, sagte Eric, während er von dem kleinen Traktor heruntersprang. »Tut mir leid, was mit deinem Vater passiert ist.«

»Michael möchte etwas über den alten Findley wissen«,

sagte Ryan. »Ich hab' ihm gesagt, du hast gesehen, wie er mal auf jemanden schoss, aber er hat mir nicht geglaubt. Dabei hat Findley gerade eben wieder mit der Flinte vor seinem Haus gestanden.«

»Aber er hat nicht auf uns geschossen«, wandte Michael ein.
»Er hat nicht einmal auf uns gezielt.«

»Wart ihr auf seinem Grund?«

»Nein.«

»Na, dann versuch's mal. Letzten Sommer wollte ich mit einem anderen Jungen zusammen auf Potter's Field schleichen. Gerade als ich unter dem Zaun durchkriechen wollte, kam der alte Findley heraus. Er hat ohne Warnung auf uns geschossen.«

»Bestimmt hat er nur in die Luft geschossen«, vermutete Michael, »wollte euch nur erschrecken. Was ist Potter's Field?«

»Es ist drunten beim Fluss, etwa zwischen eurem und Findleys Grundstück, nur dass es ihm gehört, dem alten Findley. He, Jungs, wollt ihr meine Stute sehen? Sie foehlt in ein paar Tagen.«

Michael und Ryan folgten Eric zum Stall, und damit war der alte Findley für sie vergessen. Die Stute, eine große Braune, stand in ihrer Box, ihre klaren braunen Augen betrachteten die Jungen mit wohlwollender Neugier. Selbst Michael merkte sofort ihren angeschwollenen Bauch. »Wow«, stieß er aus.
»Sie ist ganz schön dick, nicht wahr?«

»Letztes Mal war sie noch dicker.« In Erics Stimme lag Stolz, und er deutete auf ein geschmeidiges junges Pferd in der Box nebenan. »Das ist Blackjack. Er wurde vor zwei Jahren geworfen.« Eric lächelte verschmitzt, als er daran zurückdachte. »Da war was los. In derselben Nacht, als Magic das Fohlen warf, bekam Ma meine kleine Schwester, und Doc Potter und der Tierarzt waren beide hier. Pa rannte laufend hin und her, und so musste ich beim Fohlen mithelfen. Wollt ihr dabei sein, wenn das Fohlen kommt? Ich werde dem Tierarzt

helfen, und ihr könnt zusehen.«

Ryan zuckte die Achseln und tat, als sei es ihm gleichgültig. »Ich war schon oft dabei, wenn Fohlen auf die Welt kommen.«

Aber Michael war sofort Feuer und Flamme. »Wann ist es soweit?« fragte er.

»Vielleicht am Wochenende oder nächste Woche. Soll ich bei dir anrufen?«

»Klar. Aber was ist, wenn ich nicht rechtzeitig hier bin?«

Eric grinste. »Keine Sorge. Es dauert immer mehrere Stunden, manchmal die ganze Nacht.« Er schaute auf seine Uhr. »He, es ist kurz vor drei, und ich muss noch den Hof kehren, bevor Ma nach Hause kommt. Wollt ihr mir helfen?«

»Ich kann nicht«, meinte Ryan. »Ich muss um halb vier zu Hause sein.«

Eric schaute Michael an, aber auch der schüttelte den Kopf. »Besser nicht. Ich muss noch Ryans Fahrrad zurückbringen und dann nach Hause laufen.«

»Behalte das Rad«, bot Ryan an. »Du kannst es mir zurückgeben, wenn du ein eigenes bekommen hast.«

»Wird Tante Laura denn nicht schimpfen?«

»Ach was!«

»Macht's dir was aus, wenn ich bleibe?«

Ryan winkte ab. »Ich muss sowieso noch zum Laden runter und meinem Dad helfen.«

Michael entschied sich, und ein paar Minuten, nachdem Ryan gegangen war, saß er glücklich auf dem Sitz der Mähmaschine und ließ sich von Eric erklären, wie man sie bediente. Als er den Gang einlegte und über den Rasen fuhr, fand er, dass Prairie Bend vielleicht doch nicht so übel war. Abgesehen davon, dass er nur hier war, weil sein Vater gestorben war. Seine gute Laune war plötzlich wieder verflogen, und ein stechender Schmerz durchfuhr seine Schläfen.

Als er durch das milde, träge Sonnenlicht des Frühlingsnachmittages nach Hause fuhr, war Michael sich nicht bewusst, dass er beobachtet wurde. Zuerst von Laura Shields und Ione Simpson, die gerade ihre Aufräumarbeiten in Janet Halls altem Farmhaus beendeten und Michael nachblickten, als er an ihnen vorüberfuhr. Dann, ein Stück weiter, lugte Ben Findley hinter seinen schweren Vorhängen heraus, die das heruntergekommene Haus in ständigem Zwielicht hielten. Als Michael abbremste und zu Findleys Haus hinüberblickte, ergriff der alte Mann automatisch die Flinte, die in der Nähe der Eingangstür auf ihrem Schaft stand. Aber Michael fuhr weiter, und Ben Findley beruhigte sich.

5

›Mausefalle‹ war das erste Wort, das Janet einfiel, aber sie wollte es sich nicht eingestehen, obwohl sie wusste, dass es genau das richtige Wort für das war, was sie zu Gesicht bekam, als der Wagen der Shields über den holprigen Sandweg schlitterte und das Haus in Sicht kam. Dann nahm sie sich zusammen und rief sich ins Gedächtnis, dass jedes Holzgebäude brennen kann, dass dieses Haus sich nicht von anderen unterschied. Was mit ihrem Elternhaus geschehen war, würde mit diesem Haus nicht geschehen. Sie würde das nicht zulassen.

Ihre Panik legte sich wieder und sie zwang sich, das Haus objektiv zu betrachten.

Objektiv betrachtet, wusste sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Soweit sie es begutachten konnte, hatte das Gebäude keine erkennbare Farbe. Der Anstrich war schon längst der Präriewitterung zum Opfer gefallen, und die Fassade war schmutzig-grau, ganz anders als das Silbergrau der Zedernholzhäuser an der Ostküste.

Sie hatte sich eine rote Scheune gewünscht.

Diese Scheune duckte sich beinahe ängstlich hinter das Haus, hatte dasselbe eintönige Grau und war in einem noch verwahrlosteren Zustand. Die Hälfte der Schindeln fehlte, und die Tür zum Heuboden schien nur noch an einer einzigen Angel zu hängen.

»Dieser Ort«, verkündete sie schließlich, »verleiht dem Wort ›schrecklich‹ eine neue Dimension.«

»Wollen wir hier wirklich wohnen, Mom?« fragte Michael und sprach damit aus, was Janet dachte. Er hätte beinahe gekichert, als er die Reaktion seiner Mutter beobachtete, bis ihm die schreckliche Wahrheit aufging. *Das* sollte nun sein neues Zuhause sein,

»Vielleicht ist es von innen gar nicht so schlimm«, entgegnete sie.

»Ehrlich gesagt, innen ist es noch schlimmer«, meinte Laura.

Janet schaute ihre Schwägerin verblüfft an. »Noch schlimmer? Was könnte noch schlimmer sein? Es hat doch nicht etwa Lehmboden?«

Laura brachte das Auto in dem unkrautübersäten Vorhof zum Stehen, und Janet musterte noch einmal stumm das Haus. Irgend etwas passte nicht in dieses Bild. Und dann erkannte sie, was es war.

»Mein Gott«, stieß sie hervor. »Die Fenster sind alle noch ganz.«

Laura schaute sie erstaunt an. »Warum auch nicht?«

»Aber dieser Ort ist doch sehr verlassen. Wie ist das - werfen Kinder heutzutage keine Steine mehr?«

Laura verstand und lachte. »Amos setzt neue ein, wenn wirklich mal welche kaputtgehen. Ich sage ja nicht, dass es hier nur Unschuldlämmer gibt.« Sie öffnete die Autotür, stieg mühsam aus und lächelte gequält. »Ich hoffe, du trägst deine Kinder würdevoller aus als ich es tue«, sagte sie und wandte sich dem Haus zu. »Eigentlich ist es gar nicht so schlimm, wie

es aussieht. Es ist verwittert und man muss viel Arbeit dranhängen, aber im Grunde genommen ist es intakt. Und ob du es glaubst oder nicht, es hat festen Holzboden.«

Langsam gingen die drei durch das Haus, und voller Erstaunen entdeckte Janet, dass Laura recht hatte. Obwohl Farbe und Tapeten sich abschälten und die Böden einen neuen Schliff benötigten, schien das Haus im Kern noch solide zu sein.

Unten gab es vier Zimmer - ein Wohnzimmer, ein Esszimmer, eine Küche und eine Vorratskammer; oben vier weitere - drei Schlafzimmer und ein Badezimmer, dazu noch eine Kammer unter dem steil abfallenden Dach.

Nirgends standen Möbel.

Zehn Minuten später waren Janet und Laura wieder im Wohnzimmer.

»Ich weiß, es ist nichts Besonderes«, seufzte Laura, ließ sich auf der Eingangstreppe nieder und lehnte sich unbeholfen gegen die oberste Stufe.

»Nein, Laura«, widersprach Janet. »Du hast recht gehabt. Es ist viel besser, als man auf den ersten Blick meinen könnte. Ich glaube, es wird mir hier gefallen.«

»Wirklich?« fragte Laura. Dann lachte sie freudlos auf, so dass Janet sie überrascht anblickte.

»Es ist so still hier. So ganz anders als in New York. Man bekommt hier ein Gefühl der Ruhe, wie ich es nicht mehr hatte, seit ich ein kleines Mädchen war. Ich hatte es schon fast vergessen.«

»Was du fühlst, ist Langeweile«, bemerkte Laura mit ungewohntem Sarkasmus in der Stimme. »Jetzt meinst du noch, es sei Frieden. Aber warte erst mal ein Jahr ab.«

»Ach, komm«, versuchte Janet zu beschwichtigen. »Wenn es so schlimm ist, warum bleibst du dann hier?«

Jetzt wandte sich Laura Janet zu und blickte sie ernst an. »Glaubst du, das ist so einfach?« fragte sie. »Wie verlässt man

einen Ort wie diesen? Wenn man hier aufgewachsen ist, wenn der Ehemann noch hier aufgewachsen ist und wenn man selbst noch nie woanders gewesen ist, wie soll man dann von hier wegkommen? Sie lassen dich nicht gehen. Verstehst du?«

»Aber Mark -«

»Mark ist davongerannt«, sagte Laura, und in ihrer Stimme lag plötzlich Bitterkeit. »Mark ist geflohen, und das hätte ich auch tun sollen. Nur war ich noch zu jung, als er fortging. Und als ich alt genug war, war es zu spät. Da saß ich schon in der Falle.«

»Falle? Wie meinst du das?«

»So, wie ich es sage«, erklärte ihr Laura. »Nichts anderes ist eine Kleinstadt. Eine Falle. Zumindest ist Prairie Bend eine. Früher habe ich einmal davon geträumt, hier herauszukommen. Ich habe mir überlegt, ob ich Ryan nehmen und einfach davonlaufen sollte. Aber das habe ich natürlich nie getan.« Sie sah Janet an. »Du wirst das auch nicht mehr tun können, wenn du bleibst. Sie werden dich unterkriegen, so wie sie jeden hier unterkriegen.«

»Wer? Laura, wovon redest du?«

»Von Vater - von allen anderen.«

»Laura -«

Aber plötzlich brach es aus Laura heraus. »Ich bin hier eingesperrt, Janet. Der Ort lässt mich nicht mehr los. Ich wollte wirklich einmal weg von hier. Ich habe es wirklich versucht. Und weißt du, was geschah? Mutter brauchte mich nur mit ihren traurigen Augen anzusehen. Sie brauchte gar nicht zu sagen, dass Mark fort war und das Baby tot und dass ich das einzige war, was ihr noch geblieben war. Das alles stand in ihren Augen. Seit dieser Nacht...« Sie hielt inne, wandte sich von Janet ab und blickte über den Hof zu einer Luke, die etwas bedeckte, das Janets Meinung nach ein Schacht sein musste.

»Seit welcher Nacht?« fragte Janet schließlich. »Wovon redest du?«

Laura wandte sich ihr wieder zu, und als sie sprach, lag in ihrer Stimme Unsicherheit. »Hat Mark dir denn nie davon erzählt?« Bevor Janet antworten konnte, seufzte sie schwer. »Nein, ich glaube auch nicht, dass er es dir erzählt hat. Niemand erzählt je von dieser Nacht. Vater nicht. Mutter nicht, und ich auch nicht. Warum hätte also Mark davon erzählen sollen?«

»Willst du darüber reden?« fragte Janet behutsam, im sicheren Wissen, dass das, was in jener Nacht geschehen war, für Lauras Verzweiflung verantwortlich sein musste.

Nach langem Schweigen schüttelte Laura schließlich den Kopf. Als sie sprach, war es nur ein Flüstern. »Ich bin mir noch nicht einmal sicher, was damals geschah. Ist das nicht seltsam? Es war wohl die bedeutendste Nacht in meinem Leben, und ich weiß nicht einmal, was damals geschah.« Wieder schwieg sie und nickte zu der Luke hin, die sie gerade angestarrt hatte. »Da war ich drin. Da unten, im Sturmzimmer.«

»Hier?« fragte Janet, und aus ihrer Stimme war deutlich ihre Verwirrung herauszuhören.

Laura richtete die Augen wieder auf Janet. Und dann begann sie zu verstehen, und ein bitteres Lachen entfuhr ihr. »Mein Gott, haben sie dir nicht einmal *das* gesagt? Das war einmal *unser* Haus. In diesem Haus wurden Mark und ich geboren.«

»Aber ich dachte - ihre Farm -«

»Das war damals unsere Farm. Es war Sommer. Ich war neun und Mark ungefähr sechzehn. Und Mutter war schwanger.«

»Schwanger?« wiederholte Janet. »Ich dachte, ihr wärt nur zwei Geschwister.«

»Nur zwei«, entgegnete Laura, und ihre Stimme war kaum noch zu vernehmen. »Das Baby - nun, Mutter verlor es. Jedenfalls wurde es mir so erzählt.«

»Es war ein heißer Tag«, fuhr sie fort, »und Mutter hatte sich bei der Arbeit übernommen, und ihre Wehen kamen zu früh.

Vater tobte vor Zorn. Es war fast, als ob er ihr die Schuld für die frühen Wehen gab. Und dann kam ein Sturm auf, und sie schickten mich in den Sturmzimmer. Ich blieb dort«, wiederholte sie. Und dann noch einmal: »Ich blieb dort.«

Janet wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie war sich sicher, dass mehr hinter dieser Geschichte steckte. Sie hatte sogar das Gefühl, dass sie die ganze Geschichte dieser Nacht erfahren musste, nicht nur das, was Laura, sondern auch das, was Mark erlebt hatte. »Und in jener Nacht ist Mark fortgegangen?« fragte sie.

Laura nickte. »Am nächsten Morgen kam Vater mich holen. Er sagte mir, das Baby sei tot zur Welt gekommen. Ich glaubte ihm nicht. Etwas in mir glaubte ihm nicht, aber ich weiß nicht, was es war.« Sie lächelte Janet schwach an. »Es ist immer noch da«, sagte sie. »Sogar nach so langer Zeit glaube ich immer noch nicht, dass das Baby tot zur Welt kam, aber ich weiß nicht, warum ich es nicht glaube. Es ist, als wäre in mir noch etwas, von dem ich weiß, an das ich mich aber nicht erinnern kann.« Sie seufzte. »Jedenfalls war Mutter nach dieser Nacht gelähmt, und Mark war fort.«

Janet starre sie sprachlos an.

»Du fragst dich immer noch, was damals geschehen ist, nicht wahr?« fragte Laura schließlich. »Ich kann es dir wirklich nicht sagen. Ich habe es mich selbst immer wieder gefragt, aber Mutter sprach nie davon und Vater auch nicht. Man müsste fast meinen, Mark hätte etwas getan, aber ich weiß, dass das nicht stimmt.« Ihre Stimme wurde nun fast flehend. »Ich weiß, dass er nichts getan hatte, Janet. Mark war ein wunderbarer Bruder, aber nach dieser Nacht war er einfach verschwunden.« Sie ergriff Janets Hand, und in ihren Augen lag nun der Blick eines gehetzten Tieres. »Eine Zeitlang hörte ich nichts von ihm. Dann schrieb er mir - er war auf dem College. Ein einziger Brief, und später kam noch einer, aus New York. Ich schrieb zurück - oh, ich habe so viele Briefe geschrieben! Niemand

wusste davon, nicht einmal Buck. Aber Mark hat sie nie beantwortet. Vielleicht sind sie auch nie angekommen.«

Janet legte den Arm um die verstörte Frau und drückte Lauras Kopf sanft gegen ihre Schulter. »Wie schrecklich«, flüsterte sie. »Wie schlimm für euch alle.«

Laura nickte. »Diese Nacht schien das Ende für die ganze Familie zu bedeuten. Und ich kann mich nicht mehr entsinnen, warum. Ein wenig später zogen wir zu der anderen Farm, wo Mutter und Vater heute noch leben, aber es half alles nichts - seit dieser Nacht habe ich immer Angst gehabt. Als Ryan zur Welt kam, war ich mir sicher, dass es mir genauso ergehen würde. Und jetzt -« Unbewusst strich sich Laura über den Bauch.

»Es wird schon gutgehen«, meinte Janet.

Laura blickte Janet an. »Wenn ich mich nur daran erinnern könnte, was in dieser Nacht geschehen ist, was mit Mutter war. Und - ich fürchte mich immer so, Janet. Jedesmal, wenn Buck mit mir schlafen will, habe ich Angst, schwanger zu werden. Und wenn ich's dann bin, muss ich immerzu an diese schreckliche Nacht denken.« Plötzlich wurden ihre Augen schmal. »Hat - hat Mark dir je davon erzählt?«

Janet schüttelte den Kopf. »Niemals. Nicht ein Wort. Und du darfst dir keine Sorgen machen, Laura. Es gibt keinen Grund zu glauben, dass es dir so ergehen muss wie Anna.«

»Wirklich nicht?« flüsterte Laura. Sie schluckte und sprach dann weiter. »O Janet, ich wünschte, ich könnte das glauben. Aber ich kann es nicht... ich kann es einfach nicht.«

Wortlos nahm Janet die Hand ihrer Schwägerin, und eine lange Zeit saßen die beiden jungen Frauen schweigend da und starrten auf die harmlos aussehende Luke des Sturmkellets, während jede für sich darüber nachdachte, was in Lauras Vergangenheit vor so vielen Jahren in diesem dunklen Raum unter der Erde verschlossen worden war.

Michael stand im kleinsten Schlafzimmer am Fenster und blickte unentwegt zu Ben Findleys Schuppen hinüber. Wäre er gefragt worden, was mit ihm los sei, er hätte keine Antwort gewusst. Aber etwas wusste er: Er war zu Hause.

Dieses Haus, dieses Zimmer, dieser Blick auf die endlose Prärie; das alles war vertraut, war gewohnt. Sein Vater war hier; fast konnte er seine Gegenwart in dem leeren Zimmer fühlen.

Und der Schuppen. Der Schuppen des alten Findley, deutlich zu sehen von seinem Fenster. Fast war es ihm, als könne er hineinsehen, obwohl er es in Wirklichkeit nicht konnte. Wenn man ihn aber gefragt hätte, was in der Scheune war, hätte er das Innere beschreiben können.

Es war, als würde jemand nach ihm rufen, ihm in einer Stimme zuflüstern, die er fühlen, aber nicht richtig hören konnte...

»Michael? Michael, fehlt dir etwas?«

Aufgeschreckt drehte Michael sich um. In der Tür standen seine Mutter und seine Tante und sahen ihn verwundert an.

»Hast du mich denn nicht gehört?« hörte er seine Mutter sagen. Er runzelte die Stirn.

»Was gehört?«

»Als ich dich rief. Wir können gehen.«

»Aber wir sind doch gerade erst gekommen.« Er sah, wie seine Mutter und seine Tante sich einander anblickten.

»Wir sind jetzt schon anderthalb Stunden hier«, erklärte ihm seine Mutter. »Wir haben dich gerufen, und als du keine Antwort gabst, glaubten wir, du seist hinausgegangen. Wir haben in der Scheune, auf dem Heuboden und sogar im Werkzeugschuppen nachgeschaut.«

»Warum?« fragte Michael. Seine Augen wandten sich wieder dem Fenster und Findleys Schuppen zu, aber obwohl er ihn immer noch sehen konnte - *fühlen* konnte er ihn nicht mehr. Als er dann wieder seine Mutter sprechen hörte, diesmal sehr

zornig, zwang er seine Aufmerksamkeit, zwang er seine Gedanken zurück zu dem Zimmer, in dem sie standen.

»Weil wir dich nirgends finden konnten«, sagte seine Mutter gerade.

»Ich war die ganze Zeit hier«, erläuterte Michael. Warum war sie auf ihn zornig? Er hatte doch nichts getan. Und doch - als er die Worte aussprach, fragte er sich im stillen, ob er wirklich hier gewesen oder fortgegangen war, vielleicht hinüber zu Mr. Findleys Schuppen. Plötzlich war er sich nicht mehr so sicher.

»Warum hast du mir denn nicht geantwortet, als ich gerufen habe?«

»Ich - ich hab' dich nicht gehört.« Er spürte ein Pochen in der linken Schläfe. »Ich muss vor mich hin geträumt haben.«

»Eine ganze Stunde lang?« fragte seine Mutter.

»So lange war es nicht -«

»O doch«, widersprach Janet. In Michaels Augen sah sie etwas wie Furcht aufblitzen, und so wandte sie sich Laura zu.

»Warte doch bitte im Wagen auf uns. Wir kommen gleich nach.«

Laura nickte verständnisvoll, lächelte Michael aufmunternd zu und ging dann die Treppe hinunter.

»Bist du zornig auf mich?« fragt Michael, als er mit seiner Mutter allein war.

»Nun, man könnt meinen -« Sie unterbrach sich und blickte Michael besorgt an. »Michael«, sagte sie nun ganz sanft. »Fehlt dir etwas?«

Das Pochen in seinem Kopf hörte auf, und Michael schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid«, sagte er leise. »Ich glaube, ich habe wirklich nur vor mich hin geträumt.« Er ließ einen Blick durchs Zimmer schweifen, und dann lächelte er. »Darf ich dieses Zimmer für mich haben?« fragte er.

»Dieses Zimmer?« fragte Janet. Sie schaute sich in dem kleinen Raum um und fragte sich, warum Michael

ausgerechnet dieses haben wollte. Von allen drei Schlafzimmern war es das kleinste, »Warum nicht, wenn du es gern haben möchtest?«

»Ich möchte es haben«, erklärte Michael.

An seinem Tonfall erkannte Janet, dass in diesem Zimmer etwas geschehen war, das Michael in irgendeiner Weise berührt hatte. »Aber warum?« fragte sie.

Weil Daddy hier ist, dachte Michael. Er öffnete den Mund, um den Gedanken auszusprechen, aber dann überlegte er es sich anders. »Ich mag die Aussicht«, sagte er. Janet ging mit vier kurzen Schritten zum Fenster und ließ ihre Hände auf Michaels Schultern ruhen, während sie auf die Prärie hinaussah.

»Auch nicht viel anders als die Aussicht aus den anderen Fenstern, oder?« fragte sie.

»Es ist der Schuppen«, sagte Michael leise. »Ich möchte gern den Schuppen sehen können.«

»Er sieht aus, als könnte er jeden Moment zusammenbrechen«, meinte Janet.

Michael zögerte, dann zuckte er die Achseln. »Ich mag ihn einfach«, sagte er schließlich.

»Na schön.«

Michael drehte sich um und sah sie an. »Dann darf ich es haben, das Zimmer?«

Janet nickte, und die Beklommenheit, die sie die ganze Zeit in dem Raum, in sich selbst und in Michael verspürt hatte, war plötzlich verflogen. Sie lächelte. »Es ist ein gutes Zeichen, dass du es haben willst. Ich fürchtete schon, dass ich mich mit dir um das große Zimmer streiten müsse.«

Michael schwieg eine Zeitlang, und offensichtlich dachte er darüber nach. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Ich werde versuchen, mich nicht mehr mit dir zu streiten, Mom.«

Janet nahm ihren Sohn in die Arme und drückte ihn fest an sich.

»Danke, Michael«, flüsterte sie. »Es wird alles gut werden. Ich weiß es. Ich kann es fühlen.«

Dann, als sie spürte, wie Michaels Arme sich um sie schlossen, warf sie noch einmal einen Blick aus dem Fenster zu dem Schuppen, der die Aufmerksamkeit ihres Sohnes so gefesselt hatte.

Er hatte einen Hauch von Verfall an sich, von Verwahrlosung und Verwilderung, der den Funken Optimismus, den sie gerade gespürt hatte, wieder auslöschte.

6

Janet hing den Telefonhörer ein und ging nachdenklich in die Küche, wo Anna geschickt ihren Rollstuhl mit einer Hand bewegte und mit der anderen den Boden sauberwischte. »Ich habe zwei Monate gebraucht, um das zu lernen«, sagte sie in einem Tonfall, der nichts über ihre Gefühle verriet.

Janet schüttelte den Kopf. »Ich wollte, du liebstest dir helfen.«

Aber Anna war schon aus der Küche gerollt, um den Besen fortzuräumen. »Ich mache das schon seit Jahren so.« Sie rollte zum Tisch zurück und winkte Janet zu sich. »Na, hat nun alles seine Ordnung?«

Janet nickte. »Ich glaube schon, aber ich bin mir immer noch nicht sicher, ob ich das Richtige tue.«

Anna zuckte die Achseln. »Es ist jetzt Sowieso nicht mehr zu ändern, und glaub mir, es ist viel einfacher, zu tun, was Amos meint, als auf eigene Faust zu handeln. Außerdem fürchte ich, dass er recht hat - es hat keinen Sinn, dass du nach New York gehst, nur um zu packen. Du würdest dich nur unnötig aufreiben, und das wollen wir doch alle nicht, oder? Eine Schwangerschaft hat immer ihre Risiken, das weißt du doch.«

Obwohl nichts in Annas Stimme darauf hindeutete, dass sie

an ihre eigene letzte Schwangerschaft dachte, nahm Janet die Worte ihrer Schwiegermutter zum Anlass, sie daraufhin anzusprechen. »Laura hat mir erzählt, was geschah«, sagte sie sanft. Als Anna keine Antwort gab, bohrte sie etwas nach. »In der Nacht, als Mark fortging -«

Plötzlich verstand Anna, und ihre Miene verfinsterte sich. »Laura hatte nicht das Recht, dich damit zu belasten«, sagte sie. »Außerdem weiß sie nicht, was all dem vorangegangen war. Sie war noch ein Kind damals.«

»Aber sie hat mich nicht belastet«, widersprach Janet. »Sie hat Angst. Wir sprachen über dich, und ich fragte sie, was damals geschah. Und sie erzählte es mir. Jedenfalls erzählte sie mir, dass du dein Kind verloren hast und Mark niemals wieder nach Hause kam.« Janet hielt kurz inne. »Und sie sagte, dass du ihr nie erzählt hast, was genau in dieser Nacht geschah. Ich glaube, seit damals fürchtet sie sich. Fürchtet sich davor, dass ihr dasselbe zustoßen könnte.«

Anna starrte Janet ein paar Sekunden lang an, dann schüttelte sie den Kopf. »Sie sollte sich keine Gedanken machen«, sagte sie schließlich. Und dann trug Anna ihre Geschichte in demselben Tonfall vor, den Janet schon von Laura her kannte. »Ich habe mich damals nur überarbeitet, so dass die Wehen zu früh einzusetzen begannen. Das Baby kam in Steißlage zur Welt, und die Nabelschnur hatte sich ihm um den Hals gewickelt. So hat man es mir gesagt, und das glaube ich auch.« Die Art, wie sie es vortrug, machte Janet nur noch sicherer, dass Anna etwas ausließ, etwas, über das sie nicht reden wollte.

»Du meinst, wir gehen überhaupt nicht mehr nach New York zurück?« fragte Michael. Er hatte schweigend dagesessen, während Janet ihm erklärt hatte, dass sie Möbelpacker für den Umzug bestellt und die Weitervermietung der Wohnung einem Makler aufgetragen hatte. Jetzt sprang er auf, und seine Augen loderten vor Zorn.

»Es scheint einfach das beste zu sein -«, setzte Janet an, aber Michael schnitt ihr das Wort ab.

»Das beste für wen?« wollte er wissen. »Und was ist mit meinen Freunden? Kann ich mich nicht einmal mehr von ihnen verabschieden?«

»Aber du hast dich verabschiedet, als wir hierher gingen -«

»Das war etwas anderes!« Michaels Stimme wurde lauter. »Als wir fortgingen, wollten wir auch wieder zurückkommen!«

Amos erhob sich und ging auf den zornigen Jungen zu.

»Michael! Rede nicht in diesem Ton mit deiner Mutter!«

Ohne zu zögern, drehte sich Michael um und trat seinem Großvater entgegen. »Mach mir keine Vorschriften. Du bist nicht mein Vater!« Mit zornverzerrtem Gesicht wirbelte er herum und stürmte aus dem Zimmer. Amos wollte ihm folgen, aber Janet stellte sich ihm in den Weg.

»Lass ihn, Amos«, bat sie. »Er hat es nicht so gemeint. Er ist nur etwas durcheinander, und er kommt bestimmt gleich herunter, um sich zu entschuldigen.«

»So geht es nicht«, sagte Amos mit fester Stimme, doch ohne eine Spur von Zorn. »Es geht nicht, dass er so redet, weder mit dir noch mit mir. Und er sollte das am besten gleich von Anfang an wissen.« Er ging um Janet herum und verließ ebenfalls das Zimmer. Die beiden Frauen sahen einander unsicher an, und Janet glaubte zu wissen, dass Anna ihrem Mann recht geben würde, aber statt dessen schien die alte Frau in ihrem Stuhl zusammenzusinken.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich hätte ihn eigentlich zurückhalten sollen aber er meint, dass Kinder Respekt haben sollten; ich weiß, das ist altmodisch, aber so ist er nun einmal.«

Und er hat recht.

Dieser Gedanke schoss Janet unwillkürlich durch den Kopf - es war eine Anschauung, die ihr und ihrem Mann schon vor Jahren fremd geworden war. Sie waren moderne Eltern gewesen, sich immer der zerbrechlichen kindlichen Psyche

bewusst, immer darauf bedacht, ihrem Sohn dieselben Möglichkeiten der Selbstentfaltung zukommen zu lassen, die sie selber genossen.

Aber hier, weit weg von der Stadt und ihrem Klima fortschrittlichen Denkens und Experimentierens, setzte sich derselbe Gedanke in Janets Kopf fest. *Amos hatte recht.*

Amos Hall stand vor der Tür zu dem Zimmer, das eigentlich Mark gehörte, nun aber von Michael bewohnt wurde, und wollte gerade die Klinke herunterdrücken. Aus dem Gefühl heraus, dass er dem Jungen denselben Respekt schuldete, den er von ihm nun fordern wollte, klopfte er vorher jedoch an.

»Geh weg«, rief Michael von drinnen mit zornerstickter Stimme. Ohne die Worte zu beachten, öffnete Amos, trat ein und schloss die Tür wieder hinter sich. Er stand ruhig da und wartete auf eine Reaktion von Michael. Mehrere Minuten lang herrschte im Zimmer eine quälende Stille. Dann rollte sich Michael zur Seite, lehnte sich gegen das gusseiserne Bettgestell und verschränkte die Arme vor der Brust, wobei jede einzelne seiner Bewegungen die Unsicherheit verriet, die er eigentlich verbergen wollte.

»Ich habe nicht gesagt, dass du hereinkommen kannst«, sagte er trotzig. »Das ist mein Zimmer.«

Amos' Augenbrauen zogen sich zusammen. Er ging weiter in das Zimmer hinein und setzte sich auf einen Holzstuhl neben dem Bett. »Wenn ich dich noch einmal mit mir oder mit deiner Mutter oder mit irgendeinem Erwachsenen in dem Ton wie vorhin sprechen höre«, sagte er mit so leiser Stimme, dass Michael Mühe hatte, ihn zu verstehen, »dann gehe ich mit dir hinter die Scheune und versohle dir den Hintern, wie ich es nicht mehr getan habe, seit dein Vater in deinem Alter war. Ist das klar?«

»Du kannst nicht -«

»Und wenn ich an deine Tür klopfe«, fuhr Amos unerbittlich

fort, »dann heißt das nicht, dass ich dich um Einlass bitte. Das ist nur die Warnung, dass ich hereinkomme.« Michael setzte noch einmal zum Sprechen an, aber Amos gab ihm immer noch keine Gelegenheit dazu. »So, und nun wird dreierlei gemacht. Zunächst wirst du eine Erfahrung machen, die sicherlich neu für dich ist. Sich den Mund mit Seife und Wasser auswaschen, hast du davon schon einmal gehört? Nicke oder schüttel den Kopf. Es ist mir gleich, ob du jetzt etwas zu sagen hast.«

Michael zögerte, dann schüttelte er den Kopf,

»Das dachte ich mir. Nun, es wird dir nicht gefallen, es wird dich aber auch nicht umbringen. Wenn du damit fertig bist, gehen wir beide hinunter, und du wirst dich bei deiner Mutter entschuldigen.«

Wieder öffnete Michael den Mund, aber diesmal überlegte er es sich rechtzeitig anders. Statt dessen presste er die Lippen wieder zusammen und verkniff zornig die Augen. Seine Schläfen begannen dumpf zu pochen.

»Wenn du dich dann entschuldigt hast«, fuhr Amos fort, »ist die Sache erledigt, und wir werden einen Kakao trinken und das alles vergessen. Hast du verstanden?«

Während das schmerzhaften Pochen stärker wurde, schossen eine Menge Gedanken Michael durch den Kopf. Sein Vater hatte nie so mit ihm geredet, sein ganzes Leben lang nicht. Er hatte immer sagen können, was er wollte, und seine Eltern hatten ihm immer zugehört. Warum war dann aber sein Großvater so zornig auf ihn? War er überhaupt zornig? Vielleicht war es etwas ganz anderes. Er betrachtete Amos, konnte aber nichts erkennen. Der alte Mann saß nur da und erwiderte seinen Blick und wartete. Allmählich wurde Michael klar, dass sein Großvater ihn bedrängte, etwas von ihm wollte. Aber was?

Was immer es auch sein mochte, Michael beschloss, es ihm nicht zu geben, wenigstens nicht eher, als bis er wusste, was vor sich ging.

Ohne sich anmerken zu lassen, wie wütend er war, stand Michael vom Bett auf, verließ das Zimmer und ging durch den Flur zum Badezimmer. Er spürte mehr, als dass er hörte, wie sein Großvater ihm folgte.

Im Badezimmer stellte er sich vor das Waschbecken und schaute das Stück Seife an, das neben dem Wasserhahn lag. Er nahm sie in die Hand und drehte das Wasser auf, dann holte er die Zahnbürste hervor. Dann griff er nach dem Seifenstück. Er hielt die Seife in der linken Hand, feuchtete die Borsten an und fing an.

Zuerst schien es ihm, als müsse der scharfe Seifengeschmack ihn würgen, aber er machte hartnäckig weiter und schrubbte sich erst die Zähne, dann den ganzen Mund. Einmal betrachtete er sich kurz im Spiegel und sah, wie ihm der Schaum auf den Lippen stand, aber schnell wandte er die Augen vor dem Zeugnis seiner Erniedrigung wieder ab, Schließlich ließ er die Zahnbürste sinken und spülte den Mund so lange aus, bis der Seifengeschmack fast wieder verschwunden war. Er wischte sich Gesicht und Hände, legte die Zahnbürste weg, faltete sorgfältig das Handtuch zusammen, bevor er es über den Ständer hing, und verließ dann wortlos das Badezimmer, immer noch gefolgt von seinem Großvater.

Unten in der Küche begegnete er seiner Großmutter. Ihre Augen funkelten zornig, aber instinktiv erfasste Michael, dass ihr Zorn nicht ihm galt. Als sie ihn anblickte, glaubte er sogar, die Spur eines Lächelns zu entdecken, als wolle sie ihm sagen, er brauche sich keine Sorgen zu machen, sie sei auf seiner Seite, was immer da oben auch geschehen war. Das tröstete ihn etwas, und er schaute nach seiner Mutter, aber sie war nirgends zu sehen. Dann sah er durchs Fenster. Sie saß draußen unter der Pappel. Er ging hinaus, dicht gefolgt von seinem Großvater.

Janet blickte auf, als sie kamen, aber ihr Begrüßungslächeln fror ein, als sie den grimmigen Gesichtsausdruck ihres

Schwiegervaters und Michaels Antlitz voll stoischer Selbstbeherrschung sah. Schließlich blickte Michael unsicher zu der drohenden Gestalt seines Großvaters zurück, aber der alte Mann nickte nur.

Michael wandte das Gesicht wieder seiner Mutter zu. »Es tut mir leid, dass ich so mit dir gesprochen habe.« Er fuhr fort: »Wenn du meinst, wir sollten hier bleiben und nicht nach New York zurückgehen, dann werden wir das auch tun.«

Janets Augen wanderten von Michael zu ihrem Schwiegervater und wieder zurück. »Danke -« setzte sie an, überlegte es sich dann aber anders. »Ganz meiner Meinung«, sagte sie. Sie berührte Michael mit einer versöhnlichen Geste, die aber unbeantwortet blieb. Zögernd erhob sie sich, ging in Richtung Haus und drehte sich noch einmal um. »Es wird alles gut werden, Michael«, sagte sie. Er blickte sie an, und der Zorn stand in seinen Augen, dann senkte er den Blick zu Boden.

»Geh rein und hilf deiner Großmutter, Junge«, sagte Amos. »Und sag mir, wenn du fertig bist. Wir machen dann einen Kakao.«

Michael folgte gehorsam seiner Mutter in die Küche und nahm seiner Großmutter das Geschirrhandtuch aus den Händen. »Ich mache das«, sagte er.

Michael trocknete den Rest des Geschirrs ab. Sein Kopf pochte immer noch vor Schmerzen, die Küche schien mit einem Geruch von Rauch erfüllt zu sein, und irgendwo meinte er etwas oder jemanden nach ihm rufen zu hören.

Bei seiner Arbeit gingen ihm ständig die Worte seines Großvaters durch den Kopf, dass alles vorbei sein würde, wenn er sich bei seiner Mutter entschuldigt hätte.

Aber es war nicht vorbei.

Im Gegenteil - es fing erst richtig an.

Wie er es versprochen hatte, kochte Amos Hall am Abend einen Topf voller Kakao, aber er erreichte damit nicht die beabsichtigte Wirkung. Die vier tranken ihren Kakao, aber von

Michael ging eine trübe Stimmung aus, die auf die ganze Runde übergriff, obwohl Janet und Anna sich redliche Mühe gaben, ihn aufzumuntern. Um halb zehn waren bereits alle zu Bett gegangen.

Janet blieb vor Michaels Zimmer stehen, klopfte leise an die Tür und wartete auf die Aufforderung, einzutreten. Als sie keine Antwort erhielt, zögerte sie zuerst; dann öffnete sie, wie zuvor ihr Schwiegervater, die Tür und trat ein. Michael saß auf dem Bett gegen das Kopfbrett gelehnt und las. »Darf ich hereinkommen?«

Michael zuckte die Achseln und blickte unverwandt in sein Buch hinein. Janet ging durch das kleine Zimmer, setzte sich auf das Bett, nahm das Buch, schloss es und legte es auf den Nachttisch. Erst jetzt schaute Michael sie an.

»Willst du mir nicht erzählen, was passiert ist?« fragte sie.

Michael runzelte nachdenklich die Stirn. Er schüttelte den Kopf. »Ich hab' Kopfweh.«

»Ist es schlimm?«

»Ich hab' eine Tablette genommen.«

»Gut. Was ist denn nun passiert -«

»Ich will nicht darüber sprechen«, unterbrach Michael sie.

»Michael, heute Nachmittag erst hast du gesagt, du wolltest nicht mehr mit mir streiten. Denkst du noch daran?«

Der Junge zögerte erst, dann nickte er.

»Das hat ja nicht lange gehalten, stimmt's?«

Er schüttelte den Kopf. »Stimmt«, gab er zu.

»Hast du es nicht ernst gemeint heute Nachmittag?«

»Doch, aber -« Seine Stimme stockte, und er schwieg.

»Was - aber?«

»Früher haben wir immer erst darüber geredet, bevor wir etwas getan haben. Jetzt scheint ja Großvater zu bestimmen, was gemacht wird.«

»Ich treffe die Entscheidungen«, verbesserte ihn Janet.

»Großvater gibt mir Ratschläge, aber ich treffe immer noch die

Entscheidungen. Und so wird es auch noch eine Weile bleiben. Wenn wir erst einmal in unser neues Haus eingezogen sind, können wir es wieder wie früher halten. Aber im Moment muss so viel entschieden und getan werden, dass ich nicht jede Einzelheit mit dir besprechen kann. Und ich will mich darauf verlassen können, dass du das einsiehst.«

Michael bewegte sich unruhig im Bett hin und her. »Tu ich ja. Es ist nur, weil -«

»Weil was?«

Michael blickte betreten zur Decke. »Großvater hat mich den Mund mit Seife auswaschen lassen.«

Janet versuchte ein Lachen zu unterdrücken, aber es gelang ihr nicht. »Vielleicht widersprichst du ihm nun das nächste Mal nicht mehr.«

»Er meinte, es sei dafür, dass ich mit *dir* so geredet habe.«

»Nun, wahrscheinlich von beidem etwas. Auf jeden Fall geht davon nicht die Welt unter. Mein Gott, ich habe eine Menge Mundwäsche erlebt.«

»Auch als du erst elf warst?«

Plötzlich wurde Janet klar, was der Kern des Problems war. »Meine erste bekam ich, da war ich gerade zehn«, sagte sie wohlüberlegt. »Andererseits wusste ich mit elf auch schon, dass man Erwachsenen besser nicht widerspricht.«

»Aber du und Dad, ihr habt mich immer widersprechen lassen. Auch schon, als ich noch kleiner war.«

»Ja, das stimmt«, sagte Janet sanft. »Aber wer sagt, ob wir recht hatten. An deiner Stelle würde ich jedenfalls meine Zunge im Zaum halten, jedenfalls so lange, wie wir nicht in unseren eigenen vier Wänden wohnen.« Sie stand auf und gab Michael einen Gutenachtkuss. »Was macht das Kopfweh?«

»Ist noch da.«

»Nun, schlaf jetzt. Morgen früh ist es weg.« Sie knipste das Licht auf dem Nachttisch aus und ging aus dem Zimmer.

Michael lag in der Dunkelheit und versuchte zu begreifen,

was mit ihm geschah. Er hatte sich zweimal die Zähne geputzt, und immer noch spürte er den bitteren Seifengeschmack im Mund. Die Tablette hatte auch nichts gegen das Kopfweh ausgerichtet, und der Rauchgeruch aus der Küche schien ihm nach oben gefolgt zu sein. Während er so im Bett lag, meinte er plötzlich keine Luft mehr zu bekommen.

Er sprang auf und ging zum Fenster. Die Prärie wurde vom Vollmond beschienen, und als er in das silbrige Leuchten der Nacht hinausblickte, fühlte er sich von den Mauern des Hauses eingesperrt. Wenn er doch nur hinausgehen könnte...

Er wusste, dass er das nicht durfte. Er sollte bleiben, wo er war, und versuchen, einzuschlafen. Wenn ihm sein Großvater auf die Schliche käme, würde er sich ganz schön aufregen...

Das gab den Ausschlag. Es machte einfach Spaß, Dinge zu tun, die man eigentlich nicht tun sollte, und man konnte dabei aus fast allem ein Abenteuer machen. Außerdem war er hier nicht in New York. Dies war Prairie Bend, wo man noch nicht einmal seine Türen zu verriegeln brauchte und die Straßen nicht voller fremder Leute waren. Und er würde nicht durch die Straßen gehen, weil es nicht die Straßen waren, die ihn riefen.

Er zog seine Jeans an und einen Pullover. Er nahm Socken und Schuhe in die Hand, schlich sich aus dem Zimmer und die Treppe hinunter, wobei er vorsichtig die dritte Stufe von unten ausließ, weil die knarrte. Er ging durch die Hintertür und blieb auf der Veranda stehen, um sich Schuhe und Strümpfe anzuziehen. Ohne sich noch einmal umzublicken, stürmte er durch den Hof und um die Scheune. Dort wartete er, denn er war sich sicher, dass man ihn rufen oder ihm folgen würde, wenn er beobachtet worden war. Als sich aber nach ein paar Sekunden noch nichts rührte, rannte er von der Scheune fort, über ein frisch gepflügtes Feld zu der Pappelpflanzung am Fluss.

Als Janet ihren Sohn im Dunkel der Nacht verschwinden sah,

war tatsächlich ihr erster Gedanke, ihm zu folgen. Sie zog ihren Bademantel an, eilte die Treppe hinunter und wollte gerade durch die Hintertür hinaus, als sie im Haus eine Bewegung vernahm. Gleich darauf tauchte Amos in der Küche auf.

»Stimmt was nicht?«

Janet schüttelte den Kopf. »Keine Sorge. Es ist nur Michael. Er - nun, er will wohl noch einen Spaziergang machen.«

Amos runzelte die Stirn. »Mitten in der Nacht?«

»Sieht so aus. Ich wollte ihm gerade nachgehen -«

»Du wirst nichts dergleichen tun«, meinte Amos, und sein Stirnrunzeln verstärkte sich. »In deinem Zustand solltest du eigentlich nichts anderes tun, als dich um deine Nachtruhe zu kümmern. *Ich* werde ihm nachgehen.«

Er ging wieder in sein Schlafzimmer, und Janet setzte sich auf einen der Küchenstühle. Während sie darauf wartete, dass er sich ankleidete, dachte sie darüber nach. Ein paar Minuten später kam Amos zurück, er hatte nun Jeans und ein Flanellhemd an. Janet stand wieder auf, als er zur Hintertür gehen wollte.

»Amos? Vielleicht - vielleicht sollten wir ihn einfach mal in Ruhe lassen.« Der alte Mann drehte sich um und sah sieverständnislos an.

»Einmal allein sein und sich die Dinge durch den Kopf gehen lassen tut ihm vielleicht ganz gut«, sagte sie. »Lassen wir ihm etwas Zeit, einverstanden?«

Amos zögerte. »Wenn du meinst. Aber es gehört sich nicht, dass er mitten in der Nacht wegläuft.«

»Ich weiß«, seufzte Janet. »Du hast ja recht. Aber dieses eine Mal können wir es ihm doch durchgehen lassen? Geh wieder schlafen. Es wird schon alles gut werden.«

»Willst du nicht, dass ich bei dir bleibe, bis er zurückkommt?«

Janet schüttelte den Kopf. »Nein-«

Amos schwieg lange, dann nickte er. »Gut. Aber morgen

früh werde ich ein ernstes Wort mit ihm reden und dafür sorgen, dass er das nicht wieder tut.«

Gleich darauf war er wieder verschwunden, und Janet ging die Stufen hoch, um mit der Nachtwache zu beginnen.

Das Warten fiel ihr schwerer, als sie gedacht hatte.

Die Luft war nicht mehr so beißend kalt wie im Vormonat, aber auch noch nicht so schwül, wie sie in den folgenden Wochen werden würde, dumpf auf Mensch und Vieh lastend und noch schwerer zu ertragen als die Winterkälte.

Etwas fröstelnd wählte Michael die Richtung, die er einschlagen wollte, und ging am Rand der Weiden entlang. Kam er an einen Zaun, kletterte er darüber. Eher als er erwartet hatte, kam er an die Biegung des Flusses. Vor sich konnte er die vereinzelten Lichter von Prairie Bend erkennen. Einen Moment lang überlegte er sich, ob er ins Dorf gehen sollte, aber als er nach Südosten blickte, verwarf er den Gedanken wieder, denn dort zeichnete sich im Mondlicht die ungefuge Silhouette von Findleys Schuppen ab.

Dorthin, das wusste Michael, wollte er gehen.

Er kürzte über das Feld ab, lief rasch über die leere Landstraße und auf ein weiteres Feld. Noch einmal kam er auf die Straße, dort, wo sie aus dem Dorf herausführte. Auf der anderen Seite konnte er Ben Findleys Auffahrt und an ihrem Ende das Haus und den Schuppen sehen.

Er überlegte, ob er am Haus vorbeigehen sollte, schlug sich die Idee aber schnell wieder aus dem Kopf, als er sich Ben Findley mit der Flinte im Arm an der Eingangstür vorstellte. Er blieb auf der Nordseite der Straße und lief weiter nach Osten. Eine Zeitlang zögerte er und fragte sich, ob er nicht doch besser zum Haus seiner Großeltern zurückkehren sollte. Schließlich ging er doch über die Straße die Einfahrt hinunter dem verlassenen Haus entgegen, das sein neues Zuhause werden sollte.

Sein Vormarsch kam ins Stocken, als er die von Unkraut überwucherte Wiese durchstreifte, die zwischen Haus und Fluss lag, aber er wollte auf keinen Fall in die Nähe des Zaunes kommen, der Findleys Grundstück von ihrem eigenen abtrennte, wenigstens so lange nicht, bis der Schuppen ihn vor den wachsamen Augen des alten Mannes verbarg. Erst als er nahe am Fluss war, fühlte er sich sicher genug, unter dem Stacheldraht durchzukriechen.

Er konnte es jetzt wieder spüren, dieses seltsame Gefühl der Vertrautheit, das er am Nachmittag schon gespürt hatte, nur war es hier stärker und zog ihn durch die Nacht auf sich zu. Er versuchte nicht, dagegen anzukämpfen, obwohl er sich ein wenig davor fürchtete. Das Ganze war beängstigend und aufregend zugleich. Es haftete ihm etwas von Entdeckung und Erinnerung an. Und das Kopfweh, der pochende Schmerz, der ihn den ganzen Abend nicht losgelassen hatte, war verschwunden.

Er kam beim Schuppen an und zögerte. Um die Ecke musste eine Tür sein, eine Tür mit einem Riegel daran. Er begriff nicht, woher er das wusste, denn diese Seite des Schuppens hatte er noch nie gesehen, aber er *wusste* es einfach. Mit sicheren Schritten näherte er sich der Ecke des Schuppens, und die Unsicherheit, die er wenige Minuten zuvor noch verspürt hatte, war wie ausgelöscht.

Um die Ecke herum fand er die Tür, sicher verschlossen von einem schweren Holzbalken, der durch zwei schmiedeeiserne Klammern geschoben war. Ohne zu zögern zog Michael den Riegel heraus und lehnte ihn vorsichtig gegen die Wand. Als er die Tür öffnete, gab es kein Quietschen, das seine Anwesenheit verraten hätte. Obwohl es im Schuppen fast vollkommen dunkel war, war es Michael nicht so unheimlich, wie kurz zuvor noch bei den Bäumen unten am Fluss. Für Michael hatte diese Dunkelheit etwas Einladendes.

Er betrat den Schuppen.

Er wartete gespannt, als die Dunkelheit in ihn einsickerte und ihn in ihren Schoß nahm. Und dann griff etwas durch die Dunkelheit nach ihm und berührte ihn.

Michael zuckte zusammen, aber blieb mit einer seltsamen Ruhe stehen, wo er war. Und dann hörte er eine Stimme, flach, beinahe tonlos, die irgendwo aus der Tiefe des Schuppens hallte.

»Michael.«

Michael schauderte.

»Ich wusste, du würdest kommen.« Einen Moment lang war es still, dann fuhr die Stimme fort. »Ich habe dich gerufen. Ich wusste nur nicht, ob du mich auch hören würdest.«

»Wer bist du?« fragte Michael. Seine Augen suchten die Dunkelheit ab, aber er konnte nichts finden. Genausowenig konnte er mit Sicherheit sagen, wo die Stimme herkam. Als die Stille anhielt, zog er sich langsam zur Tür zurück. »Sag mir, wer du bist«, sagte er, diesmal etwas lauter.

Und dann fing ein Hund draußen zu bellen an, einmal, zweimal, dreimal. Und irgendwo in der Nähe schlug eine Tür zu. Michael stürzte aus dem Schuppen hinaus und verriegelte hastig wieder die Tür. Aber kurz bevor er in die relative Sicherheit der Wiesen zurückkrannte, hörte er die Stimme noch einmal. Auf dem ganzen Weg nach Hause hallte sie in Michaels Kopf nach.

»Ich bin Nathaniel«, sagte sie. »Ich bin Nathaniel...«

Als Michael am nächsten Morgen in die Küche kam, wartete sein Großvater schon auf ihn. Der alte Mann blickte Michael so durchdringend an, dass der Junge wie angewurzelt stehen blieb.

»Gut geschlafen?« fragte Amos.

»Ja, ich glaube schon«, meinte Michael zögernd.

»Ich nicht«, entgegnete Amos. »Ich hörte deine Mutter umherlaufen und ging hinaus, um nachzusehen, was los war. Sie machte sich Sorgen, weil du fortgegangen warst.«

»Ich - ich bin spazieren gegangen.«

»So, so.« Amos stand auf. »Und jetzt machen wir auch einen kleinen Spaziergang. Los.«

Michaels Augen weiteten sich, und er starnte seinen Großvater an. »W-Wohin?«

»Zur Scheune«, erklärte ihm Amos, und jetzt erst entdeckte Michael in seiner Hand den Streichriemen.

»Aber -«

»Kein Aber«, unterbrach ihn Amos. »Du hast deiner Mutter heute nacht große Sorgen bereitet, sehr große Sorgen. Das wirst du nicht wieder tun. Jetzt komm.«

Michaels Augen richteten sich hilfesuchend auf die Eingangstür, aber niemand war dort zu sehen, der ihm hätte helfen können. Widerwillig folgte er also seinem Großvater hinaus in die Morgensonne. Erst als sie hinter der Scheune außer Sicht waren, brach Amos sein Schweigen.

»Wo bist du hingegangen?«

Michael zögerte. Bei Tageslicht erschien ihm das, was er in der Nacht erlebt hatte, wie ein Traum. Als er darüber nachdachte, konnte er nicht einmal mehr sagen, was eigentlich genau geschehen war. Er war spazieren gegangen, und er glaubte sich auch noch erinnern zu können, dass er zum Grundstück des alten Findley gehen wollte. Aber er war sich nicht mehr so sicher. War er wirklich dorthin gegangen? Er überlegte angestrengt, aber er konnte sich wirklich nur noch an den Wald am Fluss und an die Wiese erinnern. Und an die Stimme? Eine Stimme hatte gesprochen. Oder doch nicht?

»N-nirgends«, sagte er schließlich. »Nur unten am Fluss. Ich - ich war nicht lange weg.«

»Hose runter und bücken.«

Langsam löste Michael den Gürtel und ließ die Jeans

herunter. Er drehte sich um, bückte sich und stützte sich dabei auf seinen Knien ab. Gleich darauf spürte er den ersten sengenden Schlag auf seinem Hintern, und er schrie auf.

»Schrei nicht«, befahl Amos. »Schreien macht es nur noch schlimmer. So, und jetzt will ich wissen, wo du warst.«

»Ich war nirgends«, jammerte Michael. »Ich sagte doch, ich bin nur zum Fluss gegangen.«

»Du warst über eine Stunde weg.«

Wieder peitschte der Riemen auf seinen Hintern, aber diesmal konnte er den Schrei unterdrücken.

»Das - das hab' ich nicht bemerkt«, flehte Michael. »Ich dachte, es seien nur ein paar Minuten gewesen.«

»Du hättest überhaupt nicht fortgehen sollen, ohne deiner Mutter vorher Bescheid zu sagen.«

»Ich muss ihr nicht von allem erzählen, was ich tue -«

Der Riemen surrte durch die Luft, und dieses Mal zog er sich wie eine Schlange um seine Oberschenkel.

»Von jetzt an wirst du immer deine Mutter oder mich fragen, bevor du irgend etwas tust. Ist das klar?«

Michael sagte nichts und stählte sich gegen den nächsten Hieb. Er ließ nicht lange auf sich warten, dann erklang wieder die Stimme seines Großvaters.

»Hast du mich verstanden?«

»J-ja...«

Wieder surrte der Riemen durch die Luft und brannte sich in sein Fleisch hinein. »Ja, was?«

Michael überlegte verzweifelt und biss die Zähne zusammen, als ihm die Tränen in die Augen traten. »Ja, Sir«, rief er schließlich.

Und dann war das Auspeitschen plötzlich vorbei.

»So, das war's«, sagte sein Großvater. Langsam richtete Michael sich auf und zog sich die Jeans wieder hoch. Dann sah er seinem Großvater ins Gesicht, seine Augen funkelten vor Wut und durch seinen Kopf rasten Schmerzen, die noch größer

als die Schmerzen der Prügel waren.

»Warte nur, wenn ich das meiner Mom erzähle -«, sagte er, aber Amos kniete sich hin und packte ihn heftig an den Schultern.

»Lass das, Michael«, sagte er. »Was eben geschehen ist, ist eine Sache zwischen dir und mir. Du wirst nichts davon deiner Mutter erzählen. Sie hat eine Menge durchgemacht, und du darfst ihr nicht noch mehr auflasten. Von nun an wirst du dich benehmen. Und wenn du es nicht tust, weißt du, was geschehen wird. Und wenn du mit deinen Schwierigkeiten zu deiner Mutter läufst, kann ich dir versichern, dass sie nur noch größer werden. Du bist ein großer Junge, Ich erwarte, dass du dich auch wie einer benimmst.«

»Aber -«

»Kein ›Aber‹. Die Dinge liegen nun anders, und du solltest das langsam begreifen. Ich tue das nicht gerne, aber so wahr ich hier stehe, ich werde dir etwas mehr Respekt beibringen, Junge, damit du es dir nächstens zweimal überlegst, wenn du wieder mitten in der Nacht Spazierengehen willst Verstanden?«

Michael zögerte, dann nickte er. Aber als er dem alten Mann zurück zum Haus folgte, wurde sein Kopfweh schlimmer, und eine Fülle von Gedanken schossen ihm durch den Kopf. *Das ist ungerecht. Ich habe nichts getan... Ich bin doch nur spazieren gegangen... Das ist nicht gerecht...*

In der Küche saß Janet am Tisch, nippte an einer Tasse Kaffee und machte sich auf einen Spiralblock Notizen. Sie blickte auf, als Amos und Michael durch die Hintertür hereinkamen. »Hallo. Was habt ihr beiden heute morgen schon unternommen?«

»Hausarbeit«, antwortete Amos, bevor Michael etwas sagen konnte. Er ging zum Spülbecken und wusch sich die Hände. Während er sie abtrocknete, drehte er sich um und blickte Janet über die Schulter. »Und was ist das hier?«

»Das sind die ganzen Dinge, die noch getan werden müssen«, seufzte Janet. »Es gibt so viel zu tun, und ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Aber hier sind die Farben, die ich für die Farm haben will.« Sie riss das erste Blatt ab und reichte es Amos, der es las und dann Michael gab.

Janet holte tief Luft und wandte sich mit Nachdruck ihrer Liste zu. »Die Möbel werden uns einige Probleme machen.«

»Was stimmt denn mit unseren Möbeln nicht?« fragte Michael und ließ sich vorsichtig auf einem der harten Küchenstühle nieder. »Ich mag sie.«

»Es liegt ja nicht unbedingt an den Möbeln«, versuchte Janet zu erklären. »Ich fürchte nur, für eine Farm in Prairie Bend sind sie einfach nicht zu gebrauchen.«

»Farmhausmöbel sind hässlich«, behauptete Michael. Als ihm klar wurde, was er da gerade gesagt hatte, blickte er ängstlich zu seinem Großvater hinüber.

Aber der alte Mann nickte nur zustimmend. »Kann schon sein, aber sie sind gemütlich«, sagte er, als Anna gerade mit ihrem Stuhl in die Küche gerollt kam und zwischen Spülbecken und Herd anhielt. »Wovon habt ihr gesprochen?« fragte sie in die Runde hinein. »Was ist hässlich, aber gemütlich?«

»Farmhausmöbel«, erklärte Amos.

»Wer sagt das?« fragte Anna und machte plötzlich ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter.

»Dein Enkel.«

»Oh«, sagte Anna. Sie zögerte nur eine Sekunde lang, dann zuckte sie die Achseln. »Nun, natürlich hat er recht. Aber mach dir darüber keine Gedanken«, wandte sie sich an Janet. »Ein paar Telefongespräche, und ich kann dir das ganze Haus einrichten. Jede Dachkammer, jeder Schuppen von Prairie Bend ist mit Möbeln vollgestopft, und es kostet keinen Cent. Außerdem würde es mehr Geld kosten, das Zeug hierher bringen zu lassen, als du durch den Verkauf hereinbekommen

könntest, also sparst du sogar noch etwas, wenn du es gleich verkaufst. Bring mir die Teller, Michael.«

Als Michael zögerte, sah Anna ihn an. In seinen Augen lag etwas - ein Schmerz -, das sie vor Jahren schon einmal gesehen hatte, in den Augen ihres Sohnes. Sie hatte gehofft, es nie wieder sehen zu müssen. »Michael, fehlt dir etwas?«

Michael sah seiner Großmutter in die Augen, und für den Bruchteil einer Sekunde fand zwischen den beiden ein stummer Gedankenaustausch statt. Aber dann schüttelte Michael den Kopf, wandte sich um und ging zu dem Schrank, in dem das Porzellan aufbewahrt wurde. Annas Blicke folgten dem Jungen, dann wandten sie sich ihrem Mann zu. Aber Amos ließ sich nicht anmerken, ob er den versteckten Zorn in den Augen seiner Frau bemerkt hatte.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Michael den Abfallkübel hinter die Scheune trug. Die Schweine, die in ihrem Pferch herumliefen, begannen in Erwartung ihres Frühstücks zu grunzen und zu schnauben. Michael kletterte auf die stabilen Metallstangen und grinste zu der aufgeregten Meute hinunter.

»Okay«, sagte er. »Da habt ihr!« Er leerte den Eimer aus, und der Abfall fiel in den Futtertrog. Ein Eber, der größte der Herde, drängte sich sofort zwischen zwei Säuen hindurch und wurde prompt von einer ins Ohr gebissen. Der Eber quiekte überrascht auf und zog sich schnell wieder zurück. Beim Anblick des großen Kerls, der vor den kleineren Säuen ausriß, musste Michael unwillkürlich lachen, und er feuerte das große Schwein an. »Los, lass dir doch nicht alles abnehmen. Geh hin und kämpfe um deinen Teil!«

Als ob der Eber gemerkt hätte, dass man sich über ihn lustig machte, griff er plötzlich mit funkelnden Augen Michael an. Er sprang mit einer Behendigkeit hoch, wie Michael sie nie von einem so schwerfälligen Tier erwartet hatte, packte Michaels

Fuß mit seinem Maul und gab ihm einen kurzen Ruck.

Michael stürzte in den Pferch, und sein Gelächter wich plötzlich einem entsetzten Schreien.

Der Eber nahm einen kurzen Anlauf und stürmte zornig grunzend vorwärts.

Michael rollte sich im letzten Moment zur Seite und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, aber er stolperte über ein anderes Schwein.

Plötzlich war die ganze Herde in Aufruhr, ihre scharfen Hufe scharrten auf der Erde, als sie sich in Stellung brachten, die einen, um auszubrechen, die anderen, um auf Michael loszugehen.

»Hilfe!« schrie Michael. »Hilft mir denn keiner?«

Janet hörte Michaels Schreie und rannte aus der Küche, gerade als Amos aus der Scheune kam. »Was ist passiert?« rief sie, während sie über den Hof stürmte.

»Die Schweine«, rief Amos zurück. »Er muss in den Pferch gefallen sein.« Dann verschwand er um die Ecke der Scheune.

Als Janet den Schweinepferch erreichte, hatte Amos schon eine lange Stange in der Hand, mit der er nach den aufgeregten Tieren stieß, »Aufstehen«, rief er Michael zu. »Steh auf, Junge, oder sie werden dich zertrampeln. Steh auf!«

Plötzlich kam von jenseits der Scheune ein großer schwarzer Hund in Sicht und sprang direkt auf den Pferch zu. Mit einem Satz war er über die oberste Stange gesprungen und knurrte und bellte nun mitten unter den Schweinen, schnappte zuerst nach einer der Säue und wandte sich dann dem großen Eber zu. Von der plötzlichen Seitenattacke überrascht, hielt der Eber einen Moment lang inne und gab Michael so die Gelegenheit, sich aufzurichten. Gleich darauf hatte ihn Amos hochgehoben und über die Umzäunung gezogen.

Kaum war Michael aus dem Schweinepferch heraus, gab auch der Hund den Kampf auf und sprang aus dem Pferch heraus. Sofort war er bei Michael, der sich schluchzend vor

Angst an seine Mutter geklammert hatte.

»Sie wollten mich umbringen«, rief er. »Sie wollten mich niedertrampeln!« Als wollte er das verängstigte Kind beruhigen, wedelte der Hund mit dem Schwanz und leckte ihm über das Gesicht. Michael ließ seine Mutter mit einem Arm los und kraulte den Hund am Hals.

Janet starrte auf das Tier hinunter, »Wo kam der denn her?« fragte sie. »Wem gehört er?«

Amos runzelte die Stirn, denn er war sich sicher, dass er den Hund noch nie zuvor gesehen hatte. Er hatte eine Schulterhöhe von vollen 80 Zentimetern, hatte einen breiten Brustkasten und stämmige Beine. Sein Fell war vollkommen schwarz, und sein wachsamer und intelligenter Blick schien eine Mischung aus Misstrauen und Feindseligkeit auszudrücken. »Keine Ahnung«, gab Amos zu.

Michael, der von den Schweinen mehr erschreckt als verletzt worden war, drückte den Hund an sich. »Bestimmt ist er mir heute nacht gefolgt«, sagte er. Dann blickte er zu seiner Mutter hoch, »Er hat mir das Leben gerettet. Darf ich ihn behalten, Mom? Bitte.«

Janet fühlte sich von den Geschehnissen etwas benommen, aber als sie sich vergewissert hatte, dass Michel tatsächlich unverletzt war, wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem Hund zu. Der Hund schien sie fragend anzublicken, als erwarte er ihre Entscheidung. »Ich weiß nicht«, sagte sie schließlich. »Er muss doch jemandem gehören.« Doch sie hatte bereits bemerkt, dass der Hund kein Halsband trug.

»Und wenn nicht?« fragte Michael. »Was ist, wenn er ein Streuner ist? Darf ich ihn dann behalten?«

»Wir werden sehen«, wich Janet aus. »Jetzt gehst du zuerst einmal hinein und wäschst dich.«

Michael wollte widersprechen, doch als er den Blick seines Großvaters sah, besann er sich eines Besseren. »Na gut«, meinte er und ging zum Haus, gefolgt von dem großen Hund.

Als Michael in die Küche ging, setzte sich der Hund an der Hintertreppe hin.

»Was meinst du?« fragte Janet Amos.

Amos zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Hab' ihn noch nie gesehen. Aber wenn wir heute Abend zurückkommen und er ist immer noch da, wird wohl nichts dabei sein, wenn wir ihn behalten.«

Gleich darauf war sich Amos nicht mehr so sicher. Als er an dem Hund vorbei ins Haus ging, hob dieser seinen großen Kopf und legte die Ohren an. Ein Knurren kam aus der Tiefe seiner Kehle.

Janet und Michael starrten fassungslos die kleine Farm an. Obwohl es noch nicht einmal Mittag und die Arbeit erst seit drei Stunden im Gange war, war das Haus nicht wiederzuerkennen. Das Unkraut im Vorderhof war schon gejätet und über das ganze Haus hatten sich Leute mit Kratzern verteilt und entfernten die letzten Spuren der verwitterten Farbe, und im Hinterhof war eine andere Gruppe damit beschäftigt, Kehricht und Unkraut zu einem großen Haufen aufzutürmen und anzustecken. Noch mehr Leute arbeiteten an der Scheune.

Michael rannte los und verschwand um die Ecke des Hauses, während Janet neben Anna herlief, die in ihrem Stuhl die Auffahrt entlang rollte. Am Fuß der Eingangstreppe hielt sie und sah sich das Haus an.

»Du musst eine Menge Erinnerungen an diesen Ort haben«, sagte Janet. Anna blickte Janet bedrückt an.

»Du hast recht«, sagte sie, »Aber das ist alles vorüber, nicht wahr? Vielleicht wird für dich dieses Haus ein gutes Heim sein.«

Janet runzelte nachdenklich die Stirn. »Ich glaube nicht an gute oder schlechte Häuser. Ich finde, ein Haus ist dann glücklich, wenn seine Bewohner glücklich sind.«

»Ich hoffe, du hast recht.« Seufzend näherte Anna sich der Treppe und hielt dann wieder an. »Es gibt Leute, die können in diesen Dingern die Stufen hochfahren, aber ich gehöre nicht zu ihnen.«

»Auf meine Liste setze ich ganz oben hin eine Rampe für dich«, versprach ihr Janet, während sie den Rollstuhl die vier Stufen hinaufzog. »Aber ich weiß nicht, wann wir mit dem Bauen anfangen können.«

»Ich werde es Amos sagen«, entgegnete Anna. Sie gingen von Raum zu Raum, und Janet erklärte ihr, wie sie die jeweilige Wohnfläche zu nutzen gedachte. Anna blickte gedankenverloren zum zweiten Stock hoch. »Welche Zimmer wollt ihr nehmen?« fragte sie schließlich. »Ich nehme das große vorne, Michael möchte das kleine.«

»Das kleine?« fragte Anna verwundert. »Warum das kleine?«

»Er mag die Aussicht. Man kann Mr. Findleys Haus von dort aus sehen.«

Annas Miene verdüsterte sich. »Ben Findley sollte sich was schämen - wie man seine Farm nur so verkommen lassen kann! Ich weiß nicht, warum er überhaupt noch hier wohnt. Wenn Charles nicht wäre, hätte er keinen einzigen Freund in Prairie Bend.«

»Hat er denn keine Familie?«

Anna seufzte schwer. »Ben? Nein - nicht mehr. Er war einmal verheiratet, mit Jenny Potter. Eine Weile ging ihre Ehe gut, aber dann -« Sie stockte einen Moment, dann lächelte sie schwach. »Wie es eben so geht. Jedenfalls ging Jenny fort, und von der Zeit an wurde Ben immer wunderlicher.«

»Aber er hat doch bestimmt irgendwelche Freunde?«

Anna schüttelte den Kopf. »Er will anscheinend keine Freunde mehr, haben. Wirklich - ich habe mich schon oft gefragt, warum er hier überhaupt noch wohnt. Sein Leben muss so einsam sein...« Sie wandte den Blick der Treppe zu, dann

drehte sie sich wieder zu Janet um. Plötzlich nickte sie. »Kein Wunder, dass Michael das kleine Zimmer haben möchte.« In ihrem Blick lag ein wenig Traurigkeit, als sie sagte: »Es war das Zimmer seines Vaters.«

Wie Janet bei ihrer Schwiegermutter, so hatte auch Michael noch einmal bei Ryan Shields versucht, etwas über den Mann nebenan zu erfahren. Sie saßen in der Scheune zusammen mit noch einem Jungen - Damon Hollings -, den Michael erst an diesem Tag kennengelernt hatte.

»Warum ist *er* nicht hier?«

»Machst du Witze?« entgegnete Damon, obwohl Michael die Frage an seinen Vetter gerichtet hatte. »Er geht nie aus diesem unheimlichen Haus heraus, und er spricht mit niemandem. Und helfen würde er auch niemandem, würde einen wahrscheinlich vor der eigenen Haustür verrecken lassen.« Damon machte eine Pause, während er die Wirkung seiner Worte auf Michael genoss. »Und in seinem Haus spukt's«, fügte er hinzu, und seine Stimme wurde nur noch zu einem lauten Flüstern. »Dort gibt's Gespenster.«

»Es gibt keine Gespenster«, widersprach Michael, aber trotzdem ging sein Blick von Damon zur Bodenluke, hinter der nur ein paar hundert Meter entfernt die heruntergekommenen Gebäude von Findleys Farm lagen. Und in den Tiefen seines Bewusstseins regte sich eine Erinnerung - oder war es nur ein Traum? »Was für ein Gespenst?« Und in seiner Stimme lag wesentlich weniger Gewissheit als noch kurz zuvor.

»Es ist jemand, der schon vor langer Zeit gestorben ist«, erklärte ihm Damon. »Und manchmal kann man es sehen, nachts, draußen bei Potter's Field. Es sieht aus, als würden dort Lichter hin und her gehen.«

»Lichter?« fragte Michael. »Was für Lichter?«

»Ich - ich hab' es noch nie selbst gesehen«, gab Damon zu.

»Du hast es noch nie gesehen, weil es so was nicht gibt.

Stimmt's, Ryan?« fragte Michael seinen Vetter, aber Ryan gab keine Antwort.

Damon zuckte mit übertriebener Gleichgültigkeit die Achseln und fuhr sich durch sein struppiges blondes Haar, das ihm in sein Lausbubengesicht hineinhing. »Na und, wen kümmert's schon, was du davon hältst?« sagte er zu Michael. »Ich erzähl nur, was ich gehört habe. Und was ich gehört habe und was jeder hier in der Gegend weiß, ist, dass es beim alten Findley spukt.«

»Ich glaube es aber nicht«, gab Michael zurück. »Ich glaube nicht an Gespenster. Ich glaube auch nicht, dass mit Mr. Findley etwas nicht stimmen soll. Ich wette, es mag ihn hier nur keiner, weil er mit niemandem verwandt ist«, sagte er mit überraschender Selbstsicherheit.

»Na, dann sieh doch selbst nach«, forderte ihn Damon auf.

»Wer weiß, vielleicht tu ich's auch«, nahm Michael die Herausforderung an. Er wandte sich wieder Ryan zu. »Wirst du mit mir gehen?«

Ryan sah ihn an, dann schüttelte er bestimmt den Kopf.
»Und du bleibst besser auch dort weg«, sagte er.

Michael setzte sein trotziges Gesicht auf, als seine Schläfen schmerhaft zu pochen begannen. »Ich tu, was ich will«, sagte er entschlossen. Er wandte sich von den beiden Jungen ab und widmete seine Aufmerksamkeit dem Schuppen in der Ferne. Als er hinüberblickte, wurde das Kopfweh etwas schwächer. In sich glaubte er eine Stimme zu hören. Die Worte waren undeutlich, aber der Tonfall war irgendwie vertraut...

Gegen halb sieben war die schwerste Arbeit getan, und nur noch die Halls blieben auf der kleinen Farm.

»Im Vergleich zu heute morgen nicht wiederzuerkennen, nicht wahr?« war Annas Kommentar.

Sie hatte recht. Das Unkrautgestrüpp, das das Haus fast zugedeckt hatte, war verschwunden, und der Rasen, sauber

gemäht, brauchte nur noch Wasser und etwas Dünger, um das satte Grün anzunehmen, das in Prairie Bend die Norm war. Sogar Michael musste eingestehen, dass sich der Ort zu seinem Vorteil verändert hatte.

»Vielleicht können wir hier wirklich wohnen«, murmelte er. Dann fiel sein Blick wieder nach Westen zu den windschiefen Gebäuden von Findleys Farm und er schwieg wieder.

Amos verstand Michaels Schweigen falsch, er nahm ihn bei den Schultern, zog ihn zu sich und fragte: »Dir gefällt Findleys Farm nicht?« Michaels Schweigen deutete er als Zustimmung. »Nun, das kann ich verstehen. Wenn es nach mir ginge, hätte ich Ben die Farm schon längst abgekauft, aber davon wollte er nichts wissen. Meinte, er hätte hier seinen Platz zum Sterben gefunden und wäre zu alt, sich es noch einmal anders zu überlegen. So ist das, und an deiner Stelle würde ich ihn in Frieden lassen.«

Nur mit Mühe konnte sich Michael von dem alten Schuppen losreißen und zu seinem Großvater aufblicken. »Gibt es dort wirklich ein Gespenst?« fragte er.

Janet hatte dem Gespräch nicht richtig zugehört. Jetzt drehte sie sich zu ihrem Sohn um. »Ein Gespenst?« fragte sie ungläubig. »Um Himmels willen, wovon redest du?«

Michael wand sich unbehaglich. »Damon Hollings meint, in Mr. Findleys Farm spukt es.«

»O nein, du hast ihm doch nicht etwa geglaubt, Liebling?« Als Michael zögerte, wurde Janets Stimme energischer. »Es gibt keine Gespenster, Michael, und es hat noch nie welche gegeben.« Sie wandte sich an Amos und Anna in der Erwartung, von ihnen Zustimmung zu erhalten, aber Amos schien in Gedanken verloren, und Anna hatte sich umgedreht und rollte langsam in ihrem Stuhl zum Wagen. »Amos, sag du ihm, dass es so was wie Gespenster nicht gibt!«

»Ich kann nur sagen, dass man sich gewisse Geschichten erzählt«, sagte Amos schließlich. »Ich kann also nur sagen,

dass ich es nicht weiß.«

»Was für Geschichten?« drängte Michael

»Eben Geschichten«, sagte Amos nach langem Schweigen. Dann lächelte er grimmig. »Wenn du brav bist, erzähle ich dir vielleicht davon heute Abend, bevor du ins Bett gehst.«

Michael versuchte, seine Aufregung zu verbergen und ein gleichgültiges Gesicht zu machen. Es misslang ihm gänzlich.

8

Die Prärie war damals anders; das Gras war hoch, und im Sommer sah man nicht, wohin man ging. Es wuchs fast zwei Meter hoch, und es war wie ein großes Meer, zuerst grün, im Frühling, dann wurde es im Sommer braun, und so weit du sehen konntest, wehte es im Wind.

Und im Winter wurde die Prärie weiß, und der Schnee lag so hoch, dass niemand durchkommen konnte, niemand außer den Indianern.

Das wussten die Weißen aber nicht. Sie verstanden die Prärie nicht, hatten keine Vorstellung, wie sie sein konnte. Das Gefährliche an der Prärie ist, dass sie nicht aufzuhören scheint. Und mit nichts kann man sie abmessen. Es kam also vor, dass Leute sich in der Prärie verirrten. Sie wussten zwar immer, wo sie waren. Aber sie wussten nicht mehr, wer sie waren und was sie waren.

Es kam immer ganz langsam, so langsam, dass die meisten Leute gar nicht merkten, was mit ihnen geschah. Viele von ihnen waren aus der Stadt und suchten Land. Sie steckten ihr Gebiet ab und bauten ihr Haus in die Mitte, und so weit sie sehen konnten, gehörte das Land ihnen. Und sie hatten daher auch keine Nachbarn. Es gab schon andere Menschen, aber sie lebten Meilen auseinander, und meistens war man mit sich oder der Familie allein. Und manchmal war man monatelang

eingeschneit.

Das geschah auch in Prairie Bend. Nur hieß es damals noch nicht Prairie Bend und war auch noch keine Stadt. Nur ein paar große Farmen und die Schleife am Fluss gab es hier. Und eine Frau. Eine Frau namens Abby Randolph. Ihr Mann war im Herbst gestorben, und obwohl sie ein Kind erwartete, blieb sie hier und versuchte, die Farm zu unterhalten und für die Kinder zu sorgen.

Es schien ihr nichts zu fehlen, als man sie das letzte Mal sah, im Herbst, kurz vor dem ersten Schnee. Und dann fing es an zu schneien, und es wollte nicht mehr aufhören. Und der Schnee türmte sich auf und deckte alles zu, und Leute starben in ihren Häusern.

Aber nicht Abby.

Abby fing an, Stimmen zu hören. Zuerst achtete sie gar nicht darauf. Sie wurde nachts wach und hörte etwas. Sie stand auf und ging hinunter, aber nie war dort jemand. Dann sah sie bei den Kindern nach, weil sie dachte, dass ihr eines einen Streich spielen wollte. Aber sie lagen immer in ihren Betten und schliefen fest.

Eines Nachts hörte dann Abby wieder das Geräusch unten im Haus. Es hörte nicht auf. Es wurde immer lauter. Schließlich ging Abby nach unten.

Der Lärm kam von der Eingangstür. Dreimal klopfte es, dann war es lange still, dann klopfte es wieder dreimal. Lange Zeit starrte Abby nur die Tür an, sie wusste, es war unmöglich, dass irgend jemand draußen stehen konnte. Es war Februar, und der Schnee lag drei Meter hoch, und im Umkreis von Meilen lebte außer ihr niemand. Aber das Klopfen hörte nicht auf. Schließlich öffnete Abby die Tür.

Im Eingang stand ein großer Mann, überall mit Schnee bedeckt, mit Eiskrusten in Bart und Augenbrauen. Und er sprach.

»Ich komme meinen Jungen holen.«

Als es das erste Mal geschah, schloss Abby einfach die Tür wieder zu, aber es wiederholte sich jede Nacht. Jede Nacht wurde sie wach und hörte das Klopfen an der Tür, und jede Nacht stand der Mann da und sagte dasselbe.

»Ich komme meinen Jungen holen.«

Eines Morgens dann, als der Mann die Nacht zuvor wieder da gewesen war und Abby die Tür wieder abgeschlossen hatte, war eines der Kinder verschwunden. Und in dieser Nacht kam der Mann nicht. Aber eine Woche später kam er wieder, und als Abby die Tür öffnete, lächelte er sie an. »Im Sommer kannst du ihn zurückhaben«, sagte er. »Wenn das Gras gewachsen ist, kannst du ihn zurückhaben.«

In diesem Winter verschwanden Abby Randolphs Kinder nacheinander - bis auf eines.

Als der Frühling kam und der Schnee geschmolzen war, begannen sich die Leute wieder gegenseitig zu besuchen. Und als sie bei Abby vorbeikamen, saß sie vor ihrer Eingangstür, und in ihren Augen lag ein seltsamer Blick. Oben fand man ein Kind - ihren ältesten Sohn - zusammengekauert in einer Ecke des Zimmers. Sie versuchten, mit ihm zu reden, aber immer, wenn man ihm sich näherte, fing er an zu schreien. Und die anderen Kinder waren alle verschwunden.

Man versuchte, mit Abby zu reden, aber sie sagte nicht viel. Alles, was sie sagte, war, dass die Kinder von ihrem Vater geholt worden seien und dass er sie zurückbringen würde, wenn das Gras gewachsen war.

Der Frühling ging vorüber und der Sommer kam, und eines Tages kamen Nachbarn Abby besuchen und trafen sie draußen im Feld beim Graben. Als sie sie fragten, was sie denn suche, antwortete sie, dass sie ihre Kinder suche.

»Das Gras ist gewachsen«, sagte sie. »Das Gras ist gewachsen, und es wird Zeit, dass sie zurückkommen.«

Am nächsten Tag fanden sie Abby mit einer Heugabel an die Wand der Scheune gespießt. Ihr Sohn war bei ihr, er hatte sich

in der Scheune auf den Boden gekauert und sah zu, wie seine Mutter verblutete. Sie sprachen nicht mit dem Jungen, machten mit ihm kurzen Prozess. Sie hängten ihn auf, gleich in der Scheune. Man sagt, er sei noch vor seiner Mutter gestorben. Abby kämpfte noch stundenlang mit dem Tod. Sie hielt durch für ihr Baby. Und sie schaffte es auch. Kurz bevor sie starb, kam das Kind zur Welt. Später fanden sie dann in Abbys Sturmzimmer Knochen. Es waren Knochen von Kindern, und es sah aus, als wären sie gekocht worden.

Noch Jahre danach verschwanden Leute in der Gegend von Prairie Bend, wie es überall hin und wieder geschieht. Aber hier fand man nie Leichen, und jedesmal hieß es, dass Abbys letzter Sohn mal wieder hungrig gewesen sei und sich jemanden zum Auffressen geholt habe.

Und es hieß, dass in mancher stürmischer Sommernacht Abby noch zu sehen sei, wie sie nach ihren Kindern suche...

Michael starnte aus angsterfüllten Augen zu seinem Großvater empor. »Das - das ist keine wahre Geschichte, nicht wahr, Großvater?«

»Natürlich nicht«, sagte Janet schnell. »Es ist eine Schauergeschichte, und ich wünsche, ich hätte sie nie gehört.« Mit schreckensbleichem Gesicht wandte sie sich Amos zu. »Mein Gott, Amos, wie konntest du nur so eine Geschichte einem kleinen Jungen erzählen?«

Amos Hall zuckte die Achseln. »Früher oder später hätte er sie von einem anderen zu hören bekommen. Die Geschichte geht hier schon seit Jahren um, und sie ändert sich kaum.«

»Aber bestimmt glaubt sie keiner, oder?«

»Das mit Abby? Ich glaube nicht, dass irgend jemand die volle Wahrheit weiß, aber die Geschichte kommt bestimmt der Wahrheit nahe. Solche Dinge kamen in der Gegend immer wieder mal vor. Wie ich schon gesagt habe, die Prärie schafft so manchen, und dann dreht er durch. Das mit Abby könnte

auch in diesem Winter passiert sein -«

»Bitte«, sagte Janet. »Ich möchte davon nichts mehr hören. Vom letzten Teil, meine ich, davon, dass ihr Sohn immer noch umhergeht und dass Leute sie heute noch auf den Feldern sehen. Das glaubt doch bestimmt keiner, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht«, entgegnete Amos. »Wer weiß schon, was Leute sehen? Aber eines kann ich dir sagen: Die Leute passen hier gut auf ihre Kinder auf, ganz besonders im Sommer. Aber das versteht sich ja von selbst. Im Sommer gibt es hier mitunter ganz schön unangenehme Tornados. Wer in so einen hineinkommt, der kann nur noch beten. Na ja, das war die Geschichte. Du kannst sie glauben oder auch nicht, ganz wie du willst.« Er wandte sich an Michael. »Und was dich angeht - es ist Zeit, dass du ins Bett kommst.«

Michael stand langsam auf und gab erst seiner Mutter, dann seiner Großmutter einen Gutenachtkuss. Er ging aus dem kleinen Wohnzimmer hinaus, aber dann drehte er sich noch einmal um.

»Großvater, wie hieß denn Abbys Sohn?«

»Nathaniel«, erklärte Amos. »Er hieß Nathaniel.«

Michael stieg die Stufen hoch, ging in sein Zimmer, zog sich aus und ging ins Bett. Gleich darauf löschte, er das Licht, um vom Bett aus in die Dunkelheit hinauszustarren. Weit draußen auf dem Feld konnte er eine Gestalt durch das Mondlicht huschen sehen. Er wusste, es war der Hund, der Hund, der ihn vor den Schweinen gerettet und dann den ganzen Tag auf ihn gewartet hatte, und dem es offenbar nichts ausmachte, dass er nicht ins Haus hinein durfte. Er war aber immer noch da, wie ein Schatten in der Nacht, und durchstreifte die Felder, während Michael schlief.

So werde ich ihn nennen, dachte Michael. Shadow. Er soll Shadow heißen.

Aber als er einschlief, war es ein anderer Name, der

immerfort in seinen Ohren hallte.

Nathaniel...

9

»Hat einer von euch schon einmal etwas von einem Nathaniel gehört?« Michaels Stimme verriet nichts von der Anspannung, unter der er sich die ganze Zeit schon befand, als er am nächsten Tag dabei half, das Haus anzustreichen.

Der Name, der ihm nachts im Schuppen zugeflüstert worden war, der Name, den sein Großvater gestern Abend erwähnt hatte - er ließ ihn nicht mehr los.

Während er eifrig Ryan Shields und Eric Simpson dabei half, sein Zimmer mit einem nicht ganz weißen Anstrich zu versehen, versuchte er nun so unverfänglich wie möglich, eine Antwort auf seine Frage zu erhalten,

»Nathaniel?« wiederholte Ryan, »Wer hat dir von Ihm erzählt?«

»Großvater.«

»Die Geschichte von dem Jungen, der seine Mutter umbrachte?«

Michael nickte, dann legte er den Pinsel hin. »Ist sie wahr?«

Ryan zuckte die Achseln. »Glaub schon. Bis auf den Teil mit den Geistern von Nathaniel und Abby. Das hat man uns nur erzählt, damit wir in der Nacht nicht ausreißen.«

»Mein Dad hat sie mir einmal erzählt«, schilderte Eric. »Ich war noch ein kleiner Junge, und ich hab' Alpträume davon bekommen.«

»Wieso meinst du, dass die Geschichte nicht wahr ist?«

Ryan blickte ihn vernichtend an. »Komm! Es ist doch nur eine Gespenstergeschichte.« Dann, als er bemerkte, wie unsicher Michael war, fing er an zu grinsen. »Du glaubst doch nicht an Geister, nicht wahr?«

Michael zögerte nur für einen Bruchteil einer Sekunde.
»Nein, verdammt noch mal.«

»Hat Großvater dir auch davon erzählt, wie es klopfte und der unheimliche Mann vor der Tür stand?« fragte Ryan. »Das war der schauerlichste Teil.«

Michael nickte, aber Eric schaute verblüfft drein. »Was für ein Mann? Ich habe nur gehört, dass Abby die Vorräte ausgingen und sie ein Kind an die anderen verfüttern musste.«

»Ja«, stimmte Ryan zu. »Aber Großvater sagt, sie hätte nie gewusst, was sie tat. Sie hätte immer gedacht, ein Mann sei die Kinder holen gekommen. Deshalb soll sie doch immer noch nach ihnen suchen.«

»Und das habt ihr wirklich geglaubt?« fragte Eric

»Na ja, eigentlich schon«, gab Ryan verlegen zu.

»So etwas glaubt man doch nur, solange man klein ist«, meinte Eric. »Das mit den Geistern hatte ich schon mit zehn durchschaut.«

»Sicher«, spottete Ryan. »Und deswegen kneifst du ja immer als erster, wenn mal wieder jemand mitten in der Nacht zu Findleys Schuppen schleichen will.«

Jetzt war Eric an der Reihe, verlegen zu werden, aber er versuchte, davon abzulenken. »Dort ist es ja auch gefährlich. Das Ding kann jeden Moment zusammenbrechen.«

»Das sagtest du auch schon, seit du zehn bist.« Ryan fuhr absichtlich mit dem Farbroller über Erics Hand. »Hoppla.«

»Hör auf damit«, grölte Eric. »Und es wird zusammenfallen.« Er schüttelte die Rolle vor Ryans Gesicht, und plötzlich hatte sein Freund Sommersprossen.

Ryan grinste nur. »Sieht aus, als wäre einer von uns noch ziemlich sauber, was?« sagte er.

Eric nickte, und die beiden nahmen sich Michael vor.

In Sekundenschnelle artete die Balgerei in ein Chaos aus. Das Kriegsglück schwankte hin und her, bis alle drei über und über mit Farbe bespritzt waren, ebenso wie die Decke, die

Wände, der Boden und das Fenster. Doch das alles bemerkten sie erst, als sie auf Janet Hall aufmerksam wurden, die in der Tür stand und nur mühsam ihre Heiterkeit hinter einer zornigen Miene verbergen konnte,

»Was geht hier vor?«

»Och, nichts.« Obwohl die Antwort von Michael kam, wurde sie beinahe gleichzeitig von Ryan und Eric wiederholt.

»Soso, nichts«, wiederholte auch Janet und blickte sie noch etwas finsterer an.

Michael bückte sich und hob einen Lappen auf. »Wir wischen es wohl besser auf, bevor es trocknet«, brummte er.

»Und euch wascht ihr am besten gleich mit«, ordnete Janet an.

»Aber hier gibt es doch gar kein Warmwasser«, protestierte Michael.

Janet rang sich ein boshaftes Lächeln ab. »Das hättest ihr euch vorher überlegen sollen. Jetzt aber los. Wenn ihr fertig seid, bekommt ihr ein paar trockene Sachen zum Anziehen. Wahrscheinlich werden sie nur Eric passen, aber andere sind jetzt nicht zu haben.«

Eric blickte sie ängstlich an. »Sie werden es doch nicht meiner Mom erzählen -«, sagte er, doch Janet unterbrach ihn.

»Sie weiß schon alles. Sie stand genau unter diesem Fenster und half *deiner* Mutter«, sie deutete auf Ryan, »die Rahmen unten anzustreichen.«

Ryan stöhnte. »O Gott, sie wird mich umbringen, Tante Janet.«

»Schon möglich«, stimmte Janet zu und versuchte, unerbittlich zu wirken, weil sie nicht wollte, dass die Jungen ihr ihre Heiterkeit ansahen. »Aber bevor es dazu kommt, möchte ich eine Erklärung für das alles, sonst könnt ihr den Rest des Nachmittags nackt arbeiten und ebenso nach Hause gehen. Ist das klar?«

Die drei Jungs nickten stumm und trollten sich ins

Badezimmer. Janet Hall wartete, bis sie die erstickten Schreie unter dem eiskalten Wasser hörte, dann ging sie nachdenklich die Treppe hinunter.

Sie hatte ebenfalls unter dem Fenster gestanden, und sie hatte das Gespräch mitgehört, das zu der Farbenschlacht geführt hatte.

»Ihr habt euch über Nathaniel unterhalten«, sagte sie. Obwohl sie die Augen auf Michael gerichtet hatte, waren auch Ryan und Eric noch deutlich in ihrem Blickfeld. Michael nickte, und aus den Augenwinkeln sah sie Eric dasselbe tun. Ryan sah allerdings plötzlich verstört aus.

»Ryan zog Eric damit auf, dass er Angst vor Geistern hätte«, sagte Michael. »Und dann - na ja, dann ist es eben passiert. Wir haben alle damit angefangen. Es war nicht irgend jemandes Schuld, Mom. Ich wollte bloß wissen, ob noch jemand anderes die Geschichte kennt, die Großvater heute nacht erzählt hat. Was ist daran falsch?«

»Nichts«, versicherte ihm Janet. »Nur solltet ihr euch langsam klarmachen, das alles nur eine Geschichte ist. Alles!«

»Großvater sagt -«, begann Ryan, aber Janet ließ ihn nicht ausreden.

»Dein Großvater hat uns heute nacht eine schreckliche Geschichte erzählt, und ich bin mir sicher, dass so gut wie nichts daran wahr ist. Allein der Gedanke an das, was diese arme Frau getan haben soll, ist ekelhaft, und wahrscheinlich ist nichts dergleichen je passiert. Und was die Geister angeht, so etwas gibt es nicht, und das dürftet ihr alle schon wissen.«

»Aber warum hat es uns Großvater dann erzählt?« fragte Michael.

»Wahrscheinlich aus mehreren Gründen. Gespenstergeschichten machen Spaß. Außerdem hilft eine gute Gespenstergeschichte, Leute von Grundstücken fernzuhalten, auf denen sie unerwünscht sind.« Sie wandte sich Ryan und

Eric zu. »Als ihr beiden noch jünger wart, habt ihr da geglaubt, dass es dort spukt?«

Beide nickten zerknirscht.

»Und seid ihr von Findleys Grundstück weggeblieben?« Wieder nickten sie. »Dann hat sie doch ihren Zweck erfüllt, oder?«

»Aber - aber wenn es mehr als nur eine Geschichte ist«, fragte Michael hartnäckig. »Was, wenn es dort wirklich einen Geist gibt?«

Janet sah, wie Eric und Ryan einen Blick wechselten, und war sich sicher, dass Michael soeben bei ihnen Respekt eingebüßt hatte. Michael selbst schien es allerdings nicht bemerkt zu haben. Statt dessen blickte er sie aus großen Augen an. »Es gibt keine Geister«, sagte sie. Resolut nahm sie Michael bei den Schultern. »Es gibt keine Geister«, sagte sie noch einmal. »Es gibt Geistergeschichten, aber das ist auch alles.« Dann ließ sie die drei Jungen in Michaels Zimmer zurück, nicht ohne vorher noch einen Blick auf die Farbe auf Boden und Fenster geworfen zu haben.

Als sie gleich darauf aus dem Haus kam, traf sie Laura und Anna am Eingang. Laura hatte sich hinabgebeugt, als wolle sie ihrer Mutter etwas ins Ohr flüstern. Als sie Janet erblickte, stellte sie sich wieder aufrecht und lächelte, aber in ihrem Blick lag etwas Unaufrichtiges, was Janet auch nicht entging.

»Ist noch etwas schiefgegangen?« fragte Janet besorgt.

»Um Gottes willen, nein«, versicherte Anna. »Ich habe nur zu Laura eben gesagt, sie solle sich nicht überanstrengen. Aber ich fürchte, das fruchtet nichts. Manchmal hetzt sie sich so ab, dass man meinen könnte, sie wolle sich totarbeiten. Ist vielleicht noch etwas von der Limonade da, die wir zum Mittagessen hatten?«

»Ich sehe mal nach«, sagte Janet. Sie ging in die Küche zurück und fand noch einen Rest Limonade. Sie schenkte sie in ein Glas ein und ging wieder hinaus. Wieder flüsterte Laura

Anna etwas ins Ohr, und als Janet sich vernehmlich räusperte, lag etwas Heimlichtuerisches in der Art, wie Laura aufblickte. Etwas Verstohlenes und Ängstliches. Irgendwie hatte Janet das Gefühl, dass es etwas mit dem Gespräch zu tun hatte, das sie mit Ione Simpson zuvor belauscht hatten.

Das Gespräch über Nathaniel.

Sie gab Laura das Glas mit der Limonade.

»Du glaubst diese verrückte Gespenstergeschichte, stimmt's?« fragte sie, als Laura das Glas zum Trinken ansetzte.

Laura wurde leichenblass, und es gab ein klirrendes Geräusch, als das Glas auf die Eingangstreppe fiel.

Laura Shields war immer noch etwas verstimmt durch Janets Anschuldigung. Als sie sich an diesem Abend unbeholfen in dem Sessel niederließ, der normalerweise ihrem Mann vorbehalten war, lächelte sie scheu und hoffte, ihr Mann würde sie nicht auf ihre Nervosität ansprechen, die sie vergeblich zu unterdrücken versuchte. »Ich glaube, ich habe mich heute ein wenig übernommen. In meinem Zustand sollte eine Frau nicht mehr Fenster streichen.«

Als sie nach der Fernsehzeitschrift griff, spürte sie plötzlich einen stechenden Schmerz in ihrem Bauch. Unwillkürlich hielt Laura in ihrer Bewegung inne und wartete, bis der Schmerz vorbei war.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Buck.

»Sei nicht albern. Was sollte denn nicht stimmen?« Mit gespielter Lässigkeit schlug Laura das Magazin auf und studierte das Programm. Eine neue Schmerzwelle durchfuhr sie, und diesmal musste sie die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzuschreien. Besorgt sprang Buck auf.

»Natürlich stimmt etwas nicht.«

»Schon gut«, beteuerte Laura. »Ich hab' mir nur den Magen verdorben. Ein kleiner Krampf, weiter nichts.«

»Krampf oder Wehe?«

»Ich bin mir sicher, es ist nur ein -« Sie zuckte unter einer neuerlichen Schmerzwelle zusammen, und dann, als sie nachließ, spürte sie, wie ihr Stuhl feucht wurde. »Verdammtd,« flüsterte sie. Sie blickte zu Buck auf, ihr Gesicht voller Schmerz, Sorge und Furcht. »Es tut mir leid. Ich fürchte, ich habe mich wirklich etwas übernommen. Ruf besser Dr. Potter an.« Sie wollte sich aufrichten, aber eine Kontraktion zwang sie in den Stuhl zurück.

»Ryan? Ryan!« rief Buck mit einer Nachdrücklichkeit, dass sein Sohn sofort aus der Küche gerannt kam. »Ruf Doc Potter, und sag ihm, er soll sofort kommen. Das Baby ist unterwegs.«

»Aber es ist doch noch gar nicht -«

»Verdammtd noch mal«, schnauzte Buck. »Tu, was ich sage. Ruf den Doc an, während ich deine Mutter hinaufbringe.« Er griff mit seinen großen Händen Laura unter die Arme und zog sie auf die Füße. »Schaffst du es allein, oder soll ich dich tragen?«

Laura machte einen vorsichtigen Schritt. »Es geht schon«, versicherte sie. »Aber wenn das Baby heute nacht kommt, meinst du nicht, dass wir dann besser ins Krankenhaus gingen?«

Buck ignorierte die Frage. »Lass uns hinaufgehen.«

»Aber -«

»Streite nicht, Laura«, sagte Buck bestimmt »Wir wissen, was das beste für dich ist.«

Laura öffnete den Mund, schloss ihn aber gleich wieder. Es war sinnlos zu widersprechen; er war genau wie ihr Vater. »Gut«, flüsterte sie. »Bleib nur bei mir.« Langsam ging sie zur Treppe und hielt nur noch einmal an, um Ryan bei der Hand zu nehmen, als sie an ihm vorüberkam. »Ruf Dr. Potter, Liebling. Und mach dir keine Sorgen. Ich werde es schaffen, und das Baby auch.« Als Ryan schließlich zum Telefon ging, mühte sich Laura, gestützt auf Buck, die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Kurz darauf erschien Ryan noch einmal in der Tür, sein

Gesicht war bleich, und in seinen Augen lag Furcht. »Der Doc ist in ein paar Minuten hier. Er meint, wir sollen uns keine Sorgen machen, und alles wird gutgehen.«

»Natürlich wird alles gutgehen«, sagte Buck, »Und jetzt geh hinunter und warte auf den Doc. Okay?«

Ryan nickte unsicher, dann setzte er zum Sprechen an, überlegte es sich aber noch einmal, anders. Laura lächelte ihn schwach an. »Was gibt's?«

»Wird - wird mit dem Baby diesmal alles gutgehen?« fragte er.

Laura nickte und zwang sich, ihren Sohn zuversichtlich anzulächeln. »Diesmal wird es überhaupt keine Probleme geben.« Aber als Ryan das Zimmer verlassen hatte, heftete sie den Blick auf ihren Mann. »Ich hab' doch recht, Buck? Diesmal wird alles gutgehen, nicht wahr?« Bevor Buck antworten konnte, durchfuhr Laura eine heftige Kontraktion. Diesmal konnte sie ihren Schrei nicht unterdrücken.

Eric Simpson blickte besorgt zu seinem Vater auf.

»Ist es soweit?« fragte er. »Wird sie heute nacht fohlen?« Leif Simpson beäugte kritisch die Stute und nickte dann. »Sieht so aus«, sagte er. »Noch eine Stunde, vielleicht auch zwei. Und diesmal dauert es bestimmt nicht die ganze Nacht.«

»Soll ich den Tierarzt anrufen?« Eric stand bei der Stute und streichelte ihr sanft den Kopf. »Ruhig, Magic. Wird schon gutgehen. Wir passen schon auf dich auf.«

»Damit werden wir beide schon allein fertig«, erklärte Leif seinem Sohn. »Aber wenn deine Freunde dabeisein wollen, sagst du ihnen jetzt besser Bescheid.« Als Eric zögerte, ging Leif in die Box hinein und zog den Jungen behutsam von der Stute weg. »Geh nur. Du versäumst noch nichts. Es hat ja noch gar nicht richtig angefangen.«

Gleich darauf war Eric schon zum Telefon gerannt und wählte hektisch Ryan Shields Nummer. Ungeduldig hörte er

dem Klicken in der Leitung zu und brummte unwillig, als das Besetztzeichen ertönte. Er versuchte es noch einmal, doch wieder war besetzt.

»Scheiße«, sagte er leise, aber nicht leise genug, so dass Ione Simpson, die gerade aus dem Esszimmer kam, ihn deutlich verstehen konnte.

»Eric!«

»Tut mir leid, Ma«, entschuldigte sich Eric automatisch. »Ich muss unbedingt Ryan und Michael anrufen, und bei Ryan ist laufend besetzt.«

»Dann ruf bei Michael an«, schlug Ione vor.

»Ich weiß die Nummer nicht.«

»Dann such sie eben im Telefonbuch.«

»Ma, dafür hab' ich keine Zeit. Magic kriegt ihr Fohlen, und ich muss in den Stall zurück.«

»Na, dann geh schon«, sagte Ione versöhnlich. »Ich werde Ryan Bescheid sagen.« Als ihr Sohn aus der Küchentür stürmte, nahm sie den Hörer ab und wählte Anna Halls Nummer. Auch dort war besetzt.

Erst nach dem vierten Versuch kam sie schließlich durch.

»Anna? Hier ist Ione. Was ist denn los? Hast du mit Laura telefoniert? Ich habe versucht, durchzukommen, aber laufend war besetzt.«

Anna zögerte einen Moment lang, dann hörte Ione ihre Stimme. »Laura«, erklärte sie. »Es sieht so aus, als will das Baby heute nacht kommen.«

Das Lächeln auf Iones Gesicht verschwand. »Oh, nein«, sagte sie schließlich. »Die arme Laura. Meinst du, ich soll herüberkommen?«

Diesmal zögerte Anna keinen Moment mit ihrer Antwort. »Ich bin mir sicher, dass Dr. Potter Laura jede Hilfe zukommen lassen kann, die sie braucht.«

Ione spürte eine Woge von Zorn über Annas schroffe Zurückweisung in sich aufsteigen. In Wahrheit war sie mehr

als nur verärgert. Wenn in Prairie Bend ein Kind unterwegs war, kamen die Nachbarn zusammen, ebenso wenn jemand krank war oder irgendwelche Schwierigkeiten hatte. Soweit Ione zurückdenken konnte, wurde es so gehalten - mit den Halls war es allerdings etwas anderes. Aus einem Grund, den Ione nicht verstand, blieben die Halls in solchen Fällen lieber unter sich.

»Ich sehe schon«, sagte Ione steif und gab sich nicht die Mühe, ihre Gefühle zu verbergen. »Nun, dann hat es wohl auch keinen Zweck zu fragen, ob Michael heute Abend vorbeikommt, nicht wahr? Magic kriegt ihr Fohlen, und Eric hat ihm versprochen, er könne zuschauen kommen.« Sie machte eine Pause. »Das kommt jetzt wohl nicht in Frage, nehme ich an.«

Wieder antwortete Anna, ohne zu zögern. »Warum denn nicht? Ich werde ihn herrufen«, sagte sie.

Zwanzig Minuten später hielt Michael mit seinem Fahrrad vor dem Haus der Shields an. Von Shadow gefolgt, ging er durch den Hof zur Eingangstür, aber er blieb stehen, als er das Oldsmobile seines Großvaters sah. Nachdenklich blickte er das Auto an. Sein Großvater hatte gesagt, er ginge auf ein Farmertreffen, als er vor einer halben Stunde das Haus verlassen hatte.

Etwas, so dachte Michael, stimmte daran nicht. Warum fand das Treffen bei den Shields statt? Onkel Buck war kein Farmer. Während Michael noch darüber nachdachte, schienen hinter der Kurve Scheinwerfer hervor. Instinktiv schnappte er sich sein Fahrrad und versteckte sich hinter der Hecke zum Nachbargrundstück.

Der Wagen rauschte vorbei, und gleich darauf entstieg ihm Dr. Potter. Er hatte seine schwarze Tasche dabei und eilte über den Rasen zur Eingangstreppe. Michael sah, wie sich die Tür öffnete und sein Großvater Dr. Potter am Arm nahm und ihn

hineinzog.

Einen Moment lang fühlte sich Michael versucht, auch zur Tür zu gehen und anzuklopfen. Aber er überlegte es sich dann doch anders. Es war, als höre er innerlich eine Stimme, die ihm riet, schnell von hier zu verschwinden.

Fast gegen seinen Willen zog er sein Fahrrad hinter der Hecke hervor, bestieg es und fuhr davon, von Shadow treu gefolgt. Einmal blickte Michael über die Schulter zurück, aber von außen betrachtet schien bei den Shields alles in Ordnung zu sein. Es war nur ein Haus, in dem irgendein Treffen stattfand.

Doch die Stimme in seinem Kopf behauptete, es gebe dort noch etwas anderes.

Etwas, das er schon bald verstehen würde...

Während Michael Hall vom Haus wegfuhr, blickte Laura Shields bittend zu Dr. Potter auf.

»Kann ich nicht ins Krankenhaus? Bitte, bringen Sie mich doch ins Krankenhaus.«

Potter ergriff ihre Hand und streichelte sie sanft. »Es ist zu spät, Laura. Das Baby kann jeden Moment kommen, und bis zum Krankenhaus sind es 40 Meilen.«

»Das schaff ich schon«, flüsterte Laura. Ein weiterer Krampf peinigte sie, und sie fühlte, wie das kleine Wesen in ihr die Lage wechselte. »Wenn ich im Hospital bin, kann ich sicher sein, dass dem Baby nichts zustößt.«

»Ruhig«, besänftigte sie Potter. »Ruhig, Laura. Wir sind alle hier, um für dich zu sorgen. Es wird alles gut. In ein paar Stunden ist alles vorbei.« Er ließ ihre Hand los und holte aus seiner Tasche eine weiße Tablette, die er mit einem Glas Wasser Laura hinhieß. »Nimm das«, sagte er. »Nimm das und versuch etwas zu schlafen.«

»Aber das Baby«, stöhnte Laura. »Ich muss doch wach sein, wenn das Baby kommt.«

»Du wirst wach sein«, versprach Potter. »Aber jetzt darfst du dir keine Sorgen um das Baby machen, Laura. Du darfst noch nicht daran denken. Jetzt noch nicht.«

Nicht daran denken? fragte sich Laura im stillen, während die Tablette zu wirken begann. Wie kann ich nicht an mein Kind denken?

Und während ihr Potter mit einem kühlen Waschlappen die schweißnasse Stirn abtupfte, fiel Laura in einen unruhigen Schlaf. Aber kurz bevor sie in Bewusstlosigkeit versank, sprach sie noch einmal.

»Diesmal bekommt er es nicht«, flüsterte sie. »Es ist nicht für ihn. Es ist nicht für Nathaniel... es ist für mich...«

10

»Ruhig, Magic, ganz ruhig.«

So ging es schon zwei Stunden lang, und Michael begann sich allmählich zu fragen, ob überhaupt etwas passieren würde,

»Wie lange dauert es noch?« fragte Michael, aber Eric schien seine Frage überhört zu haben. Statt dessen antwortete ihm Leif Simpson.

»Wissen wir noch nicht so recht. Im Augenblick läuft alles ganz gut, und wenn sie allein zurechtkommt, haben wir in einer Stunde ein Fohlen. Aber wenn die Sache verwickelt ist, kann's noch eine Ewigkeit dauern.«

»Verwickelt? Wie verwickelt?«

»Wenn das Fohlen in der falschen Lage ist«, erklärte Leif. »Wenn es mit dem Kopf zuerst herauskommt, haben wir gewonnen. Aber manchmal ist es anders, und dann muss man etwas nachhelfen.«

»Und wie?«

Eric's Vater grinste. »Du musst zum Fohlen hineinklettern. Musst dir die Beine oder sonst etwas greifen und

herausziehen.«

Magic wieherte laut, schüttelte sich und scharre mit den Vorderhufen auf der Erde. »Nicht loslassen, Junge«, warnte Leif unnötigerweise, denn Eric hatte die Stute fest im Griff.

Leif runzelte die Stirn, sah sich das Pferd genauer an, dann lächelte er, »Festhalten, Eric«, sagte er leise. »Es kommt.« Michael konnte sehen, wie der Kopf des Fohlens langsam aus dem Bauch der Stute kam. »Ja, los«, feuerte sie Leif Simpson an. »Komm, Baby, du bist fast schon draußen. Ja, ja, jaaahhh!«

Plötzlich geriet die Bewegung ins Stocken, und Leif fluchte leise.

»Was gibt es, Pa?« fragte Eric. Obwohl er die Stute weiterhin fest am Halfter hielt, war sein Blick ängstlich auf seinen Vater gerichtet.

»Es ist ein Vorderhuf«, antwortete Leif. »Das ist nicht so schlimm. Ich muss ihn nur etwas drehen, damit der Huf freikommt und herauskann.«

Unwillkürlich musste Michael näher kommen und das kleine Geschöpf betrachten, das da halb herunterhing und noch nicht ganz geboren war. Während Michael noch staunte, zog Leif Simpson die Hand aus der Stute und gab den Blick auf einen kleinen Huf frei. Unmittelbar darauf setzte der Geburtsvorgang wieder ein, und nach kurzer Zeit fiel das Fohlen aus dem Bauch und wurde von Leif aufgefangen.

»Wow«, stieß Michael hervor.

»Toll, was?« meinte Eric so stolz, als wäre er der Vater des Fohlens. »Diesmal ging es einfacher als das letzte Mal. Da verklemmte sich das Fohlen, und es dauerte die ganze Nacht.«

»Darf ich es anfassen?« fragte Michael,

»Noch nicht«, warnte Leif. »Erst soll er sich an Magic gewöhnen. Wenn wir ihn zu früh anrühren, fixiert er sich auf uns und hält einen von uns für seine Mutter. Willst du, dass dir die nächsten Monate ständig ein Fohlen auf den Fersen folgt und Milch von dir haben will?«

Er sah sich um und deutete auf die Besen, die in einer Ecke des Stalls standen. »Je eher ihr das Durcheinander hier aufgeräumt habt, desto eher könnt ihr eure kleine Familie wieder bewundern.«

Die beiden Jungs machten sich an ihre Arbeit, säuberten die Box, kehrten die Nachgeburt auf, entfernten das verschmutzte Stroh und legten neues aus. Die ganze Zeit über konnte Michael den Blick nicht von dem Fohlen wenden.

Er wünschte sich, es gehörte ihm.

Von Schmerzen gepeinigt wachte Laura Shields auf. Die Kontraktionen kamen jetzt in kurzen Abständen. Die Menschen um sie herum konnte sie kaum noch erkennen. Dr. Potter stand am Fußende des Bettes, Buck saß neben ihr und hielt ihr die Hand. Hinten in der Ecke des Zimmers stand ihr Vater und sah sie gespannt an. Einen Moment lang lag Laura still da und wartete darauf, dass die Schmerzen etwas nachließen, und als sie schließlich sprach, war ihr ihre eigene Stimme fremd.

»Geht weg«, flüsterte sie heiser. »Geht weg und lasst mich in Ruhe.«

»Ruhig«, sagte Buck, bemüht, seine schroffe Stimme sanft klingen zu lassen. »Es wird alles gutgehen. Wir sind alle hier, um auf dich aufzupassen.«

»Ich will euch nicht«, stöhnte Laura. »Holt Mutter. Ich will, dass Mutter mir hilft. Bitte. Wenn ich schon nicht ins Krankenhaus kann, kann ich dann nicht wenigstens Mutter haben?«

»Nicht, Laura«, antwortete Buck. »Red nicht so. Du weißt, es muss so sein. Du weißt es.«

Warum? fragte sich Laura, als die Woge von Schmerz wieder über ihr zusammenschlug. Warum muss es so sein? Warum muss ich mit den Männern allein sein? Warum kann meine Mutter nicht bei mir sein?

Und dann kamen wieder die Kontraktionen, und Laura

wusste, dass es soweit war. Sie ballte die Hände zu Fäusten, klammerte sich an Bucks starke Arme und presste fest. Sie spürte, wie das Kind langsam nach unten wanderte.

»Gut«, hörte sie Dr. Potter wie aus weiter Ferne sagen. »Das ist gut, Laura. Ich kann schon den Kopf sehen. Noch mal.« Noch einmal presste sie im Rhythmus der Kontraktionen. »Noch mal, noch mal. Und noch mal...«

Sie presste fest, und noch einmal spürte sie, wie sich das Baby bewegte. Doch dieses Mal ging die Bewegung mit einem brennenden Schmerz einher, der sie einen gellenden Schrei ausstoßen ließ.

Und der Schmerz durchstieß ihr Bewusstsein und legte Erinnerungen frei, die sie im Lauf der Jahre zugeschüttet hatte. Ihr Geist, von Drogen und Schmerzen getrübt, begann Erinnerungen und Wirklichkeit zu vermischen. Und während Lauras Körper ihr Kind zur Welt brachte, brachte sie ihr Geist in die Vergangenheit zurück.

Ihr Vater stand am Fußende des Bettes und starre sie an.

»*Du hast ihn umgebracht.*«

Laura hörte die Worte, wusste aber nicht, was sie bedeuten sollten. Aber sie wusste, dass sie sie ausgesprochen hatte.

Potter überhörte die Worte, die Laura in ihrer Qual hervorgestoßen hatte, und konzentrierte sich ganz auf das Baby, das langsam aus ihrem Leib hervorkam.

Lauras ganzer Körper krümmte sich nun, und sie schlug wild mit den Armen um sich. »Mein Baby hat noch gelebt«, schrie sie. »Ich habe gespürt, wie es sich bewegte. Es hat noch gelebt, und du hast es umgebracht!«

Amos Hall sah seine Tochter durchdringend an. »Hör auf damit, Laura«, sagte er. »Du weißt nicht, was du redest. Das Baby ist noch gar nicht da.«

Aber Lauras Verzweiflung wurde nur noch größer. Sie stöhnte nur noch, und ihre Hände verkrampten sich. Ihre Worte waren nicht mehr zu verstehen, aber in Gedanken

konnte sie alles genau erkennen. Es war ihr Baby, und Dr. Potter hielt es, und es war tot, und sie erzählten ihr, es sei tot zur Welt gekommen, aber sie wusste, dass sie logen. Sie wusste, es war gesund gewesen, und sie hatten es getötet. Sie wusste es, sie wusste...

Am Fußende des Bettes hielt Dr. Potter das kleine Wesen, das aus der Enge ihres Schoßes endlich freigekommen war. Seine Augen waren geschlossen, und seiner Haut haftete ein bläulicher Farbton an.

Potter hielt das Baby mit dem Kopf nach unten und gab ihm einen leichten Klaps auf den Hintern.

Potter und Amos tauschten einen Blick aus, und die beiden Männer schienen sich wortlos zu verständigen. Daneben stand Buck Shields, er sah erst den Doktor, dann seinen Schwiegervater an und wartete.

»Noch einmal«, sagte Amos und blickte teilnahmslos das Baby an. »Versuch es noch einmal.«

Potter nickte und schlug dem Baby wieder auf sein Hinterteil, diesmal etwas heftiger.

»Das war's dann wohl«, sagte Amos leise.

Laura fing zu schreien an. Ihr Mann nahm sie in die Arme und hielt ihren Kopf fest an seiner Brust, um so ihre Schreie so gut es ging zu dämpfen. Laura kämpfte heftig dagegen an, versuchte sich loszureißen und das Baby zu nehmen, aber es half nichts. Buck hielt sie eisern fest, und nach kurzer Zeit hörte sie auf zu schreien, schloss die Augen und ließ sich auf das Kissen zurücksinken und schluchzte leise.

Potter seufzte. »Das kann so nicht weitergehen«, sagte er gedämpft, als Amos Hall ihm das kleine Bündel aus der Hand nahm. Dann ging er zum Bett und fuhr Laura sacht über das Haar. Sie schüttelte ihn jedoch ab.

»Gehen Sie weg«, flüsterte sie mit gebrochener Stimme. »Gehen Sie weg, und lassen Sie mich in Ruhe.«

»Es ist tot zur Welt gekommen, Laura«, erklärte ihr Dr.

Potter. »Du musst das glauben. Dein Baby ist tot zur Welt gekommen. Du hast eine Fehlgeburt gehabt.«

Sie öffnete die Augen und versuchte, seine Worte mit ihren Erinnerungen in Einklang zu bringen. »Eine Fehlgeburt?« fragte sie. »Tot zur Welt gekommen?«

Potter nickte. »Es war eine Frühgeburt, und es ist tot zur Welt gekommen. Daran musst du immer denken. Kannst du das?«

»Ich habe eine Fehlgeburt gehabt«, wiederholte Laura mit ungläubigem Tonfall. »Ich habe eine Fehlgeburt gehabt, und das Baby ist tot zur Welt gekommen.«

Ein paar Minuten später, als Potters Beruhigungsmittel zu wirken begann, wiederholte Laura in Gedanken die Worte noch einmal, aber sie wusste, dass sie sie nicht glauben konnte.

Das Baby hatte gelebt. Sie war sich sicher, es hatte gelebt. Und genauso sicher war sie sich, dass sie es getötet hatten. Sie hatten es getötet und zu Nathaniel geschickt.

Und doch konnte sie sich nicht ganz sicher sein. Es war alles so merkwürdig gewesen, und selbst während das alles geschehen und das Baby zur Welt gekommen war, hatte sie sich nicht sicher sein können, was Wirklichkeit und was Erinnerung war. Und jetzt würde sie es wohl nicht mehr erfahren.

Und kurz bevor sie in barmherzigen Schlaf verfiel, fasste sie einen Entschluss. Sie würde versuchen, das zu akzeptieren, was der Doktor ihr gesagt hatte. Wenn sie sich von nun an an diese Nacht erinnerte, würde sie sich sagen, dass alles, was ihr damals widerfahren war, auf eine Fehlgeburt zurückzuführen war.

Sie hatte eine Fehlgeburt gehabt, und das Baby war tot zur Welt gekommen.

So würde es leichter zu ertragen sein.

Eric Simpson blickte Michael verwundert an. Er sah aus, als

betrachte er sich etwas, aber Eric konnte sich nicht vorstellen, was es sein konnte. »Stimmt was nicht?« fragte er schließlich.

»Ich dachte, ich hätte etwas gesehen«, sagte Michael unsicher, »oder gehört. Und ich hab' Kopfweh.«

Eric grinste. »Das kommt von dem Zeug, mit dem wir den Boden gewischt haben. Wenn wir draußen sind, hört es wieder auf. Komm.«

Es war kurz vor Mitternacht, und sie waren mit dem Aufräumen endlich fertig. Aber Michael konnte sich an das Ende der Arbeit nicht recht erinnern. Er hatte den Stallboden abgespritzt, und sein Kopf hatte zu schmerzen begonnen, und plötzlich hatte er etwas gesehen. Es war nur ein kurzer Blitz gewesen, und er schien aus Michaels eigenem Kopf gekommen zu sein, doch er war sich sicher, einige Gesichter erkannt zu haben.

Seinen Großvater und Dr. Potter.

Und Dr. Potter hatte etwas in der Hand gehabt, aber Michael hatte nicht ganz klar erkennen können, was es war.

Und er hatte ein Geräusch gehört, schrill, wie das Heulen eines Sturmes oder wie wenn jemand schrie.

Dann war es vorbei.

Jetzt, da er draußen in der kühlen Nachluft war, konnte sich Michael nicht einmal mehr an alles erinnern; bis auf den Schrei.

Der Schrei hallte noch in seinem Kopf nach, und trotz Erics Erklärung hatte er auch im Freien noch Kopfschmerzen.

»Es ist Nathaniel«, murmelte er. »Bestimmt ist es Nathaniel.«

Das Geräusch einer zuschlagenden Tür riss Michael aus seiner Träumerei, und er hörte Erics Mutter sprechen.

»Seid ihr fertig, Jungs? Wollt ihr etwas zu essen?«

Michael blickte zu Mrs. Simpson hoch. Sie schien weit weg zu sein, und er sah sie nur verschwommen. »Ich - ich gehe jetzt wohl besser nach Hause.«

»Sollen wir dich nicht nach Hause fahren?« fragte Mrs. Simpson. »Es ist schon nach Mitternacht.«

Wieder schüttelte Michael den Kopf. »Es geht schon. Ich nehme mein Fahrrad.«

Michael stieg auf sein Fahrrad, pfiff nach Shadow und radelte in die Nacht hinaus. Als Michael fort war, legte Ione Simpson ihrem Sohn den Arm auf die Schulter und ging mit ihm zum Haus. »Fehlt Michael etwas?« fragte sie. »Er kam mir etwas - seltsam vor eben.«

Eric schaute finster zu seiner Mutter hoch. »Er war unheimlich«, sagte er mit Nachdruck. »Draußen im Stall machte er komische Sachen, und dann sagte er, er hätte Kopfweh.«

Michael hatte noch etwas anderes gesagt, dachte sich Eric, etwas von Nathaniel. Erst wollte er davon seiner Mutter erzählen, doch dann überlegte er es sich anders. Es hatte keinen Zweck, seine Mutter mit dieser uralten Geistergeschichte aufzutreiben. Aber unheimlich war es schon. Und etwas schaurig. Eric spürte, wie ihm eine Gänsehaut über den Rücken kroch.

Als er um die Kurve zwischen der Farm der Simpsons und der seiner Mutter einbog, erkannte Michael zum erstenmal die Lichter. Er hielt an und stützte sich mit einem Fuß auf der Erde ab. In dem Moment wurden seine Kopfschmerzen wieder stärker. Er schob das Fahrrad wieder an und konzentrierte sich auf die Lichter, bis sie von dem dunklen Schatten, den das Haus seiner Mutter warf, verdeckt wurden. Und dann, als er zur Einfahrt kam, waren sie plötzlich wieder zu sehen, und nun wusste er auch, woher sie stammten.

Von Potter's Field,

In Gedanken sah er, was sein Großvater ihm vor 24 Stunden beschrieben hatte - eine Frau, die gebeugt durch die Nacht ging und suchte, ständig nach etwas suchte, das sie nie finden

würde.

Er erinnerte sich an die Geschichte, und als seine Kopfschmerzen stärker wurden, versuchte er, sie aus seiner Erinnerung zu verscheuchen. Doch es gelang ihm nicht.

Er stieg vom Fahrrad und lief die Einfahrt entlang, bis er im Schutz des Hauses stand. Aber was immer auch dort draußen auf dem Feld sein mochte, es war zu weit entfernt, als dass Michael irgend etwas hätte erkennen können. Einen Moment lang blieb er stehen, wo er war, weil er nicht wusste, was er nun tun sollte. Dann begann Shadow leise zu winseln und schlich in die Dunkelheit hinein. Entschlossen lehnte Michael das Fahrrad an die Hauswand und folgte dem Hund.

Er kam an den Zaun, der Findleys Grundstück von ihrem abtrennte. Fast ohne anzuhalten kroch er unter dem Stacheldraht durch; dann huschte er gebückt durch das Mondlicht zu Findleys Schuppen hinauf. In seinem Kopf pochte es nun, aber es schien ihm, als könne er in dem fahlen Licht, das vom Feld herüberschien, Formen ausmachen.

Und dann, als er und Shadow in den Schatten des Schuppens eintauchten, hörte er die Stimme wieder, dieselbe flache, tonlose Stimme, die er schon einmal gehört hatte.

»Michael.«

Es war keine Frage, und Michael wusste das. Derjenige, der mit dieser Stimme zu ihm sprach, kannte ihn, Michael ging noch näher an den Schuppen heran.

»Nathaniel?« flüsterte er.

»Komm herein«, forderte die Stimme ihn auf. »Komm herein.« Wie in Trance ging Michael um den Schuppen herum und zog den Riegel aus den Klammern. Er öffnete die Tür gerade so weit, dass er durchschlüpfen konnte, dann zog er sie hinter sich wieder zu.

»Hier drüben.« Schauderhaft drang die Stimme aus der Dunkelheit, sie schien von überall und nirgendwo herzukommen. »Komm hier herüber.«

Obwohl ihm die Stimme nicht den Weg gesagt hatte, obwohl er in der undurchdringlichen Finsternis des Schuppens nichts erkennen konnte ging Michael bei jedem Schritt mit dem sicheren Wissen durch die Dunkelheit, dass er Nathaniel näher kam. Es war, als zöge Nathaniel ihn durch den Schuppen, als leite er ihn, als zeige er ihm mit seinen eigenen Augen den Weg durch die Dunkelheit.

Und plötzlich waren Michaels Kopfschmerzen verschwunden.

Seine Schritte hallten durch den leeren Schuppen. Er blieb stehen. Obwohl er immer noch nichts sehen konnte, streckte er die Hand aus. Augenblicklich bekam sie einen Türgriff zu fassen. Er öffnete die Tür und ging in den Raum, der dahinter lag. Er war jetzt nahe, ganz nahe. Er konnte Nathaniels Anwesenheit gerade fühlen.

»Hier«, sagte Nathaniels Stimme. »Von hier kannst du sehen;« Michael durchquerte den Raum, seine Sinne waren von einem seltsamen Gefühl des Erkennens angespannt, von dem Bewusstsein, dass ein anderer in ihm war und er in ihm. Dann stand er an der Wand des Schuppens, und Nathaniel war bei ihm.

»Näher«, drängte Nathaniel, und seine Stimme schien nicht mehr den kleinen Raum zu füllen, sondern direkt aus Michaels Kopf zu kommen. »Komm näher und schau mit mir nach draußen.«

In der Wand war ein kleiner Spalt, und Michael lugte durch ihn ins Freie. Das Mondlicht schien heller geworden zu sein, und Michael konnte jetzt sogar über das Feld bis zu den Pappeln am Fluss sehen.

Und nahe bei den Pappeln konnte er die Lichter sehen. Sie stammten von drei niedriggedrehten Öllampen, die in einem Dreieck aufgestellt waren. Und innerhalb des Dreiecks war die Gestalt eines Menschen zu erkennen.

»Wer ist das?« flüsterte Michael in die Dunkelheit hinein.

»Mein Vater.«

»Was tut er da?« fragte er.

»Nicht sprechen«, befahl Nathaniels Stimme. »Wenn er erfährt, dass du bei mir bist, will er dich vielleicht umbringen.«

Michael schwieg, denn tief in seinem Inneren spürte er, dass die Worte der Wahrheit entsprachen. Er wartete ab. Gleich darauf erklang die seltsam tonlose Stimme wieder. »Ich habe ständig nach dir gerufen. Warum bist du nicht früher gekommen?«

Michael schwieg, aber in ihm arbeitete seine Erinnerung.

Wie er bei der Beerdigung seines Vaters diesen Schuppen gesehen hatte und noch etwas anderes, etwas, das außer ihm niemand gesehen hatte.

Wie er sich den Schuppen vom Fenster seines künftigen Zimmers aus betrachtete und genau gewusst hatte, wie es in seinem Innern aussah, obwohl er noch nie dort gewesen war.

Wie er vorletzte Nacht zu dem Schuppen gekommen war und gewusst hatte, dass etwas darin auf ihn wartete.

Und jetzt das.

Er begann zu sprechen, allerdings nur in Gedanken. »Ich habe dich nicht gehört. Hast du mich heute nacht auch gerufen?«

Und die Antwort kam ebenfalls aus seinem Innern. »Ja. Ich sah ihn auf dem Feld und fühlte, dass du in der Nähe warst. Ich habe dich hierher gerufen, damit er dich nicht sehen kann.«

»Aber was tut er da?«

»Er schickt einen von uns fort. Einer von uns wurde heute nacht geboren, und er schickt ihn fort. So wie er mich fortgeschickt hat. Er macht das mit jedem von uns... wenn er kann.« Und aus diesen Worten, die nur in ihm zu hören waren, konnte Michael eine entsetzliche Einsamkeit heraushören. Dann kam die Stimme wieder. »Ich habe lange auf dich gewartet.«

»Warum?«

»Ich brauche dich. Und du brauchst mich. Wir sind allein, Michael. Außer uns gibt es niemanden. Fühlst du nie die Einsamkeit?«

Michael erschauderte in der Dunkelheit, aber als Nathaniel ihn berührte, fühlte er sich wieder ruhiger.

»Wirst du mich mit nach draußen nehmen?«

Michael runzelte in der Dunkelheit die Stirn. »Jetzt?«

»Ja.«

»Er wird uns sehen.«

»Das macht nichts. Er kann uns nichts anhaben, solange wir zusammen sind. Doch ihm konnte er etwas tun.«

»Wem?«

»Dem, der heute nacht geboren wurde. Ich fühlte, dass er kam, und da rief ich nach ihm. Es war ein Junge.«

»Ich weiß von einem Fohlen...«, flüsterte Michael und verstummte. Wieder hatte er diese seltsame Vision, nur waren nun die Gesichter deutlicher zu erkennen, und er konnte sehen, was Dr. Potter in den Armen hielt.

»Kein Fohlen«, sagte Nathaniel. »Ein Junge. Ein kleiner Junge. Aber er wusste, dass der Junge mir gehörte, und so brachte er ihn hierher. Jetzt beerdigt er ihn. Schau.«

Michael blickte in die Nacht hinaus. Aber das Licht schien etwas schwächer geworden zu sein, denn er konnte nicht genau sehen, was vor sich ging.

»Nimm mich mit raus«, hallte Nathaniels Stimme in Michaels Kopf. »Wenn du mich rausbringst, können wir ihn töten.«

»Töten? Warum töten?«

»Weil er tötet. Es ist an uns, ihn zu bestrafen, Michael. Er hasst uns, und er fürchtet uns, und er wird uns töten. Wenn er uns findet und wenn wir einmal allein sind.«

»Aber -«

Die seltsam körperlose Stimme schien Michaels Einwand nicht bemerkt zu haben. »Noch weiß er nichts von dir. Aber

wenn er von dir erfährt, wirst du sterben. Es sei denn, du bleibst bei mir. Bleib bei mir, Michael.«

Michael drehte sich um und sah zum erstenmal Nathaniels Gesicht, das weich vom Mondlicht beschienen wurde.

Michael glaubte, sein eigenes Gesicht zu sehen - dieselben dunkelblauen Augen, dasselbe wellige braune Haar, dieselben starken Wangenknochen und dasselbe kräftige Kinn. Aber die blauen Augen waren wie leblos, und Nathaniels Haut war blass, fast durchsichtig, wie die seines Vaters bei der Beerdigung, und sein Gesicht war genauso ausdruckslos wie die Stimme, die Michael in seinem Kopf gehört hatte.

»Wie lange bist du schon hier?« fragte Michael.

»Schon lange«, sagte Nathaniel, und seine Stimme hallte in dem großen, leeren Schuppen. »Soweit ich zurückdenken kann. Wirst du mich mit hinaus nehmen?«

»Wieso kannst da nicht allein hinausgehen?« fragte Michael ohne jeglichen Vorwurf.

Nathaniel blickte ihn mit seinen kalten, leeren Augen lange an. »Das kann ich nicht«, flüsterte er. »Ich kann niemals alleine hinausgehen. Nur mit dir oder mit den anderen, falls ich sie finde. Nie alleine. Es wäre nicht sicher.«

»Wieso nicht?« Obwohl sich die Worte in Michaels Gedanken formten, sprach er sie nicht aus. Trotzdem antwortete Nathaniel.

»Nur gemeinsam sind wir sicher, Michael. Getrennt sind wir machtlos. Wenn wir getrennt sind, können sie uns vernichten. Wenn sie von mir erfahren, werde ich sterben und du wirst sterben. Es sei denn, wir bleiben zusammen. Denk daran, Michael.«

Michael blickte nachdenklich in die Dunkelheit des Schuppens hinein und versuchte, die volle Bedeutung der Worte zu erfassen, dieser Rede, die beinahe wie ein monotoner Gesang vorgetragen worden war. Dann, als er sich abwandte, um noch einmal durch die Ritze in der Wand zu schauen,

sprach Nathaniel wieder.

»Sprich mit niemandem über das, was du heute nacht gesehen hast. Wenn sie dich fragen, erzähl ihnen, was sie hören wollen. Aber sag nicht die Wahrheit. Wenn du ihnen die Wahrheit sagst, wirst du sterben.«

Das Mondlicht schien immer schwächer zu werden, und Michael konnte in der Ferne kaum noch die Lichter der Laternen erkennen. Er spähte angestrengt in die Dunkelheit hinaus und spürte wieder, wie sein Kopf schmerzte. »Ich sehe nichts mehr«, sagte er und wandte sich fragend zu Nathaniel um. Aber Nathaniel war nicht mehr da.

Als Michael den Schuppen wieder verlassen hatte, war der Mond bereits untergegangen, und es war so finster geworden, dass die letzte der drei Lampen in beinahe unnatürlichem Glanz erstrahlte. Sorgfältig legte Michael wieder den Riegel vor die Schuppentür, dann ging er, begleitet von Shadow, langsam durch die Dunkelheit, mit den Händen nach dem Stacheldraht tastend.

Er fand ihn. Er hielt die Drähte so weit auseinander, wie er konnte, setzte ein Bein auf die gegenüberliegende Seite und bückte sich, um sich zwischen den beiden Drähten hindurchzuzwängen.

Michael war noch nicht ganz durch, als er eine Wagentür zuschlagen und einen Motor anspringen hörte.

Er achtete nicht mehr auf den Stacheldraht und zog hastig sein anderes Bein nach. Er wollte loslaufen, doch dann spürte er, dass sich sein Hemd im Draht verwickelt hatte und nicht mehr loskam. Das Motorengeräusch kam näher. Verzweifelt riss und rüttelte Michael an dem Draht, doch als er endlich freikam, war der Wagen schon in Höhe ihres Hauses. Er konnte sich gerade noch hinter einen Busch werfen, bevor der Wagen die Einfahrt hoch zur Landstraße fuhr.

Erst als das Motorengeräusch wieder verschwunden war,

wagte sich Michael wieder hervor. Er dachte angestrengt nach. Wie sollte er seiner Mutter das zerrissene Hemd erklären?

Gerade als sich Furcht seiner zu bemächtigen begann, formte sich in seinen Gedanken eine Idee.

11

»Laura hat ihr Kind verloren?« fragte Janet, und ihre Worte hallten in der Küche der Halls dumpf nach. »Was soll das heißen?«

»Sie hat eine Fehlgeburt gehabt«, antwortete Amos Hall. Er zog seine Jacke aus und hing sie an den Haken neben der Hintertür, dann schenkte er sich eine Tasse Kaffee von dem Topf auf dem Herd ein. Als er sich an seinen Platz am Tisch setzte, sah ihn Janet verwirrt an. Obwohl sein Gesicht keine Gefühlsregung zu spiegeln schien, konnte Janet in seinen Augen den Schmerz erkennen. Als hätte er ihre Gedanken erraten, sagte er: »Es hat nichts damit zu tun gehabt, dass sie am Wochenende so viel gearbeitet hat, Der Fötus hatte eine Missbildung, und Dr. Potter meint, das Kind wäre auch dann tot geboren worden, wenn es keine Frühgeburt gewesen wäre.«

Janet hatte unwillkürlich den Atem angehalten, doch nun sank sie in ihren Stuhl zurück. »Aber warum hast du mir nicht Bescheid gesagt?« fragte sie. »Wozu diese Geschichte mit der Garage? Ich wäre mit dir gegangen. Und Anna wohl auch.« Zustimmung erheischend, richtete sie die Augen auf ihre Schwiegermutter, aber Anna saß nur bewegungslos in ihrem Stuhl, mit stumpfem Blick, die Hände im Schoß gefaltet. Hilflos wandte sich Janet wieder Amos zu.

»Wir hielten es für besser so«, sagte er. »Wir fürchteten schon, dass so etwas geschehen könnte, und wir fanden, du solltest besser nicht dabeisein.« Er richtete den Blick auf Janets Leib, und instinktiv fuhr sich Janet mit der Hand über den Bauch.

»Ich - ich verstehe nicht...«

»Dies ist nicht das erste Kind, das Laura verloren hat«, erklärte Amos. »Sie - na ja, sie hat nie leichte Geburten.«

»Aber ich hätte doch dabeisein müssen«, wandte Janet ein. »Nach allem, was sie für mich getan hat, wäre das doch das mindeste gewesen.«

»Nein«, sagte Anna und seufzte schwer. Janet drehte sich zu ihr um. Anna lächelte sie traurig an, so als wolle sie sie um Verzeihung bitten. »Laura hätte das nicht gewollt. Was mich angeht - du kannst dir denken, dass es für mich sehr schmerzlich gewesen wäre. Und du... nun, du und Laura sind ungefähr im gleichen Alter, und sie hätte dich nicht beunruhigen wollen. Sie hätte nicht gewollt, dass du fürchten würdest, dir könnte dasselbe passieren.«

Janet übersah den Blick, den Anna und Amos austauschten. »Es muss schrecklich für sie gewesen sein«, sagte sie schließlich. »Nicht einmal im Krankenhaus und niemand bei ihr -«

»Ich war da«, berichtigte sie Amos. »Und Buck und Dr. Potter.«

»Es tut mir leid«, sagte Janet schnell. »So habe ich es nicht gemeint. Ich dachte nur -«

»Mach dir keine Gedanken, Liebes«, beruhigte sie Anna. »Ich weiß schon, wie du es gemeint hast.«

Wieder schwieg Janet eine Weile, doch dann kam ihr ein neuer Gedanke. »Was ist denn mit Ryan. Wollte er nicht mit Michael zu den Simpsons gehen?«

Amos schüttelte den Kopf. »Er war den ganzen Abend zu Hause.«

Janet blickte zur Uhr. Es war kurz nach Mitternacht. »Aber seht mal, wie spät es ist! Wo Michael nur bleibt?«

»Wahrscheinlich noch bei den Simpsons«, meinte Anna. »So ein Fohlen kann die ganze Nacht brauchen.«

»Aber was ist, wenn er nach Hause kommt? Er ist ganz

allein, und er ist erst elf.«

»Und er kann auf sich aufpassen«, beruhigte sie Amos. »Er ist wie sein Vater - es wird ihm schon nichts passieren. Mach dir keine Gedanken. Sich aufzuregen, hilft jetzt auch nichts.«

In diesem Moment hörten sie den ersten Schrei.

Michael hatte sich aufs Fahrrad gesetzt und war wieder zu den Simpsons gefahren. Auf halbem Weg hatte er das Fahrrad gepackt und in den Zaun geschleudert, der zwischen der Nordseite der Straße und dem Feld dahinter stand. Michael selbst kletterte über den Zaun und lief querfeldein. In der Ferne konnte er den schwachen Schein des Hauses seiner Großeltern sehen. Nachdem er sich orientiert hatte, begann er zu rennen, wobei er sich alle paar Meter der Länge nach auf den frisch gepflügten Boden fallen ließ. Jedesmal, wenn er hinfiel, kam Shadow sofort zu ihm, stieß ihn mit der Schnauze an, beschnüffelte ihn so lange, bis Michael wieder aufstand. Als er endlich das Ende des Feldes erreicht und das Haus seiner Großeltern deutlich vor Augen hatte, waren seine Arme und sein Gesicht blutig und zerkratzt, und was von seiner Kleidung noch übrig war, das war von Schmutz verklebt.

Zwanzig Meter vom Haus entfernt sammelte er noch einmal seine ganze Energie und fing an zu rennen.

Zu rennen und zu schreien. Als wüsste er, worauf es ankam, fing Shadow dazu noch wild zu bellen an.

»Mutter! Großvater! Hilfe! Helft mir!«

Er rannte, so schnell er konnte, ums Haus herum, stürzte die Hintertreppe hoch und trommelte gegen die Tür. »Hilf mir! Mutter, hilf mir!« Die Tür schwang auf, und Michael warf sich in die Arme seiner Mutter.

Janet kniete sich hin und drückte ihren aufgeregten Sohn fest an sich. »Was ist passiert?« fragte sie, als Michaels Schreckensschreie verklungen waren. »Michael, was ist passiert?«

»Mein Fahrrad!« jammerte Michael. »Ich fuhr nach Hause,

und plötzlich war ein Auto hinter mir. Ich dachte, es sei Mrs. Simpson, aber sie war es nicht. Es - es hat mich einfach in den Graben gedrängt.«

»Wo?« fragte Janet. »Wo ist das passiert?«

»Nicht weit von den Simpsons. Ich war noch nicht einmal bis zu unserem Haus gekommen.«

Nachdenklich blickte Janet zu Amos Hall hoch. Er war aufgestanden und starrte seinen Enkel an.

»Erzähl uns genau, was geschehen ist.« Sie saßen am Küchentisch, und Michael hatte sich fest an seine Mutter geschmiegt und wandte den Blick nicht von seinem Großvater. Als dieser seine Hand tätscheln wollte, zog Michael sie instinktiv weg, aber der alte Mann ging auf die Zurückweisung nicht weiter ein. »Schon gut. Jetzt bist du in Sicherheit. Jetzt versuch mal, uns zu erzählen, was geschehen ist«

»Ich war auf dem Heimweg«, begann Michael mit zitternder Stimme. »Ich fuhr die Straße entlang und betrachtete mir unser Haus im Mondlicht. Und dann hörte ich etwas. Es war ein Auto, und es fuhr hinter mir die Straße entlang.« Er verstummte, so als sei die Erinnerung daran zu schrecklich, als dass er darüber sprechen könne.

»Erzähl weiter«, sagte seine Mutter sanft. »Was für ein Auto war es? Konntest du es erkennen?«

Michael zögerte, dann schüttelte er den Kopf. »Ich glaube nicht, dass es aus dieser Gegend war. Und es fuhr ganz schön schnell.« Er blickte zu seiner Mutter auf. »Man hätte fast meinen können, dass sie mich überfahren wollten.«

»O nein...«, widersprach Janet, aber Michael nickte mit Nachdruck.

»Ich trat in die Pedale und fuhr, so schnell ich konnte. Ich dachte, vielleicht würde ich es noch bis zu unserer Einfahrt schaffen. Aber dann waren sie direkt hinter mir, und sie hupten, und ich fuhr in den Graben rein.«

»Du meinst, sie haben dich angefahren?« fragte Janet und wurde leichenblass.

Michael schluckte und schüttelte den Kopf. »Hm, nein. Aber dann hielt das Auto an, und ich bekam Angst. Deshalb kletterte ich über den Zaun und versteckte mich in dem Feld gegenüber unserm Haus. Und als das Auto zurückkam, rannte ich fort.«

»Aber Liebling, sie wollten wahrscheinlich nur nachsehen, ob dir etwas passiert war.«

»Wer weiß - vielleicht wollten sie mich auch entführen«, vermutete Michael. »Jedenfalls habe ich nicht mehr versucht, zum Fahrrad zurückzugehen. Ich bin nur noch gerannt, aber immer wieder bin ich hingefallen, und jetzt sind meine Kleider ganz verdreckt.« Er blickte unsicher von seiner Mutter zu seinem Großvater, dann wieder zurück zu seiner Mutter, »Bist du mir böse?«

Janet drückte ihn fest an sich. »Dir böse? Liebling, warum sollte ich dir böse sein? Es war doch nur ein Unfall. Ich bin mir sicher, niemand wollte dich überfahren oder dir etwas Böses tun.«

»Aber -«

»Pst«, sagte Janet. »Es gibt keinen Grund, warum irgend jemand dir etwas tun sollte. Du hast nur einen schweren Schreck gekriegt, das ist alles. Und ich glaube, am besten gehst du jetzt hinauf, badest schön und gehst dann ins Bett. Morgen früh hast du alles vergessen.«

»Aber was ist mit meinem Fahrrad?« wollte Michael wissen.

»Mit deinem Fahrrad?«

»Es liegt noch draußen. Es hatte sich in den Zaun verwickelt, und ich hatte solche Angst, da habe ich es einfach liegenlassen.«

»Morgen können wir es holen«, sagte Amos. »Jetzt tu, was deine Mutter sagt, und geh hinauf.«

»Aber erst gibst du deiner Großmutter noch einen Gutenachtkuss«, schaltete sich Anna plötzlich in das Gespräch

ein. Die ganze Zeit über hatte sie still dagesessen, die Hände im Schoß gefaltet und den Blick entweder auf ihren Enkel oder auf ihren Mann gerichtet. Aber jetzt breitete sie die Arme aus, und Michael ging zu ihr. Sie schloss ihre dünnen Arme um ihn und zog ihn zu sich, so nahe, dass ihre Lippen sein Ohr berührten. »Es ist alles gut«, flüsterte sie. »Ich weiß nicht, was wirklich geschehen ist heute nacht, aber ich sorge dafür, dass er glaubt, was du gesagt hast.« Dann küsste sie ihn auf die Wange und ließ ihn wieder los.

Michael blickte seine Großmutter voller Erstaunen an, als er sich aufrichtete. Sie wusste, dass er gelogen hatte. Würde sie ihn verraten? Doch dann fiel ihm ein, was sie zuletzt gesagt hatte. Sie würde ihn nicht verraten. Nein, sie wollte ihm sogar helfen. Unwillkürlich lächelte er sie an. »Ich liebe dich auch, Großmutter«, flüsterte er gerade so laut, dass sie ihn verstehen konnte. Dann drehte er sich zu seiner Mutter um. »Mom? Darf Shadow heute nacht in meinem Zimmer schlafen?«

Janet lächelte und nickte. »Na schön. Aber nur heute nacht.«

Voller Freude stürmte Michael zur Hintertür und riss sie auf. »Shadow! Komm rein, Junge!« Augenblicklich trottete der große Hund in die Küche, wo er stehenblieb und misstrauisch die drei Erwachsenen am Tisch beäugte. Als Michael die Küche verließ und hinaufging, zögerte der Hund nicht lange und folgte ihm. Als der Junge außer Hörweite war, begann Amos zu sprechen.

»Ich mag das nicht, Janet. Hunde gehören nach draußen. Vor allem dieser Hund.«

»Ach, Amos, es ist doch nur für heute nacht«, meinte Janet. »Außerdem ist der Hund verrückt nach Michael. Er weicht nicht von seiner Seite.«

»Aber wir wissen nicht, wo er herkommt. Immerhin könnte er krank sein.«

»Shadow?« fragte Janet. »Amos, ich habe noch nie einen Hund gesehen, der gesünder aussieht. Aber wenn es dir lieber

ist, sage ich Michael, er soll ihn auf dem Boden schlafen lassen.«

»Ich sag's ihm selbst«, sagte Amos. »Sobald er im Bett ist, gehe ich hinauf.«

»Ich lüge nicht«, widersprach Michael. Er lag im Bett und hatte die Decke bis unters Kinn gezogen, als könne sie ihn vor dem Zorn beschützen, den er in den Augen seines Großvaters entdeckt hatte.

Amos saß auf der Bettkante, und in der Ecke hockte Shadow mit gespitzten Ohren und wachsamem Blick, drohend mit dem Schwanz zuckend.

»Niemand käme auf die Idee, dich zu entführen, und schon gar nicht, dich zu überfahren«, sagte Amos noch einmal. »Und du bist nicht einfach vom Fahrrad gefallen, stimmt's?« Er sprach mit leiser Stimme und hatte den Blick unablässig auf den verängstigten Jungen gerichtet. »Sag mir die Wahrheit, Michael. Früher oder später musst du mir die Wahrheit sagen.«

Wenn du ihnen die Wahrheit sagst, wirst du sterben.

Nathaniels Worte gingen Michael wieder durch den Kopf, und er sank noch tiefer in die Kissen zurück. »Aber das ist die Wahrheit«, flüsterte er. »Ich würde dich nie anlügen, Großvater. Wirklich nicht.«

Amos Hand fuhr hoch, und Michael war sich sicher, dass sein Großvater ihn schlagen wollte. Aber dann kam aus der Ecke ein bedrohliches Knurren. Amos blickte besorgt zu Shadow hinüber. Der große Hund war aufgesprungen. Die Ohren waren nicht mehr gespitzt, sondern lagen flach am Kopf an, und sein ganzer Körper schien eine einzige angespannte Masse zu sein. Erst als Amos die erhobene Hand sinken ließ, entspannte sich der Hund wieder.

»Ich lüge nicht«, sagte Michael noch einmal.

Aber Amos schien nur noch für den Hund Augen zu haben. »Wo kommt er her?« fragte er. Und an seinem Tonfall

erkannte Michael, dass die Frage des alten Mannes nicht ihm galt, also versuchte er sie auch nicht zu beantworten. Dann wandte sich Amos wieder Michael zu. »Wir müssen ihn wegschaffen, verstehst du? Wenn sein Besitzer sich nicht meldet, müssen wir ihn wegschaffen.«

»Warum?« wollte Michael wissen. Nun, da es um Shadow und nicht mehr um ihn ging, setzte er sich wieder im Bett auf, so dass die schützende Decke von ihm abfiel. »Warum darf ich ihn nicht behalten?«

»Ich mag keine Hunde«, erklärte Amos.

»Aber er gehört mir! Er hat mir das Leben gerettet, und er gehört mir!«

»Nein. Er ist ein Streuner, er hat kein Zuhause. Und wenn sich bis morgen der Besitzer nicht gemeldet hat, bringe ich ihn weg.«

»Nein!« Michaels Kopf begann plötzlich zu pochen, und seine Augen funkelten vor Zorn.

Amos Stimme wurde gefährlich leise. »Widersprich mir nicht, Junge. Du weißt, was dann passiert.«

Als hätte Shadow in der Stimme des alten Mannes die Drohung gegenüber seinem Herrn gehört, sprang er auf, bleckte die Zähne und gab ein kaum hörbares Knurren von sich.

Einen Moment lang lag eine Totenstille im Raum, und der alte Mann und der Hund musterten einander argwöhnisch, doch dann wurde die angespannte Szene von einem leisen Klopfen an der Tür unterbrochen. Augenblicklich ließ sich Shadow wieder zu Boden fallen und ließ die Schnauze auf seine Vorderpfoten sinken.

»Ist alles in Ordnung?« fragte Janet.

Amos erhob sich. »Alles klar. Ich habe Michael gerade gute Nacht gesagt.« Er tätschelte Michaels Schulter. »Bis morgen früh. Und vergiss nicht, was ich gesagt habe.« Dann verließ er das Zimmer, und Janet und Michael waren allein, abgesehen

von Shadow, der sich erhob und zum Bett trottete. Als Janet sich auf dem Platz niederließ, den Amos gerade freigemacht hatte, legte der Hund den Kopf auf ihren Schoß und blickte sie aus großen Augen an.

»Er will, dass du ihm die Ohren kraulst«, sagte Michael. Vorsichtig griff Janet an das Ohr des Tieres, und es begann mit dem Schwanz zu wedeln. Lächelnd kraulte sie ihn etwas fester, und der große Hund begann sich wohlig zu winden.

»Tut's noch weh?« fragte sie.

Michael schüttelte den Kopf. »Großvater hat mir nicht geglaubt.«

Janet runzelte die Stirn. »Wie meinst du das?«

»Er hat mir nicht geglaubt, dass mich jemand beinahe überfahren hat. Und er will Shadow umbringen.«

»Michael, was willst du damit sagen?«

»Er sagt, wir müssen Shadow wegschaffen. Aber das tun wir doch nicht. Ich darf ihn behalten, nicht wahr?«

»Und wenn sich der Besitzer meldet?«

»Das wird er nicht«, sagte Michael. »Ich glaube, er ist ein Streuner. Außerdem hat er mir das Leben gerettet. Du lässt doch nicht zu, dass Großvater ihm etwas tut?«

»Natürlich nicht«, beruhigte ihn Janet. »Wenn sich niemand meldet, darfst du ihn behalten. Solange wir noch hier wohnen, musst du ihn eben draußen lassen, aber das macht ihm doch nichts aus, nicht wahr, Shadow?«

Shadow setzte sich auf und hob eine Pfote. Feierlich schüttelten Janet und der Hund sich die Hände. »Siehst du?« sagte Janet zu Michael. »Wir haben gerade eine Vereinbarung getroffen. Von morgen an wird Shadow draußen schlafen, so lange, bis wir umgezogen sind. So, und was meinst du damit, dass Großvater dir nicht geglaubt hat? Du meinst, er hat nicht geglaubt, dass jemand dich überfahren wollte?«

Michael nickte.

»Nun, da hat er vielleicht recht. Ganz bestimmt sogar. Ich

wette, das Auto war viel langsamer, als du dachtest, und als du vom Rad fielst, hielten sie nur an, um nachzusehen, ob du verletzt warst.«

»Aber -«

Janet hielt ihm sanft einen Finger vor die Lippen. »Pst«, machte sie. »Jetzt denkst du erst noch mal darüber nach, was du heute nacht alles gelernt hast, und in ein paar Minuten bist du fest eingeschlafen. Und morgen früh ist die ganze Sache vergessen.« Sie ging zur Tür, doch Michaels Stimme ließ sie noch einmal anhalten.

»Mom?«

Sie drehte sich um.

»Mom, Tante Laura hat heute nacht ihr Baby bekommen, nicht wahr?«

Janet runzelte die Stirn. »Woher weißt du das?«

»Ich - ich hab' Dr. Potter in Ryans Haus gehen sehen. Und Großvaters Wagen stand dort auch.« Er stockte etwas. »Mom, ist dem Kind etwas passiert?«

Janet ging zu Michaels Bett zurück. »Wie kommst du darauf?«

»Ist ihm was passiert?« fragte Michael hartnäckig.

Einen Moment lang wusste Janet nicht, wie sie es Michael erklären sollte, dann entschloss sie sich, die ganze Wahrheit zu sagen. »Es ist tot geboren worden, Liebling«, sagte sie leise. »So etwas kommt vor. Man nennt es eine Fehlgeburt, und sie kann alle möglichen Ursachen haben.« Plötzlich wurde sie nachdenklich. »Woher wusstest du, dass Tante Laura ihr Kind heute nacht bekommen hat?«

Michael zögerte nur kurz, dann zuckte er die Achseln. »Ich weiß nicht. Mrs. Simpson muss es mir gesagt haben.«

»Schon gut.« Janet gab ihrem Sohn einen Gutenachtkuss. Dann ging sie zur Tür, knipste das Licht aus und verließ das Zimmer.

Lange Zeit lag Michael noch in der Dunkelheit und dachte

nach.

Tante Lauras Kind war nicht tot zur Welt gekommen.
Er wusste es, denn Nathaniel hatte es ihm gesagt...

12

»Was soll ich denn bloß sagen?« fragte Michael ängstlich, als Janet mit Amos Halls altem Oldsmobile in die Einfahrt der Shields einbog.

»Wahrscheinlich musst du überhaupt nichts sagen«, meinte Janet. »Während ich mit Tante Laura spreche, kannst du dich mit Ryan unterhalten. Sie ist im Bett, und du brauchst wahrscheinlich nicht einmal hinaufzugehen.«

Erleichtert stieg Michael aus dem Wagen und lief zum Haus, gefolgt von seiner Mutter. Die Eingangstür öffnete sich. Buck Shields trat auf die Veranda, sein Gesicht war von Erschöpfung gezeichnet. Er nickte grüßend Michael zu, dann wandte er sich an Janet.

»Danke, dass du gekommen bist«, sagte er. »Sie ist oben in ihrem Zimmer, das erste links.«

»Es tut mir so leid, Buck«, sagte Janet leise. »Ich wünschte, ich hätte dasein können -«

»Du hättest auch nicht helfen können.« In seiner Stimme lag eine stumpfe Leblosigkeit, die Janet weh tat. »Geh ruhig hoch. Sie wartet schon auf dich. Ich muss zum Laden.« In seinen Mundwinkeln spielte ein verstohlenes Lächeln. »Meine Mutter vertritt mich. Sie meint es gut, aber sie bringt immer alles durcheinander. Kannst du bei Laura bleiben, bis ich zurückkomme?«

»Natürlich«, versicherte Janet. Ihr Blick fiel auf Michael, der unruhig vor der Eingangstür auf und ab ging. »Wo ist Ryan?«

»Irgendwo hier in der Nähe.« Buck ging die Treppe hinunter und drehte sich dann noch einmal um. »Janet, Laura ist - nun,

sie nimmt es sehr schwer. Hab' etwas Geduld mit ihr.« Dann ging er.

Michael lief ums Haus zum Hinterhof, und Janet ging gleich hinauf. Laura lag aufrecht gegen ein paar Kissen gelehnt, ihr Gesicht war blass, und ihre Augen waren geschlossen.

»Laura?« flüsterte Janet. »Bist du wach?«

Laura öffnete langsam die Augen, und sie sah Janet an, als würde sie sie nicht erkennen. Dann lächelte sie flüchtig. »Janet? Bist du's wirklich?«

Janet ging durchs Zimmer, nahm sich einen Stuhl und setzte sich ans Bett. »Wen hast du erwartet?«

Lauras Lächeln verschwand. »Eigentlich niemanden. Ich habe nur dagelegen und versucht zu tun, als wäre nichts geschehen.« Sie blickte Janet an. »Hast du das auch getan, als Mark starb? Getan, als sei nichts geschehen?«

Janet zögerte, dann nickte sie. »Das ist der Schock. Man kann den Schmerz nicht ertragen, also will man das Unrecht nicht wahrhaben. Aber man schiebt ihn nur vor sich her.« Sie machte eine Pause, dann fragte sie: »Willst du darüber sprechen?«

Laura seufzte und drehte das Gesicht zur Wand. »Ich glaube, sie haben mein Kind umgebracht«, flüsterte sie. »Sie sagen, es sei tot zur Welt gekommen, aber ich glaube ihnen nicht.«

Janet öffnete den Mund, konnte aber kein Wort sagen. Dann spürte sie, wie Laura nach ihrer Hand griff.

»Warum tun sie das, Janet?« fuhr Laura fort. »Warum bringen sie meine Babys um?«

Die Verzweiflung in Lauras Stimme versetzte Janet einen Stich. »Laura! O Laura, an so etwas darfst du nicht einmal denken.«

Laura drehte sich wieder um, und Janet sah, dass ihr Tränen die Wangen herunterliefen. »Aber es stimmt, Janet. Ich weiß es genau. Sie sagten, es sei tot zur Welt gekommen, aber bis zum Schluss konnte ich spüren, wie es sich bewegte.« Ihre Stimme

wurde lauter und ihr Griff um Janets Hand fester. »Ich spürte es, Janet. Wenn es tot gewesen wäre, hätte es sich doch nicht mehr bewegen können, nicht wahr? Nicht wahr?«

Janet wusste nicht, was sie sagen sollte, wusste nicht, ob sie vielleicht Buck oder Dr. Potter rufen sollte. »Ich - ich weiß nicht«, sagte sie endlich. »Aber manchmal geschehen solche Dinge. Manchmal geht etwas schief, und man kann nichts tun.«

Laura schien sich etwas zu beruhigen, sie ließ den Kopf in die Kissen sinken und starre zur Decke. Ihre Stimme war stumpf, als sie wieder sprach. »Sie wollten mich nicht ins Krankenhaus bringen. Sie wollten mich nicht ins Krankenhaus bringen, und sie wollten Mutter nicht zu mir lassen. Ich bettelte darum, aber sie wollten sie nicht kommen lassen.«

»Sie hätte nichts tun können«, sagte Janet, um die verstörte Frau etwas zu trösten. »Ich weiß, wie schrecklich es für dich gewesen sein muss -«

Plötzlich kehrte das Feuer in Luras Augen zurück, und sie setzte sich ruckartig im Bett auf. »So, meinst du?« fragte sie mit schriller Stimme. »Woher willst du das wissen? Hast du schon mal ein Kind verloren? Hast du jemals schon das durchgemacht, was ich letzte Nacht durchgemacht habe? Na?«

Und wieder gingen Janet blitzartig ihre Kindheitserlebnisse durch den Kopf. Aber es war kein Kind gewesen, das sie verloren hatte. Es war ihre Familie gewesen, die vor ihren Augen verbrannt war. Aber das konnte sie Laura nicht sagen, wenigstens nicht jetzt.

»N-nein -«, stotterte sie.

»Dann warte mal ab, bis es soweit ist, Bis dein Baby kommt. Mit dir werden sie das gleiche tun. Genau wie mit Mutter, als ihr letztes Kind gekommen ist. Mutter ließen sie auch nicht ins Krankenhaus gehen. Und dich werden sie auch nicht lassen! Wenn es bei dir soweit ist, wirst du allein sein, und sie werden tun, was sie wollen, und du wirst nichts dagegen tun können. Dann wirst du erst wissen, wie ich mich gefühlt habe.«

Erschöpft sank sie in die Kissen zurück und begann hemmungslos zu schluchzen. Janet war aufgesprungen und blickte sich nun gehetzt im Zimmer um. Ihr Blick fiel schließlich auf ein kleines Röhrchen Tabletten, das auf der Kommode lag. Sie nahm sie und las das Etikett, aber der Name des Mittels sagte ihr nichts. Sie ging zum Bett zurück. »Laura? Laura, willst du hiervon ein paar?«

Lange Zeit war Laura stumm, und Janet fragte sich, ob sie ohnmächtig geworden war. Dann öffnete sie wieder die Augen und sah das Röhrchen an. Sie schüttelte den Kopf. »Nein.« Zögernd streckte sie Janet ihre Hand entgegen. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich hätte das alles nicht sagen dürfen. Es muss sich verrückt angehört haben. Das alles war einfach so furchtbar gestern nacht. Es tat so weh, Janet, und ich hatte solche Angst, und ich wusste, dass sie das Kind töteten und ich es nicht verhindern konnte. Ich konnte es nicht verhindern, Janet.« Sie begann leise zu weinen. »Ich sah, was geschah«, wiederholte sie mit gebrochener Stimme. »Ich sah alles.« Dann fing sie wieder zu schluchzen an, und Janet nahm sie in die Arme und wiegte sie zärtlich, so als ob Laura selbst ein Kind sei, das getröstet werden musste.

Michael traf Ryan hinter der Garage, wie er lustlos einen Haufen Holzscheite aufeinandertürmte. »Was machst du denn?«

Ryan sah auf und bemerkte die Kratzer in Michaels Gesicht. »Was ist denn dir passiert?«

»Ich - ich bin vom Rad gefallen. Was machst du denn mit dem Holz?«

»Na, was wohl? Dad sagt, bis heute Abend muss ich das Holz aufgestapelt haben. Hilfst du mir?«

Michael zuckte die Achseln und nahm sich ein Holzscheit.

»Wie lange hat es gestern bei Eric gedauert?«

»Ganz schön lange«, prahlte Michael. »Ich bin erst spät ins Bett gekommen.« Er zögerte, weil er Ryan erzählen wollte,

was in der Nacht zuvor geschehen war, aber Nathaniels seltsame Worte klangen ihm noch im Kopf: *Sag ihnen nicht die Wahrheit. Sag ihnen, was sie hören wollen.* Aber Nathaniel hatte nicht von Ryan gesprochen.

Nein, fand Michael. Für ihn mit seinen elf Jahren bedeutet »sie« die Erwachsenen. Vor den Erwachsenen musste man Geheimnisse verbergen, nicht vor Kindern. »Ich - ich glaube, ich habe heute nacht Nathaniel gesehen.«

Ryan drehte sich um und sah ihm ins Gesicht. »Nathaniel? Den Geist?« Sein Tonfall verriet deutlich, was er davon hielt.

»Ich glaube schon.« Wieder zögerte Michael. »Wenn ich dir sage, was geschehen ist, versprichst du mir, es niemandem zu verraten? Wirklich niemandem?«

Ryan sah ihn herablassend an. »Für was hältst du mich denn? Außerdem, wem soll ich es erzählen?«

»Du könntest es jedem erzählen.«

Ryan zuckte die Achseln. »Okay. Aber was ist an der ganzen Geschichte dran? Es gibt keine Geister, also kannst du auch Nathaniel nicht gesehen haben.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich ihn gesehen habe«, wandte Michael ein. »Ich habe gesagt, dass ich *geglaubt* habe, ihn zu sehen.«

»Wo?« wollte Ryan wissen.

»In - er war in einem Gebäude.«

»Was für ein Gebäude?«

»In - einer Scheune«, erklärte Michael ausweichend.

Ryan sah ihn misstrauisch an. »In wessen Scheune?« fragte er.

»Das geht dich nichts an«, sagte Michael, aber als Ryan sich mit einer verächtlichen Geste abwandte, lenkte er ein. »Ich weiß nicht, wessen Scheune es war«, sagte er. »Aber dort habe ich Nathaniel gesehen. Das glaube ich wenigstens.«

Ryans Neugier ließ ihn weiterfragen. »Hast du ihn denn gesehen oder nicht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Michael, denn er konnte sich immer noch nicht dazu durchringen, Ryan alles zu erzählen, was er erlebt hatte. »Es war wirklich unheimlich. Er - er wollte, dass ich mit ihm nach draußen gehe.«

»Wie meinst du das?« fragte Ryan. »Wenn er nach draußen wollte, warum ist er dann nicht einfach gegangen?«

»Woher soll ich das wissen? Er sagte, er könne es nicht. Aber dann - ja, dann verschwand er einfach. Ich redete mit ihm - oder tat so etwas Ähnliches -«

»Was meinst du mit >so etwas Ähnliches<?« fragte Ryan, der nun doch sehr neugierig geworden war. »Hast du mit ihm gesprochen oder nicht?«

Michael wusste nicht, wie er es erklären sollte. »Irgendwie - redete er zu mir, ohne zu sprechen. Es war, als sei er in meinem Kopf.«

»Das ist verrückt«, meinte Ryan. »So kann man nicht miteinander reden.«

»Ich weiß«, gab Michael zu. »Darüber habe ich auch nachgedacht. Heute nacht habe ich noch gedacht, ich hätte mit ihm geredet, aber jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher. Glaubst du -«, er brach ab, denn er glaubte plötzlich sicher zu wissen, was Ryan von seiner Frage halten würde.

»Ob ich was glaube?« bohrte Ryan weiter.

»Glaubst du, ich könnte einen Geist gesehen haben?« fragte er, krampfhaft den Blick von Ryan abgewandt.

»Es gibt keine Geister«, sagte Ryan noch einmal, allerdings nicht mehr so selbstsicher wie zuvor.

»Ich weiß«, gab Michael zu. »Heute nacht war ich mir noch sicher, dass es ihn wirklich gäbe. Aber heute morgen bin ich mir nicht mehr so sicher. Es ist schon verrückt!«

»Du bist verrückt«, entgegnete Ryan.

Einige Minuten lang gingen sie schweigend ihrer Arbeit nach. »Ryan?« fragte Michael schließlich noch einmal. »Meinst du, ich könnte heute nacht einen Geist gesehen

haben?«

Ryan sah ihn verärgert an. »Nein.«

»Aber was habe ich dann gesehen?«

»Ich glaube, du hast überhaupt nichts gesehen«, sagte Ryan.

»Und ich will davon jetzt nichts mehr hören.«

»Aber ich *habe* etwas gesehen.«

»Idiot!« entfuhr es Ryan. »Du hast überhaupt nichts gesehen, und du bist auch in keinen Schuppen gegangen, und du hast dir das alles nur ausgedacht. Du bist bloß vom Fahrrad gefallen, und jetzt soll jeder glauben, es sei nicht deine Schuld gewesen, weil du angeblich einen Geist gesehen hast. Ich glaube dir aber nicht, keiner wird dir das glauben. Und wenn du nicht die Klappe hältst, werde ich meinem Dad erzählen, dass du beim alten Findley im Schuppen gewesen bist. Dann kannst du was erleben.«

Michaels Augen blitzten zornig auf. »Du hast mir versprochen, dass du es niemandem erzählen würdest. Außerdem habe ich nie behauptet, dass es Ben Findleys Schuppen war.«

»Na und«, höhnte Ryan. »Wie konnte ich denn auch wissen, dass du mir so einen Quatsch erzählen würdest? Und ich kann jedem erzählen, was ich will, also pass besser auf, was du sagst.«

Michael schwieg. Sein Kopf pochte vor Schmerz, und in seinen Gedanken glaubte er eine Stimme zu hören, die Ryan den Tod wünschte. Michael war verwirrt, verwirrt und bestürzt, denn tief in seinem Innern fühlte er, dass dies wirklich geschehen würde, wenn er die Stimme gewähren ließ. Er nahm seine ganze Willenskraft zusammen, um dagegen anzukämpfen, denn er wusste nicht, was noch alles geschehen würde, wenn er der Stimme nachgab. Andererseits war er sich auch darüber im klaren, dass Ryan ihn endgültig für verrückt erklären würde, wenn er weiter darüber sprach, was er die Nacht zuvor erlebt hatte. Aber während er seinem Vetter dabei

half, das Holz aufzustapeln, musste er unentwegt darüber nachdenken. Und je mehr er darüber nachdachte, desto mehr erschien ihm alles, was er gesehen und gehört hatte, wie ein Traum.

Aber er *hatte* doch die Lichter auf dem Feld gesehen, und er *war* in Findleys Schuppen gegangen.

Er hatte auch den Wagen gesehen, und er hatte jemanden im Licht der Laternen gesehen.

Aber hatte er Nathaniel gesehen?

Wie konnte er überhaupt etwas gesehen haben? Und gehört, das musste er sich eingestehen, hatte er eigentlich gar nichts. Die Stimme war in seinem Kopf gewesen, genau wie die, die er eben gerade gehört hatte. Außerdem hatte er Kopfschmerzen gehabt, und er konnte sich nie so recht erinnern, was während dieser Kopfschmerzen so alles geschehen war.

Er beschloss, mit niemandem darüber zu reden, was in der letzten Nacht geschehen war. Trotzdem wünschte er sich, er hätte mit seinem Vater darüber reden können. Sein Vater hatte ihm immer geholfen, seine Probleme zu lösen, aber das war jetzt nicht mehr möglich. Mit seinem Großvater konnte er darüber auch nicht reden. Ihn schauderte, wenn er daran zurückdachte, wie er vor ein paar Tagen die Prügel bezogen hatte - nein, seinem Großvater konnte er es nicht sagen. Aber vielleicht seiner Großmutter. Wenn er einmal mit ihr allein war, würde er mit ihr darüber reden. Vielleicht...

Sobald Janet und Michael an diesem Morgen das Haus verlassen hatten, hatte Amos sich in Prairie Bend umgehört, um Shadows Besitzer ausfindig zu machen.

Aber niemand vermisste einen Hund. Nach dem letzten Gespräch legte er den Telefonhörer auf die Gabel und wandte sich zu Anna um. »Nun, ich nehme an, es ist ein Streuner. Ich hole mein Gewehr.«

Anna funkelte ihren Mann feindselig an. »Soll das heißen,

du willst den Hund erschießen?«

»Genau das«, erwiderte Amos mit grimmiger Stimme.

»Nein.«

Amos sah seine Frau böse an. »Was hast du gesagt?«

»Es gibt keinen Grund, ihn zu erschießen. Was hat er dir getan?«

»Ich mag keine Hunde.«

»Manchmal mag ich dich auch nicht«, gab Anna mit leiser, aber fester Stimme zurück. »Soll ich dich deswegen gleich erschießen?«

»Anna -«

»Es ist nicht dein Hund, Amos. Es ist Michaels Hund. Er hat ihm vielleicht das Leben gerettet, und Michael wird es dir nie verzeihen, wenn du dem Tier etwas tust. Deine Tochter hasst dich, und dein Sohn ist dir davongerannt. Willst du jetzt auch noch, dass dich dein Enkel hasst?«

»Er wird es nie erfahren«, meinte Amos. »Wenn er nach Hause kommt, ist der Hund schon längst tot und begraben. Wir werden ihm sagen, dass er davongerannt ist. Er wird uns glauben.«

»Vielleicht«, gab Anna zu. »Vielleicht würde er uns glauben, wenn wir beide es ihm erzählten. Aber wenn du sagst, dass er davongerannt ist und ich sage ihm, dass du ihn erschossen hast, wem wird er dann wohl glauben?«

Amos blickte sie drohend an. »Das würdest du nicht tun, Anna. Du hast immer getan, was ich wollte, und du wirst es auch jetzt tun.«

»O nein«, sagte Anna und verschränkte die Arme vor der Brust. »Diesmal nicht. Du wirst den Hund in Ruhe lassen.«

Ohne ein weiteres Wort verließ Amos das Haus, doch als er über den Hof zur Scheune ging, fühlte er sich von ihr beobachtet. Von ihr und von dem Hund.

Shadow lag, wie immer, wenn Michael im Haus war oder ohne ihn fortgegangen war, zusammengekauert bei der

Hintertür auf der Erde. Als die Küchentür aufgerissen wurde und Amos' schwere Schritte auf der Treppe zu hören waren, spannte Shadow seinen Körper an und knurrte drohend. Er fletschte die Zähne, machte aber keine Anstalten, aufzustehen. Amos blickte den Hund zornig an.

»Los, verschwinde«, sagte er. Mit dem rechten Fuß trat er nach dem Hund. Doch bevor er den Tritt anbringen konnte, war Shadow auf die Füße gesprungen und ein paar Meter zurückgewichen. Amos folgte ihm.

Meter für Meter zog sich Shadow in Richtung Schuppen zurück. Amos folgte ihm leise fluchend Schritt für Schritt, wobei er laufend versuchte, dem Hund einen Tritt zu versetzen. Aber jedesmal, wenn er ausholte, sprang Shadow aus seiner Reichweite.

Amos versuchte noch einmal, ihn zu treffen.

Diesmal wich Shadow dem Tritt nicht aus. Statt dessen schien er bis zum letzten Moment zu warten, dann ließ er seinen Körper auf eine Seite schnellen und drehte gleichzeitig den Kopf, so dass er sich in Amos Fußgelenk verbeißen konnte. Mit einem Ruck raubte er Amos das Gleichgewicht, und der alte Mann stürzte schwer zu Boden und ächzte in einer Mischung von Schmerz und Zorn. In Sekundenschnelle hatte Shadow losgelassen und war Amos an die Kehle gesprungen und entblößte nun sein kräftiges Gebiss. Einen langen Moment lang starrte Amos in die Augen des Tieres und war sich sicher, dass sich die scharfen Reißzähne gleich in seine Kehle bohren würden.

Aber statt Amos anzugreifen, machte Shadow nur einen Schritt nach vorne und hob ein Bein.

Ein heißer, gelber Strahl ergoss sich über Amos, benässtes sein Hemd, brannte ihm in den Augen und schnürte ihm die Luft ab, als es ihm durch den Mund in die Kehle drang. Als alles vorüber war, ließ Shadow von ihm ab und ließ sich friedlich hechelnd ein paar Meter neben Amos nieder.

Kochend vor Wut stand Amos auf und ging zum Haus. Aber als er nach ein paar Minuten mit der Flinte in der Hand zurückkam, war der Hof leer.

Shadow war verschwunden.

13

Woche auf Woche verging. Janet verbrachte ihre Zeit damit, an dem Haus, das einmal ihr Zuhause werden sollte, die Ausbesserungsarbeiten zu Ende zu bringen. Auch in Prairie Bend fühlte sie sich schon heimisch, es gab ihr ein Gefühl von Heimat, wie sie es seit ihrer Kindheit nicht mehr verspürt hatte.

Das ganze Dorf schien an ihren Bemühungen Anteil zu nehmen. Beinahe täglich wurden sie und Michael bei der Arbeit von irgend jemandem besucht. Entweder wollten sie helfen oder etwas Nützliches dalassen.

Mit jedem Tag fühlte sich Janet mehr in diese Gemeinschaft verwachsen, spürte sie stärker das Zusammengehörigkeitsgefühl dieser Menschen.

Doch für Michael war es eine schwere Zeit. Überall hatte er Shadow gesucht, aber nicht einmal eine Spur von ihm finden können. Der Schäferhund schien wie vom Erdboden verschwunden zu sein. Jeden Tag fragte er seinen Großvater, was geschehen war, und jedesmal erhielt er dieselbe Antwort: »So ist das nun mal mit Hunden. Heute kommen sie, morgen gehen sie, und du kannst dich nicht auf sie verlassen. Sei froh, dass dieser verflixte Köter endlich fort ist.« Aber Michael war nicht froh, und so sehr sich Janet auch bemühte, sie konnte seinen Trübsinn nicht verscheuchen.

Amos brachte das Oldsmobile vor der Einfahrt zum Stehen und winkte den Lastwagen hinter sich vorbei. Am Morgen war der Möbelwagen aus New York angekommen. Nach vielen

Enttäuschungen und Verzögerungen konnten Janet und Michael endlich ihr eigenes Haus beziehen. Auf dem Rücksitz stieß Janet einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Seht es euch doch nur an«, sagte sie. »Es ist einfach - wundervoll. Kommt, lasst uns noch einmal hineingehen, bevor alles zugestellt ist.«

Drinnen war alle Schäbigkeit und Armseligkeit verschwunden, alles strahlte in neuem Glanz und schien das wirkliche Alter des Gebäudes Lügen strafen zu wollen. Das abgetönte Weiß ließ, wie Janet gehofft hatte, die kleinen Zimmer größer erscheinen. Sie ging langsam von Zimmer zu Zimmer, richtete sie alle in Gedanken schon ein.

In der Küche stand am Fenster ein blau angestrichener Tisch mit ein paar Rohrstühlen, die irgend jemand in seiner Dachkammer aufgestöbert hatte, ein alter, aber betriebsbereiter Kühlschrank brummte neben dem Holz-Elektro-Kombiherd, den Janet jetzt schon ins Herz geschlossen hatte. Liebevoll tätschelte sie das imposante gusseiserne Bügeleisen.

»Seit ich ein Kind war, habe ich solche Sachen nicht mehr gesehen. Ich hätte geschworen, die wären alle schon auf dem Schrottplatz gelandet.«

»Hier draußen braucht man sie immer wieder mal«, entgegnete Anna wehmütig. »Manchmal, bei Stromausfall, meint man, es müsste Ewigkeiten dauern.« Doch dann lächelte sie fröhlich. »Aber das ist natürlich meistens im Winter. Bis November dauert es gewöhnlich nur eine Stunde oder zwei, bis der Strom wieder da ist.«

Plötzlich wurden sie von Michaels aufgeregten Rufen unterbrochen. »Mom! Mom! Komm schnell! Schau doch!«

Janet ging zur Hintertür, gefolgt von Anna und Amos. Michael zeigte in die Ferne, über das frisch gepflügte Feld zum Fluss hin. Janet schaute in die Richtung, und augenblicklich sah sie, was ihr Sohn meinte.

Es war Shadow, der langsam über das Feld auf sie zu

trottete.

»Shadow!« schrie Michael außer sich vor Freude. »Es ist Shadow, Mom! Komm her, Junge! Komm her, Shadow!«

Der Hund begann freudig mit dem Schwanz zu wedeln und wild bellend auf Michael zuzustürmen. Gleich darauf hatte er den Zaun zwischen Hof und Feld übersprungen und Michael umgestoßen. Nun saß er auf dem Jungen und schleckte ihm unentwegt über das Gesicht.

Während Janet die Szene im Hof betrachtete, hörte sie Annas Stimme hinter sich. »Soso, fortgerannt ist er also? Aus freien Stücken, nicht wahr?« Und dann hörte Janet ihre Schwiegermutter zum erstenmal lachen. »Ich glaube, ich mag diesen Hund. Ja, ich glaube wirklich, dass ich ihn mag.«

Amos hatte allerdings Annas Worten nichts zu entgegnen, sondern drehte sich einfach um und ging wortlos in die Küche.

Ein paar Minuten später stürmte Michael dicht gefolgt von Shadow in die Küche. »Darf ich ihn mit hinaufnehmen, Mom? Ich möchte ihm mein Zimmer zeigen.« Er zögerte, dann fragte er bittend: »Mom? Können wir heute nacht hier schlafen?«

»Natürlich«, meinte Janet »Wo denn sonst? Das ist jetzt unser Zuhause.«

»Aber Liebes, wie kannst du nur?« protestierte Anna, als Michael und Shadow die Stufen hinauf stampften. »Es gibt noch so viel zu tun. Du willst doch nicht etwa inmitten all der Kisten leben?«

»Anna, wenn du an meiner Stelle wärst, wo würdest du heute nacht schlafen?«

Anna zögerte nur eine Sekunde lang, dann wich ihr gewohnter sorgenvoller Blick einem schüchternen Lächeln. »An deiner Stelle würden mich keine zehn Pferde hier herausbekommen«, gab sie zu. »Die ganze Nacht lang würde ich Sachen einräumen, Pläne schmieden und Amos zum Wahnsinn treiben.« Sie seufzte und blickte sehnsuchtsvoll nach oben. »Es ist ein schönes, kleines Haus, nicht wahr?« sagte sie,

mehr zu sich selbst. »Eine Schande, dass es so heruntergekommen war. In all den Jahren hat es einfach leergestanden. Und wir haben es soweit kommen lassen.«

Janet war schon auf der Treppe gewesen, doch blieb sie nun stehen und drehte sich zu ihrer Schwiegermutter um. »Ihr wart es ja nicht, die es verkommen ließen«, sagte sie mit leiser Stimme. »Es war Mark.«

Anna schien bei Janets Worten wie unter einem Peitschenhieb zusammenzuzucken. »Um Himmels willen, Janet, was meinst du damit?«

Janet zögerte und überlegte, was sie eigentlich mit diesen Worten, die ihr so leicht über die Lippen gegangen waren, hatte sagen wollen. Und als sie etwas darüber nachdachte, wurde ihr klar, wie sehr sie es Mark verübelte, dass er das Haus so vernachlässigt hatte. Seit einiger Zeit konnte sie sich des Gefühls nicht erwehren, dass Mark ihr nicht nur die Vergangenheit verheimlicht hatte und dass sie, wenn sie alle Unterlagen durchsähe, einen anderen, ihr fremden Mark kennenlernen würde. Für Anna jedoch gab es keinen fremden Mark. Für sie gab es nur die Erinnerung an einen Jungen, der ihr Sohn gewesen war, der sie verlassen hatte und zurückgekommen war, nur um ihr auf grausame Weise wieder genommen zu werden. Wie konnte sie mit einer Frau, die so gelitten hatte, über diese finsternen Gedanken sprechen?

»Nichts«, sagte Janet schließlich. »Wirklich nichts. Ich will nur nicht, dass ihr euch wegen des Hauses Vorwürfe macht. Schließlich habt ihr es Mark ja geschenkt, nicht wahr? Also seid ihr eigentlich nicht dafür verantwortlich gewesen.«

»Aber Mark war unser Sohn«, erwiderte Anna. »Für alles, was er war oder tat, sind wir doch verantwortlich.«

Einen kurzen Moment lang trafen sich die Blicke der beiden Frauen, und Janet wusste nicht, was sie darauf entgegnen sollte. Dann wandte sie sich schweigend ab und ging die Treppe hinauf.

Es war später Nachmittag, Amos und Anna waren nach Hause gefahren. Als Janet aus dem Fenster blickte, sah sie zum erstenmal Ben Findley. Er fütterte gerade die Hühner, und während Janet ihm zusah, blickte er auf, so als hätte er gespürt, dass er beobachtet wurde. Abrupt wandte er sich um, verschwand im Haus und ließ die Tür mit einem Donnerschlag zuknallen.

Einen Moment lang stand sie nachdenklich an der Spüle. Dann ging sie zur Treppe. »Michael«, rief sie hinauf. »Was machst du gerade?«

»Nichts«, rief Michael herunter. »Ich suche mir nur meine Sachen heraus. Kann ich mir ein altes Laken nehmen, um Shadow ein Bett zu machen?«

»Meinetwegen. Ich bin gleich wieder zurück. Ich gehe bloß einmal nach nebenan.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ sie das Haus, ging über den Hof und bahnte sich vorsichtig einen Weg durch den Stacheldrahtzaun, der Findleys Grundstück von ihrem trennte. Ein paar Minuten später stand sie vor seiner Tür und klopfte. Als niemand antwortete, klopfte sie noch einmal, diesmal etwas lauter. Sie glaubte schon, der alte Mann wolle sie ignorieren, doch da öffnete sich die Tür, und Ben Findley lugte misstrauisch aus der dunklen Wohnung heraus.

»Mr. Findley?« fragte Janet. »ich bin Janet Hall -«

»Ich weiß, wer Sie sind«, schnitt ihr Ben Findley das Wort ab. »Sie sind die Witwe von Mark Hall.«

Janet nickte und kam sich etwas lächerlich vor. Natürlich hatte er gewusst, wer sie war. Sie versuchte es noch einmal. »Ich wohne nebenan, und als ich Sie eben im Hof sah, dachte ich, ich sollte mich bei Ihnen mal vorstellen.«

»Warum?«

»Warum?« wiederholte Janet ungläubig. Von allen möglichen Antworten hatte sie diese am allerwenigsten erwartet.

»Ich habe Sie nicht geheißen, hierherzuziehen, und wo Sie wohnen, geht mich nichts an«, sagte Findley schroff. »Glauben Sie ja nicht, wir seien schon Nachbarn, bloß weil Sie jetzt nebenan wohnen.«

»Aber ich dachte nur -«

»Mir ist ganz egal, was Sie dachten, junge Frau«, knurrte Findley. »Ich weiß, wie es hier ist. Jeder mischt sich in jedermanns Angelegenheiten und tut recht freundlich. Ein Mist ist das, kann ich Ihnen sagen. Reiner Mist, und ich will damit nichts zu tun haben. Die meisten hier haben das eingesehen, und sie lassen mich in Ruhe.«

Unwillkürlich trat Janet einen Schritt zurück. »Es - es tut mir leid, dass Sie so denken.«

Findley blickte sie noch etwas finsterer an. »Sparen Sie sich Ihr Mitleid. Ich brauche es nicht. Ich will nur in Ruhe gelassen werden. Deswegen habe ich auch diesen Zaun. Wie ich sehe, konnte er Sie nicht zurückhalten.«

Janet spürte die Wut in sich hochsteigen. »Mr. Findley, ich wollte lediglich freundlich zu Ihnen sein. Für eine lange Zeit werden wir Tür an Tür wohnen, und es schien mir zumindest angebracht, dass wir einander kennenlernen. Also kam ich herüber, um einmal guten Tag zu sagen.«

»Das haben Sie jetzt gesagt.«

Janet funkelte den alten Mann zornig an. »Ja, das habe ich. Und obwohl ich mir sicher bin, dass es Sie nicht interessiert, Mr. Findley. Ich wünschte, ich hätte nicht meine Zeit dafür verschwendet.« Sie drehte sich um und wollte die Treppe hinuntergehen in der sicheren Erwartung, dass jeden Moment die Tür hinter ihr zuschlagen würde. Zu ihrer Überraschung hörte sie jedoch noch einmal Findleys Stimme.

»Mrs. Hall!«

Sie drehte sich wieder um. Die Tür war etwas weiter geöffnet. Zum erstenmal konnte sie die Flinte sehen, die Findley in den Armen hielt. Und zum erstenmal konnte sie

Findleys Gesicht klar sehen. Ein Schock des Wiedererkennens erfasste sie, denn was sie sah, war nichts anderes als Marks Gesicht, wenn auch gealtert. Die dunkelblauen Augen, die kräftigen Gesichtszüge, das gewellte Haar. Das alles war auch in Ben Findleys Gesicht, aber alles entstellt durch Verdrossenheit und Bitterkeit. »Mein Gott«, stieß Janet hervor. »Sie sind einer von uns - Sie sind ein Hall.«

Findley sah sie feindselig an. »Ich bin kein Hall«, entgegnete er. »Wir sind verwandt, aber ich will nichts mit ihm zu tun haben. Ich nehme nicht in Anspruch, zu Amos Halls Familie zu gehören, und wenn Sie schlau sind, tun Sie es auch nicht.«

Janet schluckte und nahm sich zusammen. »Amos ist sehr gut zu mir gewesen, Mr. Findley -«

»Fürs erste, ja«, brummte er. »Na ja, mich geht es ja nichts an. Ich will nur, dass Sie begreifen, dass Sie auf meinem Grundstück nichts verloren haben, Mrs. Hall. Sie nicht und Ihr Balg auch nicht.«

»Soll das eine Drohung sein, Mr. Findley?« fragte Janet mit eisiger Stimme.

»Wenn Sie es so auffassen wollen.«

»Das tue ich, Mr. Findley. Ich kann Ihnen versichern, dass Michael Ihren Grund nicht betreten wird. Falls es aber doch einmal dazu kommen sollte, erwarte ich von Ihnen, dass Sie sich darauf beschränken, ihn nach Hause zu schicken.«

»Ich tue, was ich tun muss«, antwortete Findley grimmig. »Ich mag keine Menschen um mich herum, und ganz besonders mag ich keine Kinder. Halten Sie mir also Ihren Balg vom Hals, und alles ist in Ordnung. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Sicher«, zischte Janet, kochend vor Wut. »Es tut mir leid, Sie belästigt zu haben. Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Ich verlasse mich darauf«, sagte Findley und schlug ihr die Tür vor der Nase zu.

Wutentbrannt drehte Janet sich um und begann, über

Findleys Einfahrt zur Straße zu laufen. Wenn er nicht wollte, dass man über seinen Zaun stieg, bitte schön! Dann würde sie eben den ganzen verdammtten Weg über die Einfahrt und die Straße nach Hause gehen. Stolz und unbeugsam marschierte sie zu ihrem Haus, und bei jedem Schritt fühlte sie seine boshaften Blicke auf sich ruhen. Erst als sie die Straße erreicht hatte, blieb sie noch einmal stehen und musterte das heruntergekommene Haus, auf das der Alte so erpicht war. Und dann machte sie ihrem Ärger auf ganz und gar kindische Weise Luft, indem sie den Mittelfinger ihrer rechten Hand zu einer Schmähgeste reckte.

Es war schon fast elf Uhr, als sie sich in ihrem Haus endgültig eingerichtet hatten. Die Kleider hingen in den Schränken, die paar Möbel, die sie bis jetzt hatten, waren zu Janets Zufriedenheit aufgestellt, und das Küchengeschirr war eingeräumt worden.

Nun saßen die beiden am Küchentisch und nippten an dem Kakao, den Janet für sie gekocht hatte, während Shadow behaglich am Boden vor sich hin döste. »Na, was meint ihr beiden?« fragte Janet in die gemütliche Stille hinein, die sich in den letzten Minuten im Raum breitgemacht hatte. »Haben wir das Richtige getan?«

Shadow ließ seinen Schwanz anerkennend auf den Boden plumpsen, aber Michael warf seiner Mutter nur einen kurzen Blick zu, dann sah er sich unstet in der Küche um. »Ich glaube schon«, sagte er endlich, aber seine Stimme verriet, wie unsicher er war.

»Das klingt nicht sehr überzeugt. Stimmt etwas nicht?«

Michael setzte zum Sprechen an, doch dann schien er es sich anders überlegt zu haben. Verwirrt wiederholte Janet ihre Frage. »Stimmt etwas nicht?«

»Ryan hat etwas gegen mich«, murmelte Michael nach langem Zögern.

Janet sah ihren Sohn einen Moment lang verdutzt an. »Er hat etwas gegen dich? Aber warum?« Sie stutzte, da ihr klar wurde, dass sie Michael schon eine ganze Zeitlang nicht mehr mit seinem Vetter zusammen gesehen hatte. »Habt ihr euch gestritten?«

Michael zuckte die Achseln. »Ich - ich weiß nicht«, druckste er. Dann blickte er zu ihr auf. »Kann ich jetzt ins Bett gehen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, huschte er aus der Küche und lief die Treppe hinauf zu seinem Zimmer. Gleich darauf folgte Shadow seinem Herrn.

Janet trank ihren Kakao aus und spülte das Geschirr. Dann wanderte sie noch einmal durch die Zimmer im Erdgeschoss, verschloss die Türen und betrachtete sich die vielen Kisten, die am nächsten Tag noch ausgepackt sein wollten. Schließlich machte sie die Lichter aus und ging auch nach oben. Unschlüssig blieb sie vor Michaels Zimmertür stehen. Zwar fiel durch die Ritzen über dem Boden kein Licht, doch konnte sie auch nicht das regelmäßige Atmen ihres Sohnes hören, das darauf hingedeutet hätte, dass er schlief. Sie klopfte leise an die Tür. Als sie keine Antwort vernahm, öffnete sie die Tür und spähte ins Zimmer. Michael war noch ganz angezogen, er kniete vor dem Fenster und starrte in die Dunkelheit. Shadow lag neben ihm.

»Darf ich hereinkommen?«

Er gab keine Antwort, also trat Janet in das kleine Zimmer und schloss hinter sich die Tür. Sie setzte sich zu ihm auf den Boden und folgte seinem Blick. In der Dunkelheit erkannte sie flüchtig die Umrisse von Findleys Schuppen.

Sie runzelte die Stirn, als sie sich des Gespräches vom Nachmittag entsann, doch sie sagte sich, dass das, was sie sah, wohl kaum etwas mit dem verschrobenen alten Mann zu tun haben könnte. »Eine schöne Aussicht, nicht wahr?«

»Hm - ja«, sagte Michael gleichmütig.

»Willst du mir nicht erzählen, was zwischen dir und Ryan

vorgefallen ist?«

»Er hat mir nicht geglaubt«, sagte Michael, »Er hält mich für verrückt.«

Janet horchte auf. »Was hat er dir nicht geglaubt?«

Michael drehte sich um und suchte im Halbdunkel den Blick seiner Mutter. »Ich habe etwas gesehen damals«, und Janet wusste sofort, was er mit ›damals‹ meinte.

»Du meinst, noch etwas außer dem Wagen, der dich beinahe überfahren hätte?«

Michael nickte.

»Ich verstehe«, sagte Janet. »Willst du mir erzählen, was du gesehen hast?«

Michael zuckte die Achseln. »Du wirst mir auch nicht glauben. Es hört sich ja auch verrückt an.«

»Versuch es doch mal«, ermunterte ihn Janet und fuhr ihm sanft über das Haar.

»*Sag ihnen niemals die Wahrheit.*«

Die Worte gingen Michael wieder durch den Kopf, er versuchte, sie zu überhören, aber es gelang ihm nicht. Er wollte seiner Mutter erzählen, was er erlebt hatte, aber er konnte es nicht. Zweimal setzte er zum Sprechen an, und jedesmal fühlte er, wie sich Shadow unter seinen Händen anspannte, und er meinte auch den Hund leise knurren zu hören. Zweimal schloss er wieder den Mund, ohne ein Wort gesagt zu haben, und jedesmal spürte er, wie sich der Hund wieder entspannte.

Schließlich hatte er eine Idee. »Ich - ich glaube, ich habe in dieser Nacht Abbey draußen auf dem Feld gesehen.«

»Abbey? Du meinst den Geist, von dem Großvater dir erzählt hat?«

Michael nickte unsicher. »Ich - ich glaube schon. Irgend etwas habe ich da draußen jedenfalls gesehen.«

»Vielleicht hast du dir auch nur eingebildet, du hättest etwas gesehen«, vermutete Janet, doch Michael schüttelte den Kopf.

»Ich kann mich nur nicht mehr genau erinnern. Ich hatte

damals Kopfweh. Aber als ich -« Er zögerte, als er spürte, wie Shadow sich wieder anspannte. »Als ich sie sah, ging es weg.« Shadows Körper entspannte sich wieder; »Ryan hält mich für verrückt.« Er starnte sie nun an, aus furchtsamen, bittenden Augen. »Ich bin doch nicht verrückt, nicht wahr, Mom?«

»Natürlich bist du nicht verrückt. So etwas darfst du nicht einmal denken. Du hast nur gedacht, du hättest etwas gesehen, obwohl in Wirklichkeit nichts da war. Das kam wahrscheinlich vom Kopfweh. Davon kann man so etwas schon mal bekommen. War es schlimm?«

Michael zögerte, dann nickte er. »Es war ein Pochen in den Schläfen.«

»Hast du so etwas schon öfter gehabt?«

»Ein paarmal. Aber es war immer auszuhalten, und es dauerte nie lange.«

»Nun, das ist schon ein gutes Zeichen. Aber morgen gehen wir besser einmal zu Dr. Potter. Und jetzt schlafst du dich erst einmal schön aus. Einverstanden?«

Michael stand auf und knipste das Licht an. Die nackte Glühbirne erfüllte das Zimmer mit einem grellen Licht. Nachdem sich Janets Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, studierte sie Michaels Gesicht. Einen Moment lang trafen sich ihre Blicke, dann blickte er wieder zum Fenster.

»Du glaubst mir auch nicht, stimmt's?« sagte er leise. »Du glaubst nicht, dass ich irgend etwas gesehen habe.«

Janet wählte ihre Worte mit Bedacht. »Ich denke, du *glaubst* etwas gesehen zu haben, und das zählt.«

Plötzlich fuhr Michael ein stechender Schmerz durch den Kopf, und seine Augen, die gerade noch voller Furcht waren, funkelten plötzlich zornig. »Ich sah ihn«, rief er mit wutverzerrtem Gesicht. »Ich sah ihn, und ich sprach mit ihm, und er ist mein Freund. Mir ist scheißegal, was die anderen sagen.«

Janet verlor die Beherrschung und gab ihrem Sohn eine

schallende Ohrfeige. »Michael! Sprich ja nicht wieder so mit mir!« Aus den Augenwinkeln sah Janet, wie Shadow blitzartig aufsprang, und sie erschrak. Was sollte sie tun, wenn sich der Hund entschloss, seinen Herrn zu verteidigen?

Aber so schnell er gekommen war, so schnell war Michaels Zorn auch wieder verraucht, und mit Michael beruhigte sich auch der Hund wieder. Benommen hielt sich Michael die Wange. »Warum hast du das getan?« fragte er. »Warum hast du mich geschlagen?«

»Du weißt warum«, antwortete Janet kühl beherrscht. »Jetzt geh ins Bett und schlaf, dann wollen wir alles vergessen. Aber es wird nicht mehr geschehen, ist das klar?« Ohne die Antwort abzuwarten, verließ Janet das Zimmer.

Michael, dessen Wange von der Ohrfeige immer noch brannte, zog sich aus und machte das Licht aus. Aber statt sich ins Bett zu legen, ging er zum Fenster zurück, starrte in die Nacht hinaus und versuchte, sich zu erinnern, was geschehen war.

Sie hatte gesagt, dass sie ihm glaube, und dann hatte sie ihn geohrfeigt und gesagt, er solle nie wieder so sprechen.

Aber er hatte überhaupt nichts gesagt. Er hatte nur plötzlich Kopfweh bekommen, und plötzlich hatte es geknallt.

Michael wusste immer noch nicht so recht, was geschehen war, als er ins Bett zurückkroch. Als Shadow gleich darauf zu ihm geklettert kam, hielt er die Arme um den großen Hund und drückte ihn fest an sich...

Ihn. Ich sah ihn. Ich sprach mit ihm.

Diese Worte gingen Janet nicht aus dem Kopf, als sie einzuschlafen versuchte, und sie wiederholte sich immer wieder Michaels Worte und stellte sich dabei seinen Gesichtsausdruck vor. Es war vor Wut entstellt gewesen, und seine Augen hatten vor Zorn gefunkelt. So hatte sie ihn noch nie erlebt.

Wovon hatte er gesprochen? Er hatte behauptet, er hätte Abby in dieser Nacht gesehen. Wer war dann aber er?

Sie drehte sich auf die Seite und versuchte zu schlafen. Doch es gelang ihr einfach nicht.

Es musste am Haus liegen. Seine Fremdheit und seine Leere - das war alles. Das und ihre Einsamkeit.

Schließlich stand Janet auf und ging hinüber in Michaels Zimmer. Sie fand ihn friedlich schlafend vor, ein Arm hing von der Bettkante herunter, der andere war um Shadow geschlungen. Und doch meinte sie in seinem Gesicht noch etwas anderes als Friedfertigkeit zu entdecken.

In Michaels Gesicht sah sie dieselbe Einsamkeit, die sie selbst fühlte.

Behutsam drängte sie Shadow zur Seite, kroch in das schmale Bett und nahm Michael in ihre Arme. Und so, ihren Sohn fest an sich geschmiegt, fand Janet endlich den langersehnten Schlaf.

14

Charles Potter trat aus seinem Behandlungszimmer und wischte sich die Hände an einem Handtuch ab. Aufmunternd lächelte er Janet und Michael zu, die nebeneinander auf dem Sofa am Fenster saßen. »Nanu, die ganze Familie heute? Wir werden doch keine Seuche haben? Ich erfahre so etwas ja immer zuletzt!« Dann richtete er seinen Blick auf Janet, und sein Lächeln wich einem besorgten Blick. »Ihnen fehlt doch nichts, oder?«

»Nein, mir geht's gut«, versicherte Janet. »Seit Montag ist sogar die Übelkeit am Morgen verschwunden. Es geht um Michael. Er klagt über Kopfschmerzen, und ich dachte, Sie sollten sich das mal ansehen.«

Janet stand auf und folgte Potter mit Michael ins

Behandlungszimmer.

»Na, Junge, was für Kopfschmerzen sind denn das?« fragte Potter, als Michael sein Hemd ausgezogen und sich auf einen Stuhl gesetzt hatte.

»Ich weiß nicht. So eine Art Pochen, glaub ich.«

Potter runzelte die Stirn. »Wo? Vorne? Hinten? Überall? Oder nur in den Schläfen?«

»Besonders in den Schläfen, glaube ich. Ich weiß nicht.«

»Na, dann wollen wir uns mal einiges ansehen.« Er legte die Manschette des Blutdruckmessers um Michaels Arm. Er begann zu pumpen, den Blick auf die Anzeige gerichtet, das Stethoskop in den Ohren. Schließlich nickte er und grinste Michael an. »Weißt du was? Du lebst noch.«

Nach zehn Minuten hatte Potter seine Untersuchung beendet, und Michael durfte wieder ins Wartezimmer. Potter setzte sich hinter seinen Schreibtisch und machte ein paar Aufzeichnungen. Schließlich lächelte er Janet an, die ihm gegenüber Platz genommen hatte. »Alles in allem würde ich sagen, es fehlt ihm eigentlich nichts. Der Blutdruck ist etwas hoch, aber das überrascht mich nicht. Der Tod seines Vaters hat ihn eben sehr mitgenommen. Das wiederum könnte für seine Kopfschmerzen verantwortlich sein. Hat er jemals zuvor schon über Kopfschmerzen geklagt?«

»Eigentlich nicht. Hin und wieder einmal. Aber ein Aspirin hat jedesmal geholfen. Aber diesmal scheint es etwas anderes zu sein.«

Potter runzelte die Stirn. »Etwas anderes? Wie meinen Sie das?«

Janet wand sich unbehaglich. »Ich weiß nicht recht, wie ich es sagen soll. Vor kurzem hatte er nachts Kopfschmerzen, und seitdem glaubt er, er hätte damals einen Geist gesehen.«

Potter blickte sie gespannt an. »Einen Geist?« fragte er, und seine Stimme verriet seine Zweifel.

Mit einem Schulterzucken gab Janet zu verstehen, dass sie

seine Zweifel teilte. »Das hat er mir jedenfalls gesagt. Und er behauptet es nach wie vor, Nur kann er sich jetzt nicht mehr genau erinnern. Aber er sagt, dass sein Kopfweh verschwunden sei, sobald der Geist aufgetaucht sei. Aber an das alles erinnert er sich nur noch verschwommen.«

»Kann ich mir denken«, entgegnete Potter. »Und wo ist das alles passiert?«

»Nahe bei unserem Haus«, antwortete Janet. »Er war bei den Simpsons gewesen, und auf dem Heimweg ist es geschehen.«

»Hmmm«, machte Potter und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er starrte eine Weile an die Decke, dann wandte er sich wieder Janet zu. »Vielleicht rede ich noch einmal mit ihm«, meinte er schließlich. »Was immer geschehen ist, ich würde es gerne aus erster Hand erzählt bekommen. Haben Sie etwas dagegen?«

»Natürlich nicht.« Janet stand auf. »Soll ich ihn rufen?«

Potter lächelte sie in einer Verschwörermiene an und sagte: »Warum schicken Sie ihn nicht zu mir und lassen mich mal allein mit ihm reden? Manchmal plaudern Kinder etwas freimütiger, wenn ihre Eltern nicht dabei sind.«

Michael saß steif auf seinem Stuhl und starrte Dr. Potter misstrauisch an. In seinen Schläfen spürte er schon wieder das vertraute Pochen, aber Michael versuchte, es zu ignorieren und statt dessen dem Doktor aufmerksam zuzuhören.

»Was du auf dem Feld gesehen hast, war nicht Abby, nicht wahr? Es war etwas anderes, und du weißt, was es war. Das stimmt doch?«

»Nein«, antwortete Michael. »Es war Abby, und sie suchte nach ihren Kindern, genau wie in der Geschichte.«

Potter schüttelte den Kopf. »Nein, Michael. Abby Randolph gibt es nicht mehr. Sie starb vor 100 Jahren, und sie wandert auch nicht mehr auf den Feldern umher. Also hast du jemand anderes gesehen. Ich möchte jetzt, dass du dich konzentrierst

und mir genau erzählst, was du sahst und wo du es sahst.«

»Ich war bei unserem Haus -«

»Warum?« unterbrach ihn Potter. »Es war mitten in der Nacht, und niemand war dort. Warum gingst du dorthin?«

»Ich habe es doch gesagt. Ich sah ein Licht auf dem Feld, und ich wollte wissen, was dort war.«

»Und du sahst, was dort war, nicht wahr?« Potter lehnte sich nach vorne, und seine Handknöchel waren kreidebleich.

Michaels Kopfschmerzen wurden stärker, und plötzlich kam ihm wieder dieser rauchige Geruch in die Nase, der ihm schon fast so vertraut wie die Kopfschmerzen war. Und dann hörte er wie aus weiter Ferne die Stimme.

»*Er weiß es.*«

Entsetzt blickte sich Michael im Zimmer um, obwohl er wusste, dass die Stimme wieder aus seinem Innern gekommen war. Dann kam die Stimme, Nathaniels Stimme, wieder.

»*Er weiß es, und er wird dich zum Reden bringen.*«

»Was ist los, Michael?« fragte Potter mit leiser Stimme. »Stimmt etwas nicht?«

»Nein - nein«, antwortete Michael. »Ich dachte nur, ich hätte etwas gehört.«

»Was? Was hast du gehört?«

Michaels ganzer Kopf schien nun zu pochen, und mit seinen Augen musste auch etwas geschehen sein. Es war ihm, als hätte sich das Zimmer plötzlich mit Nebel gefüllt, nur war es kein richtiger Nebel. Und dann wusste er, was es war. Rauch. Das Zimmer schien voller Rauch zu sein.

»Ich - ich bekomme keine Luft...«

Potter erhob sich aus seinem Sessel und ging um den Schreibtisch herum. »Was ist los, Michael? Sag mir, was los ist.«

»Ich bekomme keine Luft«, antwortete Michael. »Mein Kopf tut mir weh, und ich bekomme keine Luft.«

Wieder hörte er die Stimme. »*Er weiß es. Es wird dich zum*

Reden bringen. Lass es nicht zu. Bring ihn zum Schweigen. Michael. Jetzt gleich.«

Michael riss seinen Mund auf, als wolle er laut schreien, aber er konnte nur ein verzweifeltes Flüstern ausstoßen. »Nein. Hör auf. Bitte hör auf.«

»Womit, Michael?« fragte Potter. »Womit soll ich aufhören?«

»Nicht Sie«, flüsterte Michael. »Nicht Sie. Er. Er soll aufhören, mit mir zu sprechen.«

Potter packte den verstörten Jungen bei den Schultern. »Wer spricht mit dir, Michael?« fragte er und sah den Jungen durchdringend an. »Wer?«

»Nath -«

»Nein! Sprich meinen Namen nicht aus!«

»Lass mich in Ruhe!« jammerte Michael. »Bitte...«

Potter ließ den Jungen los, und als Michael in seinem Stuhl zusammensank, ging er zu seinem Schreibtisch zurück. Ein paar Minuten lang hing eine Totenstille in dem Raum. Als Michaels Atem sich wieder normalisiert hatte, sprach Potter wieder.

»Der Schuppen«, sagte er leise. »Du warst in Ben Findleys Schuppen, nicht wahr?«

Michael war still und bewegte sich nicht, denn schon ein Kopfnicken konnte unabsehbare Folgen haben.

»Nathaniel hast du gesehen, nicht wahr?« bedrängte ihn Potter, mit leiser, aber nicht weniger hartnäckiger Stimme. »Du bist in Ben Findleys Schuppen gegangen und hast Nathaniel gesehen.«

Michael schüttelte ängstlich den Kopf. »Nein«, flüsterte er. »Es gibt ihn nicht wirklich. Er ist nur ein Geist, und ich habe ihn nicht gesehen. Ich habe ihn nicht gesehen, und ich habe auch nicht mit ihm gesprochen.«

Doch nun schüttelte Potter den Kopf. »Nein, Michael. Das ist nicht wahr, habe ich recht? Lüg mich nicht an. Wir wissen

beide, was du gehört und gesehen hast.« Als Michael keine Antwort gab, ging Potter noch etwas weiter. »Er sah dir ähnlich, dir und deinem Vater, nicht wahr, Michael?«

Michael biss sich auf die Lippen und verkroch sich noch tiefer in seinem Stuhl. Dann, als er beinahe unmerklich nickte, flüsterte Nathaniels Stimme ihm wieder zu, ganz leise und überhaupt nicht mehr drohend. Jetzt war sie sanft und beinahe liebevoll. »*Töte ihn.*«

Und plötzlich wusste Michael, dass er es tun konnte. Wenn er nur wollte, konnte er mit Nathaniels Hilfe Dr. Potter sterben lassen.

»Nein«, flüsterte er. Und noch einmal. »Nein.«

»*Doch*«, flüsterte Nathaniel. »*Du musst es tun, und zwar gleich. Du wirst es tun.*« Dann verschwand die Stimme, und mit ihr Michaels Kopfschmerzen. Als er wieder klar sehen konnte, sah er den Doktor misstrauisch an. »Kann ich jetzt gehen?« fragte er scheu.

Einen Moment lang sagte Potter nichts, dann zuckte er schließlich die Achseln. »Wir beide wissen, was in dieser Nacht passiert ist, nicht wahr?«

Michael zögerte, dann nickte er.

»Aber du wirst davon nichts erzählen.«

Diesmal schüttelte Michael den Kopf.

»Kannst du mir auch sagen, warum nicht?«

Wieder schüttelte Michael den Kopf.

»Na gut«, meinte Potter. »Jetzt hör mir gut zu. Ich weiß, was du getan hast, und ich weiß auch, was du gesehen zu haben glaubst. Aber du hast nichts gesehen. Verstehst du? Du hast nichts gesehen in Ben Findleys Schuppen, und du hast auch nichts auf dem Feld gesehen. Es war stockfinstere Nacht, du warst müde, und du hast dir nur ein paar Dinge eingebildet, die nicht da waren. Sie waren nicht da, weil sie nicht da sein konnten. Hast du mich verstanden?«

Michael zögerte, dann nickte er. »Ich - ich glaube schon.«

»Schön.« Potter stand auf und ging zur Tür. Bevor er sie öffnete, drehte er sich noch einmal zu Michael um. »Und noch etwas. Von jetzt an bleibst du von Ben Findleys Schuppen weg. Vom Schuppen und von seinem Grundstück.«

Michael blickte zu dem Doktor auf. Er weiß es, dachte er. Er weiß von Nathaniel, und er weiß, was wir gesehen haben. Und deshalb muss er sterben. Er fragte sich, warum der Gedanke, Dr. Potter sterben zu lassen, ihn nicht ängstigte. Während er halb dem Gespräch zwischen Potter und seiner Mutter lauschte, dachte er darüber nach.

Wenn man jemanden sterben ließ, war es dasselbe, wie ihn zu töten?

Er glaubte schon, dass es so war, doch tief in seinem Innern empfand er anders. Jemanden sterben zu lassen, dessen war er sich plötzlich sicher, war etwas anderes, als ihn zu töten. Er hätte niemals jemanden töten können.

Aber er könnte jemanden sterben lassen.

Janet hatte die Gelegenheit wahrgenommen, den Arztbesuch mit einem Einkaufsbummel in Prairie Bend zu verbinden. Als sie zusammen mit Michael die Hauptstraße entlangging, hörte sie jemanden ihren Namen rufen. Sie blickte sich um und sah Ione Simpson, die ihr von der anderen Straßenseite zuwinkte.

»Janet, schau dir das nur an. Ist es nicht wunderbar?« Ione stand vor dem Laden der Shields und deutete in das Schaufenster, »Hast du so etwas schon einmal gesehen?«

In der Auslage war gegen eine verzinkte Milchkanne eine riesige Raggedy-Ann-Puppe gelehnt, die irgendwann einmal einen kleinen Unfall erlitten haben musste. Dir fehlten ein paar Knöpfe, und an einer Schulter klaffte ein Riss. Janet musste einfach lachen, als sie sie sah: Sie war groß und ungeschlacht, und man hätte meinen können, sie sei über ihre eigenen Füße gestolpert und habe sich dabei alle Glieder verrenkt. Sie war einfach unwiderstehlich. »Sie ist wirklich wunderbar«,

gestand Janet. »Aber für wen willst du sie denn haben?«

»Für Peggy.« Janet sah sie verblüfft an. Erics Schwester Peggy war erst zwei Jahre alt und nicht einmal halb so groß wie die Puppe.

»Na, dann lass uns mal hineingehen«, meinte Janet. »Ich habe eine Menge Sachen auf meinem Einkaufszettel stehen.« Gefolgt von Michael betraten die beiden Frauen den Laden.

Sie wurden von einer großen, gutmütigen Frau mit einem fröhlichen Gesicht und großen blauen Augen begrüßt. Janet glaubte sie zu kennen, konnte sich aber an ihren Namen nicht mehr erinnern.

»Nun, das macht nichts«, meinte die alte Frau. »Man kann sich ja nicht jeden Namen behalten. Ich bin Tante Lulu - Bucks Mutter. Ist das nicht schrecklich, in meinem Alter Lulu zu heißen? Ich heiße Lulu, seit ich ein Baby war, und ich werde wohl auch noch an meinem Sterbebett Lulu heißen. Was kann ich für euch beide tun?«

»Ich habe eine ganze Liste -«, begann Janet, wurde jedoch von Ione unterbrochen.

»Die Puppe, Lulu. Die Raggedy-Ann-Puppe im Schaufenster.«

Tante Lulu lächelte. »Oh, eigentlich habe ich sie nicht zum Verkaufen hinausgestellt«, erklärte sie. »Aber Sie hat zu lange im Keller gelegen, und ich dachte, vielleicht tut ihr etwas Sonne gut, versteht ihr?«

»Dann ist sie also nicht zu verkaufen?« fragte Janet, die Iones Enttäuschung deutlich spüren konnte.

»Ja - also - ich weiß nicht«, stammelte Lulu. »Sie liegt schon so lange hier. Sie wurde für die kleine Becky -« Sie stockte und korrigierte sich hastig. »Wir hatten sie für Ryan bestellt, aber er mochte sie nicht. Kann man so etwas verstehen? Wo sie doch so reizend ist. Einfach wunderbar. Und fast so groß wie ein richtiges Kind -«

»Eher noch größer«, unterbrach sie Ione. »Ich möchte sie so

gerne für Peggy haben. Bitte.«

Lulu strahlte. »Na, wenn sie für Peggy sein soll, dann werden wir sie wohl verkaufen müssen. Ich muss nur mal schnell bei Buck anrufen, damit er mir sagt, was sie kosten soll. Wisst ihr, er ist zu Hause und kümmert sich um Laura.« Plötzlich war jede Fröhlichkeit aus ihrem Gesicht verschwunden, und sie brach in Tränen aus. »Ist das nicht schrecklich für Laura? So kurz vor dem Ende noch das Kind zu verlieren.« Sie blickte Janet an und nahm ihre Hand. »Aber du warst ja dabei, wie Laura den ganzen Tag in der Hitze gearbeitet hat, nicht wahr? Und dieses Mal sah es so gut für sie aus. Aber dir können wir ja keine Schuld geben. Ich meine, wenn du Laura besser gekannt hättest, dann hättest du das bestimmt nicht zugelassen, nicht wahr? Ich habe ihr schon gesagt, sie soll es sich nicht so zu Herzen nehmen, aber ihr kennt ja Laura - sie hört auf niemanden, wo sie doch so zierlich ist und beinahe schon bei Ryans Geburt gestorben wäre, und jetzt das. Ich weiß wirklich nicht, wie das weitergehen soll. Ich weiß es wirklich nicht.«

Michael wich vor der weinenden Frau zurück, und Ione starnte sie in offenbar sprachlosem Entsetzen an. Janet versuchte sich klarzumachen, was Lulu eigentlich sagen wollte. Gab sie ihr doch die Schuld für Lauras Fehlgeburt, obwohl sie das eigentlich abgestritten hatte? Aber schließlich versiegte Lulus Tränenstrom und wurde wieder von ihrem herzlichen Lächeln abgelöst.

»Was ist mit der Puppe?« versuchte Ione das Thema zu wechseln. »Können wir herausbekommen, wieviel sie kostet?«

»Ach, nehmt sie einfach mit, und was ihr sonst noch wollt, auch. Ich schreib mir alles auf, und Buck kann euch ein andermal sagen, was es gekostet hat. Wisst ihr, ich arbeite ja sonst nicht hier«, sagte sie und wandte sich wieder Janet zu. »Fred hat immer gesagt, eine Frau gehört in die Küche, und dort war auch mein Platz, bis er gestorben ist. Ich fürchte ja,

dass Buck nicht viel anders denkt. Er lässt mich nur aushelfen, wenn es gar nicht anders geht, das heißt, wenn Laura wieder einmal ein -«

Wieder stockte sie in ihrem Redeschwall, bevor sie das entscheidende Wort aussprechen konnte. Statt dessen trat sie einen Schritt zurück und wandte sich Ione Simpson zu. »Warum stöbert ihr beiden denn nicht einfach herum und nehmt euch, was ihr braucht. In Ordnung?«

»Schön«, sagte Janet und zog ihren Einkaufszettel hervor, bevor Lulu neuen Gesprächsstoff finden konnte. Eine halbe Stunde später verließen Janet und Ione mit Paketen beladen das Geschäft. Hinter ihnen lief Michael, der vollauf damit beschäftigt war, die riesige Raggedy-Ann-Puppe zu tragen.

»Wie wolltest du denn das ganze Zeug nach Hause bringen?« fragte Ione, als sie an ihrem Wagen vorbeikamen.

»Eigentlich wollte ich ja laufen, aber da wusste ich noch nicht, dass es so viel werden würde.«

»Kein Wort mehr«, befahl Ione. Dann musste sie ein Kichern unterdrücken. »Das hätte ich besser zu Lulu Shields sagen sollen. Ist sie nicht ulkig? Es gibt hier Leute - und ich gehöre dazu - die behaupten, sie hätte ihren Fred mit ihrem Geschwätz ins Grab getrieben.«

Sie verstauten die Sachen auf dem Rücksitz von Iones Auto und setzten sich zu dritt auf die Vorderbank. »Meinst du, sie denkt, dass ich an Lauras Fehlgeburt schuld bin?« fragte Janet, als sie Prairie Bend verlassen hatten.

»Bei Lulu kannst du dich darauf verlassen, dass sie überhaupt nicht denkt. Ich kann mir auch nicht vorstellen, warum sie das gesagt hat. Sie ist schon etwas verschroben.«

»Sie ist mir unheimlich«, sagte Michael.

Janet blickte ihn missbilligend an. »Sie ist nur sehr gesprächig. Und gewöhn du dir ja nicht an, Leute ›unheimlich‹ zu nennen.« Dann wandte sie sich wieder Ione zu. »Wer ist eigentlich Becky?«

»Becky?« wiederholte Ione. »Wen meinst du?«

»Das Mädchen, für das sie die Puppe gekauft hatten. Das hat Lulu jedenfalls gesagt, und dann verbesserte sie sich und sagte, sie hätten sie für Ryan gekauft.«

»Das habe ich nicht gehört«, sagte Ione bedauernd. »Ich fürchte, ich höre so manches nicht, was Lulu sagt. Nach einer Weile schalte ich innerlich einfach ab.« Sie blickte Janet nachdenklich an. »Bist du dir sicher, sie hat ›Becky‹ gesagt? Soweit ich weiß, gibt es in Prairie Bend kein Mädchen, das Becky heißt.«

»Bestimmt haben sie sie umgebracht«, sagte Michael plötzlich, als Ione in Janets Einfahrt abbog.

»Wie kann man nur so etwas Schreckliches sagen!« Janet warf ihrem Sohn einen strafenden Blick zu.

Michael sah finster vor sich hin. »Das haben sie ganz bestimmt getan. Ich wette, sie haben sie in Potter's Field vergraben.«

Als das Auto vor dem Haus anhielt und Janet ausgestiegen war, rutschte Michael vom Sitz herunter und sprang auf den Boden. »Ist Eric zu Hause, Mrs. Simpson?« fragte er.

»Er macht den Stall sauber -«, sagte Ione mit bebender Stimme, denn sie war von Michaels seltsamer Äußerung erschüttert.

»Ich werde ihm ein wenig helfen. Darf ich, Mom?«

Janet, die genauso entsetzt war wie Ione, nickte nur, und Michael rannte los. Als er verschwunden war, machten sie sich daran, Janets Pakete auszuladen.

»Was hat Michael denn bloß damit gemeint?« fragte Ione, als sie in der Küche waren.

Obwohl ihr Herz plötzlich heftig klopfte und sie keine einleuchtende Antwort auf Iones Frage wusste, täuschte Janet eine unverbindliche Gelassenheit vor. »Ach, nichts. Das hat wahrscheinlich mit dieser schrecklichen Geistergeschichte zu tun, die Amos ihm vor kurzem erzählt hat, und mit einer

zufälligen Namensgleichheit. »Potter's Field« hat man früher die Armen- und Fremdengräber genannt.« Sie lächelte schwach.

»Ach komm, Janet«, protestierte Ione. »Da steckt mehr dahinter! Wann hast du das letzte Mal von einem Friedhof namens »Potter's Field« gehört? So was kennt doch keiner mehr! Und wenn schon - so etwas soll's in Prairie Bend geben? Soweit ich weiß, ist hier noch niemals ein Fremder begraben worden. Und dass jemand dort draußen ein kleines Kind begraben könnte, hört sich schon etwas verrückt an!«

Janet seufzte schwer und ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Du hast recht«, gab sie zu. »Und ich mache mir auch wirklich Sorgen. Heute war ich sogar mit ihm bei Dr. Potter. Michael klagte über Kopfschmerzen. Aber der Doktor konnte auch nichts finden. Er meint, es sei eine Reaktion auf Marks Tod.«

In Iones Augen spiegelte sich ihre Betroffenheit. »O Gott, Janet. Wie konnte ich das nur vergessen. Ich muss mich wie Lulu Shields aufgeführt haben. Verzeih mir bitte.«

Janet lächelte. »Nicht der Rede wert. Aber du könntest mir einen Gefallen tun.«

»Was du willst.«

»Hilf mir ein wenig mit Michael. Ich glaube, er braucht nur noch etwas Zeit, um sich einzugewöhnen. Seinen Vater hat er verloren, er lebt in einer neuen Umgebung, und er kennt kaum jemanden. Ich weiß, wie Kinder sein können. Sie rotten sich zusammen und können einem das Leben ganz schön schwer machen.«

»Und du meinst, so könnte es Michael ergehen?«

»Anscheinend haben Michael und Ryan Streit gehabt. Ryan hat ihm schon gesagt, er sei verrückt.«

Ione erinnerte sich an Michaels seltsames Benehmen in der Nacht, als Magic gefohlt hatte. »Nun, wir werden dafür sorgen, dass wenigstens Eric da nicht mitmacht, okay?«

Janet lächelte sie dankbar an. »Okay«, sagte sie auch.

»Danke.« Plötzlich erhelltet sich ihre Miene. »Warum kommt ihr denn nicht zum Abendessen vorbei? Es wird meine erste Feier in meinem neuen Haus, und ich kann mir dafür keine besseren Leute vorstellen als meine Nachbarn.«

»Was ist mit deiner Familie?« fragte Ione. »Meinst du nicht, deine ersten Gäste sollten besser Amos und Anna oder die Shields sein?«

Janet dachte darüber nach, doch dann schüttelte sie den Kopf. »Ich werde Buck und Laura einladen, sobald es Laura wieder besser geht, und Amos und Anna haben fürs erste bestimmt genug von mir. Außerdem sind es ja wohl nur wir sechs, und wen soll es sonst kümmern?«

Ione zuckte die Achseln. »Schön, wenn du es so willst, mir soll es recht sein.« Sie lächelte grimmig. »Aber eines kann ich dir jetzt schon sagen: Morgen weiß jeder in der Stadt, dass wir deine ersten Gäste gewesen sind. Denk an meine Worte!«

Michael trat aus dem hellen Tageslicht in den dunklen Stall. »Eric?« rief er in die Dämmerung hinein.

»Hier hinten.« Erics Stimme kam aus dem hinteren Ende des Schuppens. Michael ging durch den Stall und traf Eric dabei an, wie er ein paar Lederstreifen zusammenband.

»Was machst du denn da?«

»Ich will für Whitesock ein paar Zügel machen.«

Michael blickte ihn fragend an. »Wer ist Whitesock?«

»Magics Fohlen. Er hat eine weiße Fessel, deshalb haben wir ihn so genannt. Ich habe dieses alte Zaumzeug gefunden, und wenn ich es kleiner machen kann, kann ich schon anfangen, ihn abzurichten.«

»Wo ist er denn?«

»Draußen auf der Weide hinter dem Stall.«

»Kann ich mit ihm spielen?«

Eric zuckte die Achseln. »Warum nicht? Aber er wird wohl nicht so gut aufgelegt sein. Heute ist er zum erstenmal von

Magic getrennt worden, und er ist noch etwas scheu.«

Ein paar Minuten später stand Michael vor der Pferdekoppel und blickte zu Whitesock hinüber, der einige Meter entfernt von ihm stand und ihn aus großen, misstrauischen Augen ansah.

»Hallo, Whitesock«, sagte Michael leise. »Komm hierher, Junge. Komm hier herüber.« Er riss ein paar Grasbüschel ab und hielt sie dem Fohlen hin. »Willst du was zu fressen?«

Das Fohlen machte einen Schritt nach vorn, doch dann schien es sich anders überlegt zu haben, denn es scheute wieder zurück.

Michael grinste und kletterte unter dem Drahtzaun hindurch. Er ging auf Whitesock zu und streckte ihm das Gras entgegen. »Schon gut, Whitesock. Schon gut, ich tu' dir nichts.«

Als er nur noch einen Schritt von Whitesock entfernt stand, streckte er den Arm aus und hielt ihm das Gras unter die Nüstern.

Und dann wurde die Stille plötzlich durch Erics Stimme von der anderen Seite der Koppel unterbrochen. »He! Was machst du denn da!«

Aufgeschreckt bäumte sich das Fohlen auf, seine Vorderhufe verfehlten Michael um Haarsbreite, als es sich drehte und hastig davon galoppierte.

»Was wolltest du denn machen?« wollte Eric wissen.

»Das war nur deine Schuld!« schimpfte Michael. »Ich wollte mich gerade mit ihm anfreunden, aber du musstest ihn ja mit deinem Geschrei verjagen.«

»Du hast ja hier drinnen auch überhaupt nichts verloren!«

Michael funkelte Eric zornig an, und in seinem Kopf spürte er wieder das vertraute Pochen. »Du hast gesagt, ich könnte mit ihm spielen.«

»Da dachte ich auch, du hättest Grips genug, aus der Koppel draußen zu bleiben. Was verstehst du denn schon von Pferden?«

»Ich hab' mich nicht verletzt, oder? Ich bin noch nicht einmal erschrocken.«

»Du gehst jetzt aus der Koppel raus, und ich zeig dir mal, wie man mit einem Pferd umgeht«, sagte Eric, während er unter dem Zaun durchkroch und auf das Fohlen zulief.

Während er Eric zusah, wie er sich vorsichtig dem Fohlen näherte, spürte Michael, wie seine Kopfschmerzen stärker wurden.

Eric hatte Whitesock langsam in eine Ecke der Koppel getrieben und versuchte nun, dem verängstigten Tier das Zaumzeug überzustreifen. Doch im letzten Moment wich Whitesock mit dem Kopf aus.

Eric machte noch einen zweiten Versuch. Doch statt auszuweichen, bäumte sich das Fohlen diesmal auf und trat nach Eric. Zwar konnte Eric den Hufen ausweichen, doch dabei stolperte er und fiel zu Boden.

Entsetzt beobachtete Michael, wie Whitesock einen Moment lang auf den Hinterhufen tanzte und dann zornig auf den Boden stampfte, während Eric gleichzeitig aus der Gefahrenzone zu rollen und auf die Füße zu kommen versuchte.

Er wird ihn töten, dachte Michael. Er wird ihn zertrampeln. Plötzlich trübte sich Michaels Blick, und er spürte wieder den Brandgeruch. Und in seinem Kopf hörte er eine Stimme.

Töte ihn.

Michael gehorchte, ohne weiter nachzudenken, und konzentrierte sich voll auf das Fohlen.

Stirb, dachte er. *Stirb. Stirb. Stirb.*

Einen Moment lang schien das Fohlen erstarrt zu sein, dann bäumte es sich mit einem qualvollen Wiehern auf und schien mit den Hufen nach einem unsichtbaren Feind zu treten. Eric sprang auf die Füße und zog sich schnell von dem Pferd zurück. Whitesock stürzte zu Boden. Sein Atem setzte aus, und er lag mit offenen Augen regungslos da.

Michael konnte wieder klar sehen, und seine Kopfschmerzen

verschwanden zusammen mit dem Brandgeruch. Shadow saß zu seinen Füßen und winselte leise.

»Eric?« rief Michael zaghaft. »Bist du okay?«

Eric drehte sich vorsichtig um und sah Michael an. »Es ist tot«, sagte er. »Legt sich einfach hin und stirbt.«

Michael richtete den Blick auf das Fohlen, und er wusste, dass sein Freund die Wahrheit gesprochen hatte.

Und er wusste auch, dass er irgendwie dafür verantwortlich war.

Irgendwie hatte er, während seine Sicht getrübt war und sein Kopf geschmerzt hatte, Whitesock sterben lassen.

Die Tränen stiegen ihm in die Augen, und er rannte davon.

15

Während des Abendessens drehte sich das Gespräch fast ausschließlich um das, was am Nachmittag auf der Koppel der Simpsons vorgefallen war. Leif Simpson setzte schließlich der Diskussion ein Ende. »Es ist wirklich egal, warum er gestorben ist. Das Wichtigste ist, dass er Eric nichts tun konnte. Wir sollten Gott dafür danken, dass er das nicht zugelassen hat.«

Michael, der sich kaum an dem Gespräch beteiligt hatte, erwiderte nichts darauf, obwohl er ganz anderer Meinung als Erics Vater war. Den ganzen Abend dachte er darüber nach, und er war sich sicher, dass *er* das Fohlen hatte sterben lassen, gleichgültig, was die andern darüber dachten. Er hatte es nicht gewollt - er hatte nur Eric helfen wollen - und doch hatte er es getan. Doch das gehörte auch zu den Dingen, über die er mit niemandem reden konnte.

Als Janet und Ione sich an den Abwasch machten, ging Michael mit Eric hinauf zu seinem Zimmer. Auf dem Treppenabsatz macht Eric jedoch halt und blickte hinauf zu der Falltür, die zur Dachkammer führte. »Was ist denn da oben?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Michael.

»Warum gehen wir nicht mal nachsehen?« meinte Eric.

Michael ging in sein Zimmer und holte einen Stuhl. Er kletterte darauf und zog die Luke nach unten. Die einziehbare Leiter quietschte und ächzte, als Michael sie herunterzog, doch schien sie noch stabil genug zu sein, um sein Gewicht zu tragen. Die beiden Jungen kletterten in die staubige Finsternis hinauf, doch sie mussten bald erkennen, dass sie ohne Licht nicht weiterkamen.

»Geh hinunter, und lass dir von meiner Mutter eine Taschenlampe geben«, sagte Michael zu Eric.

Wenig später kam Eric mit der Taschenlampe zurück. »Lass mich mal sehen.«

»Gib mir die Lampe«, forderte Michael. »Es ist meine Dachstube, und ich will zuerst hineinsehen.«

Widerwillig gab Eric ihm die Lampe. Michael knipste sie an und ließ den schwachen Strahl durch die Kammer streifen. »Mann«, stieß er hervor. »Lauter alte Kisten.« Gefolgt von Eric ging er tiefer in die Kammer hinein. »Was wohl da drin ist?«

Eric zuckte die Achseln. »Komm, wir rufen meinen Dad, dass er sie herunterholt.«

Eine Viertelstunde später lag der ganze Inhalt der Dachkammer im Wohnzimmer. Es waren fünf zugenagelte Kisten und ein alter Koffer.

»Habt ihr einen Hammer und einen Schraubenzieher?« fragte Leif.

Michael ging zu einer Schublade und holte die Werkzeuge. »Fangen wir mit den Kisten an.«

Michael und Eric begannen, die Kisten eine nach der andern zu öffnen. Die erste war voller Porzellan, Chinaporzellan mit rosa Blumenmustern auf weißem Untergrund. »Das ist aber hässlich«, meinte Michael und machte sich sofort an die zweite Kiste.

Janet und Ione tauschten einen wissenden Blick aus. »Mag

sein, aber es ist wertvoll«, sagte Janet. Die zweite Kiste brachte einen Haufen verbeulten Geschirrs zutage.

»Das ist zwar alt, aber wohl kaum wertvoll«, bemerkte Leif Simpson und hielt zum Beweis eine schwer verbeulte Kaffeekanne in die Höhe. »Wie kann man nur auf die Idee kommen, so etwas aufzuheben?«

In der dritten Kiste war ein leerer Werkzeugkasten, in der vierten ein paar alte Laken, die zu Staub zerfielen, als man sie berührte. Schließlich öffnete Michael auch noch die fünfte Kiste.

»Mein Gott«, flüsterte Janet. »Seht euch das nur an.«

»Mann!« Eric griff in die Kiste und zog eine reichverzierte Kaffeekanne hervor. »Ist die echt?«

In der Kiste war ein vollständiges Silberservice: eine Kaffeekanne, eine dazu passende Teekanne, Sahnekännchen, Zuckerdose und jede Menge Teller und Bestecke. Der Wert des Porzellans schrumpfte gegenüber dem Silber zur Bedeutungslosigkeit zusammen.

Michaels Stimme riss Janet aus ihren Gedanken. »Ist das wirklich alles echt?«

»Ganz bestimmt«, versicherte Janet.

»Aber wem gehört es?« fragte Eric dazwischen.

Michael warf ihm einen spöttischen Blick zu. »Na uns, wem sonst? Das ist doch unser Haus, oder?«

Eric ging nicht darauf ein. »Aber wo kommt es her?«

»Ich weiß es nicht«, gab Janet zu. »Aber Michael hat wohl recht. Wenn es schon so lange in der Dachkammer liegt, wie es den Anschein hat, dann gehört es wohl uns.« Angeregt durch die Entdeckung des Silbers, wandte sie sich nun erwartungsvoll dem Koffer zu. »Brech ihn auch noch auf, Michael. Wer weiß, vielleicht ist er voller Gold!«

Fünf Minuten später hatten die Jungen mit etwas Hilfe von Leif Simpson die Schlösser aufgebrochen. Doch sie mussten enttäuscht feststellen, dass der Koffer offenbar nur voller alter

Kleider war. Vorsichtig sortierten Janet und Ione Stück für Stück heraus. Unter den Kleidern - hauptsächlich grobgewebten Hemden und Jacken - fand Janet ein Buch. Sie holte es heraus und hielt es ins Licht. Es war ein kleiner, in Leder gebundener Band mit einer kleinen, goldenen Verschlussklammer. Sie war verschlossen, doch als Janet an dem Lederband zog, riss es gleich ab.

»Verdammte«, fluchte sie leise über ihre Neugier, die sie dazu veranlasst hatte, den Band zu beschädigen. Behutsam öffnete sie das Buch. Die erste Seite war leer, doch von der zweiten Seite an war das Papier mit einer schwerfälligen Schrift in schwarzer Tinte versehen.

Unwillkürlich blätterte Janet zur letzten Seite. Das Schriftbild war sehr unregelmäßig, als sei der Schreiber krank oder über etwas beunruhigt gewesen. Langsam entzifferte sie die altmodischen Buchstaben.

14. März 1884 - Der Frühling kommt, und bald ist alles vorbei. Nathaniel und ich sind noch am Leben, aber wenn sie herausbekommen, was Nathaniel getan hat, werden sie ihn sicher töten. Doch in der Zwischenzeit wächst mein Kind in mir heran, und es ist besser, wenn einige von uns überleben, als dass alle sterben. Ich habe beschlossen, ihnen zu erzählen, dass ein Mann meine Kinder geholt hat, und wenn sie mir auch nicht glauben und mich für verrückt halten werden, so wird es doch vielleicht Nathaniel retten - alles, was jetzt noch zählt, ist, dass Nathaniel und mein ungeborenes Kind überleben.

Janet las die Stelle mehrere Male, dann schloss sie langsam das Buch. Ihre Augen richteten sich auf Michael. Als hätte er ihren Blick gespürt, drehte er sich um und sah sie an. Das Schweigen wurde schließlich von Ione gebrochen.

»Na, was ist es?«

»Nichts Besonderes«, antwortete Janet. »Nur ein altes

Tagebuch.«

Janet ließ Shadow zur Hintertür hinaus und wartete, bis er zu seiner abendlichen Runde um die Farm verschwunden war. Dann ging sie hinauf zu Michaels Zimmer und streckte den Kopf zur Tür hinein. Michael saß auf dem Bett und las.

»Wo ist Shadow?« fragte er.

»Stöbert draußen herum«, sagte Janet. Sie setzte sich zu Michael aufs Bett und nahm seine Hand. »Ich möchte mit dir reden«, sagte sie.

Michael wurde nervös, wandte sich aber nicht ab. »Über - über das, was ich gesehen habe?«

Janet nickte. »Und über das, was du heute über das kleine Mädchen gesagt hast - über Becky. Wieso glaubst du, dass sie jemand umgebracht und auf Potter's Field vergraben hat?«

Plötzlich sah Michael sie schreckensbleich an. »Das - das kann ich dir nicht sagen. Ich - ich habe es versprochen.«

»Nicht einmal mir darfst du es sagen?«

Michael knitterte nervös sein Bettlaken zusammen. »Du wirst es auch niemandem verraten?«

Janet spürte, dass die Furcht ihres Sohnes echt war, und versprach es.

»Ich - ich habe dich angelogen«, sagte Michael zaghaf.

»Aber warum denn?«

»Ich hatte Angst.«

»Vor mir?«

Michael schüttelte den Kopf.

»Vor Großvater?«

»Ich - ich weiß nicht. Ich glaube schon.«

Janet nahm Michael behutsam das Bettlaken aus den Händen. »Erzähl mir doch jetzt, was wirklich geschehen ist.«

Zögernd begann Michael seiner Mutter alles zu erzählen, an was er sich noch erinnern konnte. »Und auf dem Heimweg«, so schloss er, »habe ich etwas gesehen. Aber es war nicht Abby.«

»Sondern?« fragte Janet.

»Es war Nathaniel«, flüsterte Michael. »Ich sah Nathaniel, und ich sprach mit ihm, und ich sah noch etwas anderes, aber ich bin mir nicht mehr sicher, was es war.«

Janet schluckte. »Du hast Nathaniel gesehen, und du hast mit ihm gesprochen«, wiederholte sie. »Aber Nathaniel ist auch nur ein Geist wie Abby. Er existiert nicht, Liebling.«

»Vielleicht - vielleicht doch«, vermutete Michael. In Gedanken hörte er wieder Potters Worte, als er Nathaniel beschrieben hatte. »*Er sah dir ähnlich, Michael, dir und deinem Vater...*«

»Na gut«, sagte Janet geduldig, obwohl sie sich immer noch nicht sicher war, was Michael eigentlich sagen wollte. »Nehmen wir an, Nathaniel ist kein Geist. Was hat er aber gesagt, dass du solche Angst vor ihm hast?«

Michael dachte angestrengt nach, doch ihm fielen einfach Nathaniels Worte nicht mehr ein. Nur an die Warnung konnte er sich noch genau erinnern.

»Er - er sagte, sie hätten etwas gebracht. Ein - ein Baby.«

»Ein Baby?« fragte Janet ungläubig.

Michael nickte. »Sie begruben es draußen auf dem Feld.«

Janets Herz begann heftig zu klopfen. »Auf welchem Feld?«

»Potter's Field. Unten bei den Bäumen am Fluss.«

»Und du meinst, dort hat man Tante Lauras Baby vergraben?«

»Ich - ich glaube schon.«

»Du glaubst es. Aber du bist dir nicht sicher.«

»Nein -«, sagte Michael zögernd. »Es war dunkel, und ich konnte nichts sehen, bis Nathaniel bei mir war. Doch dann konnte ich alles sehen.«

Janets Herz klopfte noch heftiger. Was meinte er jetzt damit? »Als Nathaniel bei dir war, konntest du in der Dunkelheit alles erkennen?«

Wieder nickte Michael.

Janet nahm ihren Sohn in die Arme. »Ach, Michael«, flüsterte sie. »Was redest du da nur? Warum sagst du nur all diese Sachen?«

Michael erwiderte ruhig ihren Blick. »Nathaniel«, sagte er. »Ich sage nur, was Nathaniel mir erzählt hat.«

Draußen begann Shadow zu bellen.

In dieser Nacht konnte Janet keinen Schlaf finden. Immer wieder las sie das Tagebuch, in dem beschrieben war, wie Abby Randolph und ihre Kinder den Winter von 1884 zu überleben versucht hatten.

Wie die Lebensmittel ausgegangen waren und sie hungrig mussten. Wie das jüngste Kind krank geworden und schließlich gestorben war und was Abby damit gemacht hatte. Ein Kind nach dem andern war gestorben, aber nie wieder war die Rede von einer Krankheit. Und am Ende waren nur noch Nathaniel und sie übrig.

Erst gegen Morgengrauen fand Janet Schlaf, doch in ihrem Unterbewusstsein hörte sie immer wieder den Namen.

Nathaniel...

Sie schauderte. Der Ursprung dieser schrecklichen Schauergeschichte war nun geklärt. Wieso aber waren Abby Randolphs Sachen in diesem Haus? Wer hatte sie hierher gebracht?

16

Michael wusste nicht, was ihn geweckt hatte. Möglicherweise waren es die Kopfschmerzen gewesen, die wieder durch seine Schläfen pochten, vielleicht auch etwas anderes.

Es konnte auch der Traum gewesen sein. Er hatte von seinem Vater geträumt. Der Traum hatte zum Teil auch in diesem Zimmer gespielt, nur sah es anders aus als jetzt, es

standen altmodische Möbel darin, und sein Vater saß auf einem Sofa.

Sein Vater hatte auch anders ausgesehen. Viel jünger, wie Nathaniel, aber obwohl er Nathaniel sehr ähnlich sah, wusste Michael, dass es sein Vater war.

Alles hatte in dem Zimmer begonnen, in dem er nun lag. Sein Vater hatte an einem Modellflugzeug gebastelt, als plötzlich die Tür aufgegangen und Michaels Großvater in das Zimmer gekommen war. Michael hatte sofort gewusst, dass Amos auf seinen Vater zornig war. Er wollte seinen Vater warnen, doch als er den Mund öffnete, drang kein Laut aus seiner Kehle. Und dann schlug sein Großvater seinen Vater. Plötzlich hatte er einen Lederriemen in der Hand und schlug seinem Vater mit aller Wucht auf den Rücken. Doch sein Vater schrie nicht. Sein Körper spannte sich gegen die Schmerzen an. Seine Hände, die eine der Tragflächen des Flugzeuges gehalten hatten, zerbrachen das Balsaholz und das Spannpapier zu einer bröseligen Masse. Noch zweimal sauste der Lederriemen auf ihn nieder, aber sein Vater gab keinen Laut von sich. Dann war alles vorüber, und Michaels Vater war plötzlich im Wohnzimmer und saß auf einem altmodischen Sofa, und obwohl Michael nichts hören konnte, wusste er, dass irgendwo im Haus jemand schrie.

Dann war sein Vater wieder in seinem Zimmer und packte einen Koffer, und Michael wusste, er würde gehen und nie wieder zurückkommen.

Und dann, kurz bevor Michael erwachte, sagte sein Vater noch etwas.

»*Er lebt. Ich weiß, dass er lebt.*«

Jetzt, da er wieder wach war, fragte sich Michael, worüber sein Vater gesprochen hatte. Konnte es Nathaniel sein? Hatte auch sein Vater Nathaniel gekannt?

Und dann hörte er noch einmal Nathaniels Stimme in seinem Kopf.

»Es ist Zeit, Michael. Wenn wir noch länger warten, ist es zu spät.«

Charles Potter hatte allein in seinem kleinen Wohnzimmer gesessen und darüber nachgedacht, was zu tun war.

Bis jetzt hatte er noch keine Entscheidung getroffen. Bis jetzt hatte er noch mit niemandem über Michael Hall geredet. Auch hatte er sich noch nicht erklären können, was am Nachmittag in seinem Behandlungszimmer geschehen war.

Fast hätte er meinen können, es sei noch eine dritte Person im Raum gewesen - für Potter unsichtbar -, die Michael etwas zugeflüstert hatte.

Es war, als hätte Nathaniel zu dem Jungen gesprochen.

Das war natürlich unmöglich, und Potter wusste das. Und trotzdem hatte er die ganze Nacht über dagesessen und darüber nachgedacht, ob es doch möglich sein konnte, ob Nathaniel tatsächlich in seinem Behandlungszimmer gewesen sein konnte.

Ein Geräusch riss ihn aus seinem Grübeln. Er stand auf und ging zum Fenster, doch in der Dunkelheit konnte er nichts erkennen.

Wieder hörte er das Geräusch. Beunruhigt verließ Potter sein kleines Zimmer und ging zur Eingangstür. Er öffnete sie einen Spaltbreit und lugte hinaus.

Plötzlich nahm er eine blitzartige Bewegung wahr, der ein wütendes Knurren folgte. Erschreckt trat Potter einen Schritt zurück, und als er den Türgriff losließ, wurde die Tür von außen aufgestoßen.

In der Türschwelle stand Shadow, sprungbereit und mit gebleckten Zähnen, und musterte Potter mit einem drohenden Blick.

Als er den Hund sah, begann Potters Herz heftig zu klopfen, und plötzlich wusste er, dass es wahr war. Nathaniel war da gewesen, und Nathaniel war auch jetzt da. Charles Potter

starrte Shadow an und wusste, dass er sterben würde.

Michael stand bewegungslos in seinem Zimmer und nahm gebannt die Szene in sich auf, die sich vor seinem geistigen Auge abspielte.

Er war in Dr. Potters Haus, und Nathaniel war bei ihm. Er sah zu, wie Shadow den alten Mann langsam in die Enge trieb, bis sie in das kleine Zimmer kamen, wo das Feuer im Ofen am Ausbrennen war.

Michael konnte den Rauch des Feuers riechen und die Hitze spüren, die in dem Raum war.

»*Es wird Zeit*«, flüsterte Nathaniel. »*Es wird Zeit, dass er stirbt. Er weiß es, Michael. Er weiß von mir, und er weiß von dir. Hilf mir, Michael. Hilf mir, ihn sterben zu lassen.*«

Michael konnte die Furcht in den Augen des alten Mannes sehen, als ihm klar wurde, dass er nicht mehr ausweichen konnte.

Stumm gab er Shadow das Zeichen zum Losschlagen...

Charles Potter sank in seinen Stuhl zurück. Unentwegt musste er den Hund anstarren. Und dann begann er, obwohl er wusste, dass das nicht sein konnte, die Anwesenheit eines Dritten zu fühlen. Er fühlte sich beobachtet, beobachtet von blauen, zornigen, feindseligen Augen. Er wusste, wessen Augen es waren und warum sie ihn beobachteten.

Sein Herz klopfte noch heftiger, und plötzlich spürte er einen brennenden Schmerz im Kopf, und er wusste, was nun mit ihm geschah.

Und dann konnte die Ader in seinem Kopf dem Druck des pochenden Herzens nicht mehr standhalten und platzte. Sein Gesicht wurde bleich, sein Kopf sank ihm auf die Brust, und seine Arme wurden schlaff,

Shadow wartete, bis Charles Potter den letzten Rest seines Lebens ausgehaucht hatte. Erst dann entspannte er seine

Muskeln und hörte zu knurren auf. Er schnüffelte noch einmal an dem Leichnam, dann wandte er sich ab, lief aus dem Haus und trottete in die Dunkelheit.

In seinem Zimmer ging Michael wieder zu seinem Bett zurück. Seine Kopfschmerzen ließen nach, und er war sich auch wieder bewusst, wo er sich befand. Vage erinnerte er sich daran, dass er Nathaniel geholfen hatte, Dr. Potter sterben zu lassen.

Es musste wohl ein Traum gewesen sein. Es konnte nicht wirklich geschehen sein.

Und doch. Es schien wirklich gewesen zu sein, alles, was Nathaniel ihm gezeigt hatte, schien wirklich gewesen zu sein.

Doch während er noch darüber nachdachte, schlief er wieder ein.

Es war schon später Vormittag, Janet und Michael spülten gerade das letzte Geschirr vom Frühstück, als Michael ein seltsames Gefährt ihre Einfahrt entlangfahren sah.

»Da kommt jemand, Mom«, sagte Michael.

Janet sah aus dem Fenster hinaus, doch sie konnte noch nicht erkennen, wer in dem zerbeulten Lieferwagen saß, der sich die Einfahrt hochmühte. Vor dem Haus blieb er stehen, und es entstieg ihm Amos Hall. Er lächelte und winkte ihr zu.

»Was um alles in der -«, begann Janet, doch sie musste feststellen, dass Michael schon fort war. Janet legte ihr Geschirrtuch fort und ging zur Eingangstür. Doch Michael war nirgends zu sehen, obwohl Amos immer noch bei dem Wagen stand.

»Hallo!« grüßte sie ihn und sah ihn fragend an.

Auf Amos Gesicht zeigte sich ein ganz und gar uncharakteristisches Grinsen, als er zur Seite trat, um den Blick auf den Wagen freizugeben. »Na, was hältst du von ihm?«

»Von wem?« fragte Janet verwundert.

»Dem Wagen. Meinst du, er tut's?«

Janet sah ihn sich genauer an. Sein Alter war nicht zu schätzen, und es schien wohl keine Stelle an ihm zu geben, die keine Beule hatte.

»Wofür soll er gut sein? Sieht aus, als wäre er reif für den Schrottplatz.«

Amos nickte. »Von außen, ja. Aber schau ihn dir mal von innen an. Der hält noch gut und gern zehn- oder zwanzigtausend Meilen.«

Janet trat einen Schritt vor. »Amos, wovon redest du bloß?«

»Nun, du kannst ja wohl nicht für alle Ewigkeiten in die Stadt laufen und dann Nachbarn bitten, dich nach Hause zu fahren«, antwortete Amos und deutete nachdrücklich zu den Simpsons hinüber. Sofort musste Janet daran denken, was Ione ihr am Tag zuvor gesagt hatte. Anscheinend hatte jemand gesehen, wie sie bei Ione eingestiegen war, und hatte es den Halls erzählt.

»Aber ich brauche keinen -«, begann sie.

Amos fiel ihr ins Wort. »Was weißt du denn, was du hier brauchst und was nicht? Nach all den Jahren in der Stadt - woher willst du wissen, was du hier draußen benötigst. Jedenfalls war ich heute morgen in Mulford und hab' dieses Ding da gefunden und mitgebracht. Also, was meinst du?«

Janet fiel Amos um den Hals. »Du bist einfach wunderbar. Aber du solltest mir auch sagen, was er gekostet hat, damit ich ihn dir bezahlen kann.«

»Ach was«, sagte Amos barsch. »Der war praktisch geschenkt. Behalte dein Geld für andere Sachen. Du weißt doch, wie man ein Schaltgetriebe fährt, oder?«

Janet nickte. »In New York hatte ich einen VW.«

»Na, dann kommst du auch mit dem hier klar. Steig ein.«

Vorsichtig setzte sich Janet auf den Fahrersitz.

»Der Tank ist voll«, bemerkte Amos. »Die Anzeige geht nur nicht mehr. Der Tachometer und das Thermometer auch nicht.«

Janet warf ihm einen schelmischen Blick zu. »Haben sie

dafür den Preis heruntergesetzt?«

»Man kann nicht etwas heruntersetzen, das schon bei Null ist«, meinte Amos. »Willst du eine Probefahrt machen? Du könntest mich nach Hause fahren und bei Anna mal reinschauen, und Michael könnte mir etwas bei der Arbeit helfen.«

»Natürlich«, sagte Janet. »Michael kann hinten -« Plötzlich verstummte sie. »Wo *ist* Michael eigentlich?«

Amos zuckte die Achseln. »Ist er nicht im Haus?«

Janet schüttelte unsicher den Kopf. »Ich glaube nicht. Ich dachte, er sei herausgekommen, als du angekommen bist.«

»Er ist nicht herausgekommen«, sagte Amos.

Janet sah ihn ratlos an.

»So sind eben Kinder«, meinte Amos. »Wahrscheinlich stöbert er irgendwo herum. Komm.«

Sie gingen ins Haus, doch konnten sie Michael dort nicht finden. Sie gingen um das Haus herum und dann in die Scheune. Janet rief mehrmals nach ihrem Sohn, erhielt aber keine Antwort. Als sie die Scheune wieder verließen und zum Werkzeugschuppen gingen, bemerkte Janet aus den Augenwinkeln heraus eine Bewegung. Sie blieb stehen und blickte nachdenklich zum Sturmzimmer hinüber. Amos folgte ihrem Blick und runzelte die Stirn.

»Was kann er denn da unten wollen?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Janet. »Aber würdest du hier bitte warten, während ich nachsehen gehe?« Entschlossen ging sie auf die Kellerluke zu.

Sie öffnete die Luke, so dass das Sonnenlicht in den düsteren Schutzraum fiel. In der hintersten Ecke hatte sich Michael zusammengekauert und die Arme um Shadow geschlungen.

»Was -«, setzte sie an.

»Bist du mir böse?« fragte Michael mit zitternder Stimme.

»Böse?« wiederholte Janet. »Liebling, warum sollte ich dir böse sein?«

»Weil ich Großvater nicht guten Tag gesagt habe.«

Janet überlegte. Bis jetzt hatte sie gedacht, dass Michael nicht gewusst hatte, wer in dem Wagen gesessen hatte. »Also hast du Großvater doch gesehen?«

Michael nickte.

»Warum hast du ihn denn nicht begrüßt?«

Michael sah sie unglücklich an. »Ich - ich hatte heute nacht einen schrecklichen Traum«, sagte er schließlich.

Janet spürte die Furcht ihres Sohnes und nahm ihn in den Arm. »Was für einen Traum?« fragte sie.

»Ich träumte von Dad. Großvater schlug ihn mit einem Lederriemen.«

Janet schauderte, als sie sich die Szene vorstellte, doch sie zwang sich, ruhig zu Michael zu sprechen. »Aber Liebling, du weißt doch, was Träume sind. Es war nicht wirklich. Hast du deswegen Großvater nicht guten Tag gesagt?«

Wieder nickte Michael. Er zog sich von ihr zurück und drückte den Hund fester an sich. Er schien weit in die Ferne zu blicken, und als er sprach, klang seine Stimme dumpf. »Warum hat Großvater Dad geschlagen?« fragte er. Und dann entsann er sich an einen anderen Traum, den er schon vor längerer Zeit gehabt hatte. Es war der Traum von dem Sturz seines Vaters gewesen, vom Sturz auf die Heugabel. Es war noch jemand anderes auf dem Heuboden gewesen, und plötzlich konnte er diesen Menschen klar erkennen. Es war sein Großvater.

Er sah seine Mutter an. »Mom, warum wollte Großvater Dad töten?«

Janets Gedanken überstürzten sich. Amos sollte Mark geschlagen haben? Ihn getötet haben? Das gab keinen Sinn.

»Das war doch nur ein Traum, Liebling«, sagte sie, und in ihrer Stimme schwang eine Spur Verzweiflung mit. »Träume haben nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Sie sind doch nur - Fantasien.«

Michael dachte angestrengt über die Worte seiner Mutter

nach. Doch es gab zu viele Erinnerungen, zu viele Bilder. Sein Vater, sein Großvater... Dr. Potter.

Janet stand auf und reichte ihm die Hand. »Komm! Jetzt gehen wir Großvater guten Tag sagen, und dann besuchen wir Großmutter, einverstanden?«

Doch Michael wich zurück. »Muss das sein? Kann ich nicht hierbleiben?«

Janet verlor die Geduld. »Jetzt reicht es aber, Michael. Dein Großvater liebt dich sehr, und er würde dir nie etwas tun, genauso wie er deinem Vater nie etwas getan hat. Und jetzt nimmst du dich etwas zusammen, ist das klar?«

Michael öffnete den Mund, doch dann nickte er nur stumm. Gemeinsam gingen sie die steilen Stufen hinauf.

Sie wurden von Amos erwartet, der so nahe bei der Luke stand, dass er jedes Wort gehört haben musste. Doch er ließ sich nicht anmerken, ob er das Gespräch verfolgt hatte.

Janet beugte sich hinab, um ihrer Schwiegermutter einen Kuss auf die Wange zu geben, doch Anna wich ihr aus und stopfte weiter an Amos' Socken.

»Ich bin euch so dankbar, dass ihr mir den Wagen gekauft habt«, sagte Janet, doch Anna sah sie mit einem Blick an, der Janet verstummen ließ,

»Wir konnten ja wohl kaum zulassen, dass du ständig Fremde bemühst, nicht wahr?« sagte sie mit eisiger Stimme,

»Fremde?« wiederholte Janet verständnislos. »Meinst du etwa Ione Simpson?«

»Ione und Leif Simpson sind sicher nette Leute, aber du hast eine Familie, Janet. Ich wünschte, du würdest erst uns einmal fragen, wenn du etwas benötigst.«

Janet setzte sich Anna gegenüber auf einen Stuhl. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass Anna sich über das, was tags zuvor geschehen war, gekränkt fühlen konnte. »Anna, Michael und ich waren in der Stadt und hatten vor, nach Hause zu gehen.

Doch dann trafen wir Ione, und sie bot uns an, mitzufahren.«

»Und dann hast du sie auch gleich zum Abendessen eingeladen? Das erste Abendessen mit dir hätte doch eigentlich uns zugestanden. Wir haben so viel daran gearbeitet, und immerhin war es ja auch einmal unser Zuhause -«

»- in dem immer noch ein heilloses Durcheinander herrscht«, unterbrach sie Janet und legte sich hastig eine Rechtfertigung zurecht. »Gestern nacht, das konnte man wohl kaum eine Party nennen. Ione brachte ein paar Sachen mit, die sie im Kühlschrank hatte, und wir machten ein kleines Picknick.« Sie sah, dass sich Annas Miene etwas erhelltte, also fuhr sie fort: »Es war wirklich sehr improvisiert, aber wenn ich dich damit gekränkt habe, dann tut es mir leid. Natürlich werde ich zu meinem ersten richtigen Abendessen dich und Amos einladen, aber nicht zu so etwas wie gestern Abend. Verzeihst du mir?«

Anna zögerte, doch dann lächelte sie wieder. »Natürlich. Es ist nur, weil - weißt du, in einer kleinen Stadt gibt es eine Menge Gerede. Ich will nur nicht, dass die Leute denken, wir hätten Streit«

»Warum sollen sie das denn glauben?« fragte Janet, die nun über Annas Worte aufrichtig verwundert war. Dahinter steckte bestimmt mehr als nur eine Kränkung.

»Man hat immer über uns geredet, obwohl wir hier schon länger wohnen als irgend jemand anderes«, entgegnete Anna.

»Nun, verlass dich drauf, ich werde niemandem Anlass zum Klatsch geben«, versprach Janet. Dann wechselten sie das Thema, bevor Anna sich weitere Sorgen machen konnte. »Ich glaube, wir haben gestern Abend einige Dinge gefunden, die euch gehören.«

Jetzt war Anna überrascht. »Uns? Wie meinst du das?«

»Gestern Abend sahen wir uns einmal in der Dachkammer um.« Vergeblich wartete sie auf eine Reaktion von Anna. Sie sah Janet lediglich neugierig an. »Wir fanden allerlei Sachen. Ich nehme an, sie haben euch gehört.«

Anna runzelte nachdenklich die Stirn. »Wenn sie in der Dachkammer waren, haben sie auf keinen Fall mir gehört. Ich bin noch nie da oben gewesen. Als wir einzogen, brachten wir all unsere Sachen mit.«

Janet sah sie verblüfft an. »Du warst nie in der Dachkammer? Aber du hast doch so lange in dem Haus gelebt.«

Anna erwiderte ihren Blick. »Ich bin aber nie in die Dachkammer gegangen. Ich wollte einmal hinauf, doch Amos ließ es nicht zu. Er sagte, es sei nichts darin, und außerdem sei es dort oben gefährlich. Der Boden gebe nach, und ich könnte mir das Genick brechen, also bin ich nie hinaufgegangen.«

Wie es sich für ein gehorsames Weib gehört, dachte Janet. Doch im selben Moment, da sie das dachte, schämte sie sich dafür. Es kam ihr einfach ungerecht vor, so zu denken, ungerecht und undankbar gegenüber Anna und Amos. Wieder versuchte sie das Thema zu wechseln.

»Schön - aber was sollen wir mit all den Sachen tun?«

Anna sah sie ausdruckslos an. »Ich weiß es wirklich nicht. Ich weiß nicht einmal, was für Sachen es sind.«

»Jede Menge Silber und Porzellan. Und dann ist da noch -« Sie verstummte, denn Annas Augen funkelten plötzlich zornig.

»Kein Wort mehr«, befahl sie. »Es gibt Dinge, von denen ich nichts wissen möchte. Wenn dort oben Sachen gelegen haben, dann hat Amos davon gewusst. Sie müssen von *seiner* Familie stammen - das Haus wurde von seinen Vorfahren vor über 100 Jahren erbaut.«

Eine Flut von Gedanken schoss Janet durch den Kopf.

Abby Randolphs Tagebuch, das vor genau 100 Jahren geschrieben worden war.

Aber Abby war gestorben. Alle Kinder waren gestorben außer Nathaniel, und nach diesem schrecklichen Winter waren auch Abby und Nathaniel gestorben.

»... das Haus wurde von seinen Vorfahren erbaut...«

Und dann erinnerte sie sich wieder. Aus der Geschichte und dem alten Tagebuch ließ sich entnehmen, dass Abby Randolph in diesem Winter schwanger gewesen war.

Das Kind musste überlebt haben.

Es musste ein Mädchen gewesen sein, und es musste überlebt haben.

Janet bekam ein flaues Gefühl im Magen, als sie daran dachte, was in dem Haus, das sie nun bewohnte, vor vielen Jahren vor sich gegangen war.

Was wusste Anna davon? Hatte sie davon gewusst, dass sie in Abby Randolphs Haus gelebt hatte und dass ihr Mann ein Nachkomme der einzigen Überlebenden dieser Tragödie war?

Janet glaubte das nicht, und sie wusste, sie würde es Anna niemals erzählen. Sie wünschte sich sogar, sie hätte das Tagebuch nie gefunden. Für sie waren die Geister von Abby und Nathaniel plötzlich sehr lebendig.

17

Michael folgte seinem Großvater auf den Heuboden, wo die Heuballen ordentlich aufgestapelt lagen. Als Amos ihm eine Heugabel gab, schien er vor ihr zurückzuschrecken.

»Sie tut dir nichts«, beruhigte ihn Amos. »Du musst nur aufpassen, dass du dir nicht in den Fuß piekst.«

Michael griff sich vorsichtig die Heugabel und stach in einen Ballen. Ein paar Büschel Heu lösten sich, doch dafür blieb die Gabel stecken.

»Ich breche die Ballen auf, und du kippst das Heu hinunter«, schlug Amos vor und machte sich an die Arbeit. Michael benutzte seine Gabel, um das Heu über den Rand zu befördern. Während er so arbeitete, begann sein Kopf zu schmerzen.

Er versuchte, das mittlerweile vertraut gewordene Pochen zu ignorieren und sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, aber es

wurde immer schlimmer.

Durch die Schmerzen hindurch hörte er Nathaniel zu ihm flüstern. Er warnte ihn vor einer Gefahr.

Und dann sah er seinen Vater.

Es war wie in der Nacht zuvor, und obwohl Michael verbissen weiterarbeitete, war er sich seiner selbst nicht mehr bewusst. Es war, als ob sein Geist den Körper verlassen hatte und in der dunkelsten Ecke des Heubodens schwebte und ein fremdes Wesen dabei beobachtete, wie es seine Arbeit tat. Aber während er noch beobachtete, veränderte sich etwas, und plötzlich sah er seinem Vater bei der Arbeit zu.

Sein Großvater war auch da und brach die Ballen auf, genau wie er es bei Michael die ganze Zeit getan hatte.

Plötzlich hörten die beiden Männer zu arbeiten auf und blickten einander zornig an. Und dann hörte Michael seinen Vater sprechen.

»Du hast sie umgebracht, nicht wahr? Du warst bei ihrer Geburt dabei, hast sie mitgenommen und umgebracht.«

»Nein, Mark -«

»Ich habe es gesehen, Vater. Ich habe gesehen, was du getan hast. Nathaniel hat es mir heute nachmittag gezeigt, Vater.«

Amos sah ihn entsetzt an. »Nathaniel? Es gibt keinen Nathaniel, verdammt noch mal!«

»Es gibt ihn, Vater«, hörte Michael seinen Vater sagen. »Nathaniel lebt, und er hat mir gezeigt, was du getan hast. Er will Vergeltung, und er wird sie bekommen.«

Und während Michael hilflos das Gespräch verfolgte, ging sein Großvater auf seinen Vater zu.

Michael wusste, was nun geschehen würde.

Er wollte schreien, seinen Vater warnen, wie in dem Traum, den er in der Nacht zuvor gehabt hatte. Und plötzlich hatte er wieder die Gewalt über seine Stimme, und er stieß einen gellenden Schrei aus, der durch das Scheunengemäuer zu einem klagenden Gewimmer gebrochen wurde. Die

Kopfschmerzen waren wie weggewischt, doch statt dessen spürte er einen anderen, brennenden Schmerz, der seinen Körper durchdrang und ihn durch und durch schüttelte. Plötzlich hatte er das Gesicht seines Großvaters vor sich, in dem sich Entsetzen und Verzweiflung spiegelten.

Kurz bevor er in Ohnmacht fiel, hörte er Shadow bellen. Das Bellen wurde lauter. Es hörte sich an, als würde Shadow in wilder Wut angreifen.

Erst hörte er nur ein Murmeln und dachte, dass Nathaniel ihm wieder etwas zuflüsterte, doch dann wurden die Stimmen immer deutlicher, und er hörte seine Mutter und seine Großmutter. Er öffnete die Augen und sah Ione Simpson, die sich über ihn beugte und lächelte.

»Na, wen haben wir denn da?« sagte Ione. »Geht's dir jetzt besser?«

Michael versuchte sich zu erinnern, was geschehen war, doch es ergab alles keinen Sinn. Er hatte seinen Vater gesehen, und Nathaniel hatte ihn vor etwas gewarnt. Er wollte sich aufsetzen, doch Ione hielt ihn behutsam zurück.

»Noch nicht«, sagte sie. »Nur ruhig liegenbleiben und den Fuß hochhalten.«

Michael blickte sich verwirrt um. Er lag im Wohnzimmer seiner Großeltern. »Was ist passiert?« fragte er.

»Nur ein kleiner Unfall«, sagte Ione. »Sieht fast so aus, als ob du mit Heugabeln noch nicht so recht umgehen kannst.«

Michael wurde sich eines pochenden Schmerzes im rechten Fuß bewusst, und langsam kehrten auch Erinnerungsfetzen zurück: Sein Großvater, wie er auf seinen Vater zugegangen war. Aber es war nicht sein Vater gewesen. Er selbst war es gewesen. »Ich - ich kann aber nichts -«

»Natürlich nicht, Liebling«, unterbrach ihn seine Mutter. »Es war nur ein Unfall. Die Heugabel ist dir ausgerutscht und hat dir in den Fuß gestochen.«

Michael hob den Kopf hoch genug, damit er seinen rechten Fuß sehen konnte. Er lag auf einem Polster aus Kissen und hatte einen dicken Verband.

»Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht«, beruhigte ihn Ione. »Die Gabel ist genau zwischen den Knochen durch. Es ist nur eine Fleischwunde.«

Michael sah sich den Fuß genau an, dann blickte er sich neugierig im Zimmer um. Etwas stimmte nicht - er war verletzt, aber der Doktor war nicht hier. »Wo ist Dr. Potter?«

Iones Lächeln erstarb, und sie sah sich hilfesuchend um. Das betretene Schweigen wurde durch Amos Halls rauhe Stimme gebrochen. »Warum soll er es nicht wissen?« sagte er. »Dr. Potter ist heute nacht gestorben, Michael.« Michael sah seinen Großvater leichenblass an, denn er erinnerte sich an die vergangene Nacht. »Er hatte einen Schlaganfall«, erklärte Amos.

Entsetzt schüttelte Michael den Kopf. »Es tut mir leid«, flüsterte er. »Das - das habe ich nicht gewollt...« Er stockte und sah seinem Großvater in die Augen. Etwas an seinem Blick erschreckte ihn, und er wandte schnell wieder die Augen ab.

»Schon gut, Liebling«, sagte seine Mutter. »Niemand glaubt, dass du das absichtlich getan hast - es war nur ein Unfall.«

Michael wollte noch etwas sagen, doch dann sah er wieder den eigenartigen Blick in den Augen seines Großvaters, und er zog es vor zu schweigen.

»Kannst du uns sagen, was geschehen ist, Liebling?« fragte Janet. »Kannst du dich an irgend etwas erinnern?«

Michael ignorierte ihre Frage. »Können wir nach Hause gehen, Mom? Bitte.«

Janets aufmunterndes Lächeln wich einem besorgten Stirnrunzeln. »Du meinst jetzt gleich?«

Michael nickte.

»Aber Michael, du musst dich noch etwas ausruhen.«

»Ich will mich nicht ausruhen, ich will nach Hause.«

Amos schaltete sich in das Gespräch ein. »Deine Mutter muss noch einiges erledigen, und du brauchst Ruhe. Du bleibst hier.«

In Michaels Augen trat nun die nackte Angst. »Lass mich doch mit dir gehen«, bettelte er seine Mutter an. »Ich kann mich doch hinten in den Wagen legen, und mein Fuß tut wirklich nicht mehr weh.«

»Du musst dich doch nur etwas ausruhen«, meinte Janet.

»Aber ich will nicht hierbleiben«, widersprach Michael. »Ich will nach Hause.«

»Ruhig, mein Junge«, sagte nun Anna. »Deine Mutter hat noch eine Menge zu tun, und deshalb kann sie jetzt nicht für dich sorgen. Und Mrs. Simpson kann auch nicht den ganzen Tag hierbleiben.« Plötzlich lächelte sie. »Aber nur weil ich aus diesem Stuhl hier nicht herauskomme, heißt das noch lange nicht, dass ich dich nicht pflegen kann.«

»Ich werde nicht lange wegbleiben«, versicherte Janet. »Es wird schon alles gut werden. Du musst nur den Fuß hoch lagern, dann tut er auch nicht so weh. Ich bin bald wieder zurück, und dann gehen wir nach Hause. Einverstanden?«

Michael zögerte, doch dann nickte er.

Ein paar Minuten später war er mit seinen Großeltern allein.

Janet stand vor dem Haus der Shields und wollte gerade läuten, als sie über sich Lauras schwache Stimme vernahm. Sie stand an ihrem Schlafzimmerfenster und lächelte schwach.

»Es ist offen, Janet. Komm ruhig rauf. Leider bin ich noch nicht soweit, dass ich herunterkommen kann.«

Janet ging die Treppe hinauf in Lauras Zimmer. Laura war angekleidet, doch saß sie aufrecht auf dem Bett, gegen einige Kissen gelehnt.

»Eigentlich sollte ich ja *im* Bett sein, aber ich habe es einfach nicht mehr ausgehalten«, erklärte sie Janet. »Komm, setz dich zu *mir* und erzähl mir, was es Neues gibt. Es kommt

mir vor, als wäre ich schon Ewigkeiten hier eingesperrt.«

Janet ließ sich seufzend auf dem Bett nieder. »Ich nehme an, dass du schon von Dr. Potter gehört hast.«

Lauras Miene verdüsterte sich. »Das einzige, was ich von dem hören will, ist, dass er gestorben ist«, sagte sie halblaut. »Ich hasse ihn, Janet - ich hasse ihn so sehr...«

Janet nahm Lauras Hand. »Laura, er - er *ist* gestorben.«

Laura sah Janet betroffen an. »Mein Gott, Janet. So habe ich es nicht gemeint -«

»Quäl dich nicht, Laura«, beruhigte sie Janet. »Ich weiß, wie du es gemeint hast.« Sie zuckte hilflos die Achseln. »Sie haben ihn heute morgen gefunden. Er hatte einen Schlaganfall.«

Sie wechselte das Thema und erzählte von Michaels Unfall. Dann kam sie auf ihren Fund aus der Nacht zuvor zu sprechen. »Gestern Abend haben Michael und ich die Dachkammer ausgeräumt.«

»Die Dachkammer?« fragte Laura verwundert. »Ich dachte immer, sie sei leer.«

Janet runzelte die Stirn. »Dann wart ihr also auch nie da oben?«

»Mark ist einmal hinaufgegangen«, sagte Laura. »Dad hat ihm eine Tracht Prügel versetzt, die er wohl nie mehr vergessen hat. Damals habe ich wohl zum erstenmal aus den Fehlern eines anderen eine Lehre gezogen.«

»Amos hat Mark geschlagen?«

Laura blickte Janet verwundert an. »Natürlich. Er hatte Mark verboten, hinaufzugehen, und Mark hatte ihm nicht gehorcht.«

»Und dann hat er ihn richtig geschlagen?«

Laura lachte bitter auf. »Wie würdest du das nennen, wenn man mit einem dicken Lederriemen verprügelt wird?«

»Kein Wunder, dass Mark bei der erstbesten Gelegenheit davongerannt ist«, bemerkte Janet und gab sich keine Mühe, ihre Empörung zu verbergen.

»Das hat damit gar nichts zu tun«; sagte Laura hastig. »Das

hing mit der Nacht zusammen, in der Mutter ihr letztes Kind bekam. Bis zu diesem Tag hatte Dad Mark schon seit - nun, seit Jahren nicht mehr geschlagen. Aber was hast du denn in der Dachkammer gefunden?«

Instinktiv traf Janet eine Entscheidung: wenn Anna Hall darüber nicht sprechen wollte, war vielleicht Laura dazu bereit. »Unter anderem habe ich Abby Randolphs Tagebuch gefunden.«

Laura starrte sie an. »Das ist natürlich ein Scherz.«

Janet schüttelte den Kopf. Sie sagte so unverfänglich, wie sie konnte: »Anna hat mir erzählt, dass das Haus seit seiner Erbauung im Familienbesitz ist.«

Laura nickte. »Von Abby war allerdings nie die Rede. Ich selbst war mir nie sicher, ob es sie überhaupt gegeben hat. Und dass sie all die schrecklichen Dinge getan hat, die man ihr nachsagt, glaube ich schon gar nicht.«

»Nun, offenbar hat es sie wirklich gegeben, und wenn ich das Tagebuch richtig gelesen habe, dann hat sie genau das getan, was in den alten Geschichten erzählt wird.«

Laura wurde blass. »Das - das kann ich nicht glauben.«

»Es steht im Tagebuch«, sagte Janet behutsam. »Möchtest du es sehen?«

Laura schüttelte hastig den Kopf. »Ich möchte auch nicht darüber sprechen. Allein beim Gedanken daran wird mir schlecht.«

Janet wünschte, sie hätte niemals damit angefangen. »Nun, es ist ja auch vorbei«, sagte sie schnell. »Aber ich habe noch eine Menge anderer Sachen gefunden - Porzellan und Silbergeschirr. Anna behauptet steif und fest, dass es ihr nicht gehört, also dachte ich, wir beide könnten es untereinander teilen.«

»O Gott, Janet!« stöhnte Laura. »Ich könnte es wirklich nicht gebrauchen. Ich habe selbst jede Menge Porzellan und Silber, es stammt aus Mutters Familie. Limoges-Porzellan und das

geschmackloseste Silbergeschirr, das du dir vorstellen kannst.«

»Limoges?« wiederholte Janet. »Das war auch in meiner Dachkammer. Vielleicht hat es dasselbe Motiv. Kann ich mal nachsehen gehen? Bitte.«

»Wenn du unbedingt willst -« Laura erklärte ihr, wo sie die Sachen verstaut hatte, und ein paar Minuten später durchstöberte Janet die Dachkammer der Shields. Sie fand den Koffer, den Laura beschrieben hatte, aber zu Janets Enttäuschung war es ganz anderes Geschirr als dasjenige, das sie gefunden hatte. Sie schloss den Koffer wieder und wollte gerade hinuntergehen, als in der hintersten Ecke etwas ihre Aufmerksamkeit erregte.

Es war eine Wiege. Obwohl sie nicht mehr neu war, schien sie kaum in Gebrauch gewesen zu sein. Es war nicht die Wiege, die Laura in Erwartung ihres Kindes in ihr Schlafzimmer gestellt hatte. Neugierig ging Janet zu der Wiege hin. Erst jetzt sah sie, dass in der Ecke eine komplette Kinderzimmereinrichtung aufbewahrt war.

Ein kleines Schaukelpferd, rosa angestrichen und kaum benutzt.

Ein Korbkinderwagen, ebenfalls schon benutzt, aber so gut wie neu.

Hinter der Wiege stand eine kleine Kommode. Zögernd öffnete Janet eine Schublade. Darin lag, sauber zusammengelegt, Kinderwäsche.

In der untersten Schublade fand sie ein Fotoalbum. Janet schlug es auf. Die erste Seite war leer, doch mit grüner Tinte war sauber ein Rechteck daraufgezeichnet. Darunter prangte ein Titel:

REBECCA - DAS ERSTE FOTO

Janet blätterte das ganze Album durch. Es fehlten alle Bilder.

Nachdenklich betrachtete sie sich das Album und fragte sich, was wohl mit den Bildern geschehen war. Sollte sie Laura fragen? Doch bevor sie sich entscheiden konnte, hörte sie von,

unten Bucks zornige Stimme.

»Oben ist sie? Allein? Laura, was hast du dir dabei gedacht?«

Hastig legte Janet das Album in die Kommode zurück und verließ die Kammer. Als sie die Leiter hinunter zum Treppenabsatz geklettert war, hörte sie Bucks Stimme wieder.

»Und wenn sie es sieht? Wenn sie wissen will, was das ist und warum es hier ist?«

»Das wird sie nicht tun«, sagte Laura verängstigt. »Es ist ganz hinten in der Ecke, sie wird es übersehen.«

»Habe ich dir nicht schon einmal gesagt, dass das Zeug verschwinden soll?« fragte Buck drohend.

»D-doch.«

»Und warum ist es immer noch hier?«

»Ich - ich brachte es einfach nicht über mich.«

»Sobald du wieder kräftig genug bist«, sagte Buck mit einer Unversöhnlichkeit, wie sie Janet an ihm noch nie zuvor bemerkt hatte, »holst du das ganze Zeug von oben und zündest es draußen an.«

»Buck, bitte -«

»Es muss sein«, sagte Buck. »Hast du mich verstanden?«

Janet presste sich fest an die Wand, als sich die Schlafzimmertür öffnete und Buck herauskam. Ohne sie zu sehen, ging er in die andere Richtung die Treppe hinunter. Gleich darauf hörte sie die Eingangstür zuschlagen.

Janet blieb zunächst stehen, wo sie war, und überlegte, was sie nun tun sollte. Schließlich setzte sie eine unverfängliche Miene auf und betrat wieder das Schlafzimmer. Laura saß immer noch auf dem Bett und putzte sich gerade die Nase.

»Ist Buck eben hiergewesen?« fragte Janet. »Ich dachte, ich hätte seine Stimme gehört?«

Laura nickte. »Er wollte nur einmal nach mir sehen. Ist das nicht lieb von ihm?«

»Ja«, stimmte Janet zu. »Das Porzellan ist übrigens ganz

anders als meines, das Silbergeschirr auch. Aber in der Ecke habe ich etwas anderes gefunden. Eine Kinderwiege.« Sie sah, dass Laura heftig schluckte und hastig nach Worten suchte.

»Sie - sie gehört Ione Simpson«, sagte sie schließlich. »Sie steht schon einige Jahre hier. Sie hat keinen Platz dafür.« Janet zögerte einen Moment, dann nickte sie. Laura hatte sie angelogen.

Als Michael erwachte, wusste er einen Moment lang nicht, wo er sich befand. Dann erkannte er das Wohnzimmer seiner Großeltern wieder. Vorsichtig richtete er sich auf und setzte seinen verbundenen Fuß auf den Boden. Der brennende Schmerz hatte aufgehört, und wenn er sein Gewicht auf die Fersen verlagerte, konnte er sogar wieder laufen. Langsam humpelte er durch die Tür in den Flur. Als er am Esszimmer vorbeikam, hörte er die Stimme seines Großvaters und blieb stehen. Sein Großvater sprach von ihm.

»Er hat etwas an sich, Anna. Etwas ist in seinen Augen, ich bin mir ganz sicher.«

Eine Weile war Schweigen, dann sprach seine Großmutter. »Hör auf, Amos. Fang nicht auch noch bei Michael damit an.«

»Und was ist mit seinen Kopfschmerzen? Genau wie bei Mark. Und heute morgen -«

»Was war heute morgen?« wollte Anna wissen, als Amos keine Anstalten machte, weiterzureden.

»Es stand in seinen Augen«, sagte Amos. »Derselbe Blick, den auch Mark hatte. Es ist Nathaniel. Er hat das Zeichen Nathaniels. Als ich ein Junge war, hat man es mir erzählt -«

Plötzlich wurde die Stimme seiner Großmutter laut und zornig. »Man hat dir einen Haufen Lügen erzählt, Amos. Sie haben unser Leben und Lauras Leben zerstört. Mark war als einziger davongekommen, und nun haben diese alten Geschichten ihn auch noch vernichtet.«

»Mark hatte einen Unfall.«

»Glaub das, wenn du es unbedingt glauben willst. Ich glaube es jedenfalls nicht. Wer weiß, vielleicht hast du ihn sogar mit eigenen Händen getötet.«

Jetzt wurde sein Großvater zornig. »Sag so etwas nicht, Anna. Ich habe immer getan, was ich tun musste, und sonst nichts.«

»Ja, und schau mich an«, hörte Michael seine Großmutter sagen. »Schau mich doch an. Fünf Kinder, von denen mir nur noch Laura geblieben ist. Und schau sie dir nur an - mit ihr wird es genauso enden wie mit mir, und das geht alles auf dein Konto, Amos. Wenn du mit deinem unseligen Familienfluch jetzt auch noch bei Michael anfängst, dann werde ich, so wahr ich hier sitze, dafür sorgen, dass Janet ihn nimmt und wieder nach New York mit ihm geht. Das alles sind nur Geschichten, Amos! Sieh das endlich ein!«

»Das mit Abby Randolph war keine Geschichte. Das mit Nathaniel auch nicht. Es wird nicht aufhören, bis ich ihm ein Ende mache.«

»Hör auf damit, Amos«, sagte Anna nach langem Schweigen. »Mit Michael ist alles in Ordnung.«

»Wir werden ja sehen«, entgegnete sein Großvater. »Wir werden ja sehen, wenn Janets Baby kommt.«

Langsam schlich sich Michael in das Wohnzimmer zurück. Mit pochendem Herzen legte er sich auf das Sofa zurück und legte vorsichtig den Fuß wieder auf die Kissen. Dann schloss er die Augen und versuchte, regelmäßig zu atmen, doch er konnte sich nicht beruhigen. *Er weiß es*, dachte Michael. *Großvater weiß von Nathaniel, und er weiß auch von mir.*

Sie wusste, dass ihr Inhalt ihr die größten Probleme bereiten würde. Alle anderen Dinge waren längst weggeräumt - während der Frühling durch einen drückendheißen Sommer abgelöst worden war, hatten sie und Michael ihre Abende damit verbracht, die Überbleibsel aus ihrem Leben in New York auszusortieren. Schließlich war nichts mehr übrig bis auf diese kleine Schachtel, der Janet die ganze Zeit über hartnäckig ausgewichen war. In ihr befand sich alles, was ihr von Mark geblieben war. Janet hatte sich nicht dazu entschließen können, sie zu öffnen, war der Entscheidung ständig ausgewichen, doch nun führte kein Weg mehr daran vorbei. Es sei denn, sie würde die Schachtel in der Dachkammer verstecken und sich darauf verlassen, dass sie in Vergessenheit geraten würde.

Wie Abby Randolphs Tagebuch.

Aber Abbys Tagebuch war nicht in Vergessenheit geblieben, genausowenig wie Abby selbst.

Und Janet war sich sicher, dass es ihr mit Mark genauso ergehen würde. Für sie war diese kleine Pappschachtel zu einer Büchse der Pandora geworden. Entgegen aller Logik hatte sie das Gefühl, dass Schlangen aus ihr herauskriechen und ihr den letzten Rest ihres Vertrauens in ihren Mann nehmen würden, sobald sie sie öffnete. Doch wenn sie sich noch so sehr dagegen sträubte, sie wusste, am Ende würde sie die Schachtel doch öffnen. Sie seufzte und machte sich an die Arbeit.

Obenauf lagen all die Sachen, die sie von ihrer New Yorker Wohnung her kannte. Ihnen widmete Janet keine große Aufmerksamkeit. Erst als sie auf die Sachen stieß, die Mark in der Universität aufbewahrt hatte, hielt sie inne. Sie fand Anmerkungen über verschiedene Studenten und über Forschungsprojekte, die er in Angriff genommen hatte. Ganz unten in der Schachtel fand sie dann einen großen, versiegelten Umschlag, auf dem ihr Name stand.

Mit zitternden Händen riss sie den Umschlag auf. Es war nicht viel darin: eine Kopie von Marks Testament und ein

zweiter Umschlag, auf dem wiederum ihr Name stand.

Lange Zeit starre sie diesen Umschlag an und spielte mit dem Gedanken, ihn ungelesen wegzulegen, doch dann öffnete sie ihn doch. Sie fand einen Zettel, auf dem Mark mit seiner kritzlichen Handschrift eine Notiz geschrieben hatte, und noch einen dritten Umschlag, der geöffnet und mit Klebeband wieder verschlossen worden war und den Poststempel von Prairie Bend trug.

Zuerst las sie Marks Notiz:

Liebste Janet,

ich weiß selbst nicht, unter welchen Umständen Du dies lesen wirst, doch ich glaube, es ist besser, wenn ich es aufschreibe. Wenn ich nächste Woche in Chicago fertig bin, werde ich einen Abstecher nach Prairie Bend machen. Es gibt etwas, das ich klären muss - es geht um Dinge, die schon viele Jahre zurückliegen, und da sich wahrscheinlich auch alles klären wird, gehe ich hier nicht näher darauf ein. Ich habe Dir eine Menge Dinge verschwiegen, doch ich hatte meine Gründe dafür. Sollte mir jedenfalls etwas zustoßen, so sollst Du wissen, dass ich Dich sehr liebe und niemals etwas tun würde, das Dich verletzen könnte, Ich möchte Dich um einen Gefallen bitten. Ich habe eine Schwester - Laura - und ich möchte, dass Du Dich um sie kümmern. Vielleicht weiß sie noch nicht einmal, dass sie Hilfe braucht, aber ich nehme es an. Wenn Du dies liest, wirst Du ihren Brief auch lesen können und vielleicht verstehen. Tu, was immer Du kannst. Ich weiß, dieser Brief bringt nicht viel Licht in die Sache, doch solange ich selbst nicht mehr weiß, werde ich auch nicht mehr sagen.

In Liebe,

Dein Mark

Mehrmals las Janet den Brief, und jedesmal wuchs in ihr die Spannung ins Unermessliche. »Verdammt«, flüsterte sie zu

sich. »Verdammst seist du, dass du mir gerade genug gesagt hast, um neugierig zu werden, aber nicht genug, um irgend etwas zu wissen.«

Schließlich riss sie das Kuvert auf, das Luras Brief enthielt. Sie hatte das Gefühl, in das Privatleben ihrer Schwägerin einzudringen, weswegen sie den Brief nur sehr zögernd aus dem Briefumschlag nahm. Die Schrift war ein zittriges Gekritzeln, und der Name am Ende war vollkommen unleserlich. Und doch wusste Janet sofort, dass es von jemandem stammen musste, der Mark sehr nahe stand.

Lieber Mark,

ich weiß, ich habe Dir schon seit Ewigkeiten nicht mehr geschrieben, und Du wirst mir wohl auch diesmal keine Antwort geben, aber ich muss Dich etwas fragen, sonst werde ich noch verrückt. Ich bekomme wieder ein Kind, und nach allem, was das letzte Mal passiert ist, habe ich solche Angst, ich weiß einfach nicht, was ich tun soll.

Ich glaube, das letzte Mal haben sie mein Kind umgebracht. Sie sagten, es sei tot zur Welt gekommen, aber aus irgendeinem Grund weiß ich, dass das nicht wahr ist. Mark, ich weiß genau, dass es noch nicht tot gewesen war!

Ich muss ständig an diese Nacht zurückdenken - an die Nacht, als Du uns verlassen hast, während ich im Sturmzimmer saß. Und ich meine immer, ich müsste mich an etwas erinnern, aber ich weiß nicht mehr, an was. Klingt das verrückt? Vielleicht. Jedenfalls muss ich wissen, was in dieser Nacht geschehen ist, Mark. Der Gedanke will mir nicht aus dem Kopf, dass mit mir dasselbe geschieht wie mit Mutter damals. Haben sie ihr Kind auch umgebracht? Aus irgendeinem Grund glaube ich das, obwohl ich ja die ganze Nacht in diesem Sturmzimmer gewesen war. Aber Du - bist Du damals davongerannt, weil Du gesehen hast, was geschah? Wenn es so ist, bitte sage es mir, Mark. Es ist mir egal, was Du gesehen

hast - ich muss es nur wissen. Ich muss mir sicher sein können, dass ich nicht verrückt werde.

Auch diesen Brief las Janet mehrmals. Er enthielt eigentlich nichts Neues - es waren dieselben unlogischen Vermutungen, die Laura auch bei ihrer letzten Fehlgeburt geäußert hatte und die Janet ihrem Schmerz über den Verlust zugeschrieben hatte.

Nur hatte Laura ihr Kind noch nicht verloren, als sie diesen Brief geschrieben hatte.

Doch ein anderes Kind hatte sie wirklich verloren, ein kleines Mädchen namens Rebecca. Aber das ergab auch keinen Sinn. Becky hatte gelebt - wenigstens noch eine Zeitlang, denn von ihr gab es Bilder, die ordentlich in ein Album geklebt und mit Überschriften versehen worden waren, und die man später, als das Kind gestorben war, wieder herausgerissen hatte.

Aber was in dem Brief hatte Mark dazu veranlasst, nach so vielen Jahren nach Prairie Bend zurückzukehren? Lauras Frage hätte er auch in einem Brief beantworten können. Statt dessen war er selbst nach Prairie Bend gegangen, um etwas aufzuklären.

Etwas, das mit der Nacht zu tun hatte, in der er Prairie Bend verlassen hatte - dessen war Janet sich sicher.

Hatte er gefunden, wonach er gesucht hatte?

Wollten das die Briefe sagen? Dass er gefunden hatte, wonach er gesucht hatte, und dass der Fund ihn sein Leben gekostet hatte?

Janet war gerade dabei, diese Gedanken zu erwägen, als sie aus Michaels Zimmer Schreie hörte.

Janet öffnete die Tür zu Michaels Zimmer. Shadow knurrte drohend, doch als Janet zu ihm sprach und der Hund sie erkannte, beruhigte er sich wieder und winselte nur noch leise. Janet nahm ihren Sohn in die Arme und strich ihm zärtlich über den Kopf. Allmählich begann auch Michael sich zu beruhigen.

»Was ist denn, Liebling?« fragte Janet, als Michael zu schluchzen aufgehört hatte. »Tut es noch so weh? Willst du eine Tablette?«

Michael schüttelte den Kopf.

»Ist es nicht der Fuß?« fragte Janet. Die Wunde war nur langsam verheilt, und sogar jetzt, nach acht Wochen, hatte Michael noch manchmal Beschwerden.

»Großvater«, schluchzte Michael. »Ich habe von Großvater geträumt, und ich habe alles gesehen. Wie damals, als Großvater Dad geschlagen hat.«

Janet wurde mutlos. Sie hatte gehofft, die Träume, in denen Michael seinen Vater und seinen Großvater sah, würden allmählich aufhören. »Du hast schon wieder davon geträumt?« fragte sie.

»Es war aber kein richtiger Traum«, behauptete Michael. »Es war, als wäre ich wirklich dort und könnte alles beobachten. Und diesmal sah ich, was geschah, als ich mir in den Fuß stach. Ich sah, wie Großvater mich umbringen wollte.«

Janet stockte der Atem. »Michael! Großvater würde so etwas nie tun. Er liebt dich.«

»Tut er gar nicht«, widersprach Michael und drückte sich fester an seine Mutter. »Ich habe alles gesehen! Ich habe mir gar nicht in den Fuß gestochen - es war Großvater! Er wollte mich erstechen! Er wollte mich umbringen!«

Janet war entsetzt. »Dich umbringen? Michael, du weißt nicht, was du da sagst.«

»Er wollte mich umbringen. Mit der Heugabel, genau wie er es mit Daddy tat.«

Janet erschauderte, und sie presste den verängstigten Jungen fest an sich. »Nein, Liebling. Das stimmt nicht. Daddy ist gefallen. Er fiel vom Heuboden auf die Heugabel. Es war ein Unfall. Großvater ist noch nicht einmal dabei gewesen.«

»Doch!« Michael löste sich aus Janets Umklammerung und setzte sich auf. Sogar in der Dunkelheit konnte Janet noch

seine Augen zornig funkeln sehen. »Er ist dabei gewesen! Ich habe ihn gesehen!«

Plötzlich sprang Shadow auf das Bett, und Michael legte die Arme um den großen Hund. »Wir haben es gesehen, nicht wahr, Shadow?«

Resignierend erkannte Janet, dass mit Michael darüber nicht zu reden war. »Na gut«, sagte sie sanft. »Ich will mit dir nicht darüber streiten.« Michael schien sich wieder zu entspannen, und Janet nahm seine Hand. »Lassen wir Shadow heute nacht einmal draußen schlafen«, schlug sie vor. »Dann kannst du bei mir bleiben.«

»Aber Shadow schläft gern bei mir -«

»Bestimmt schläft er auch gerne mal wieder draußen«, entgegnete Janet. »Nicht wahr, Shadow?« Der Hund wedelte leicht mit dem Schwanz. »Siehst du?« sagte Janet zu Michael.

Michael blickte den Hund an und kraulte ihn hinter den Ohren. »Bist du einverstanden?« fragte er, und als hätte Shadow seinen Herrn verstanden, wedelte er diesmal richtig mit dem Schwanz.

Janet stand auf und ging mit dem Hund nach unten. Sie öffnete die Küchentür und ließ ihn hinaus. Shadow stürmte ins Freie und war augenblicklich in der Dunkelheit verschwunden.

Lange noch lag Janet in dieser Nacht wach und dachte über ihren Sohn nach. In den letzten Wochen war er immer verschlossener geworden, und obwohl er sich mit Ryan wieder versöhnt hatte, hatte er zu seinem Vetter und zu den anderen Kindern noch nicht den Kontakt gefunden, den Janet sich für ihn gewünscht hätte. Und die Gefühle gegen seinen Großvater wurden bei ihm langsam zu Zwangsvorstellungen.

Kurz bevor sie schließlich einschlief, erinnerte sie sich noch einmal an den Tag, als Ione Simpson die Raggedy-Ann-Puppe gekauft hatte.

»Bestimmt haben sie sie umgebracht«, hatte Michael damals gesagt. »Ich wette, sie haben sie in Potter's Field vergraben...«

Nein, sagte sich Janet. Das ist unmöglich. Er stellt sich das alles nur vor. Nichts davon ist möglich...

Kurz nach Morgengrauen blickte Amos Hall aus dem Küchenfenster und runzelte die Stirn. »Da ist dieser verdammte Hund schon wieder«, sagte er leise. Anna folgte dem Blick ihres Mannes. Draußen bei der Scheune hatte sich Shadow niedergekauert.

»Wenn er hinter den Hühnern her ist, werde ich ihm das Fell über die Ohren ziehen«, sagte sie und rollte zur Tür. »He, Shadow! Weg hier! Geh nach Hause!«

Der Hund sprang auf und verschwand hinter dem Schuppen. Anna wandte sich Amos zu. »Hast du vielleicht Janets Wagen anfahren gehört? Der Hund taucht doch nur zusammen mit Michael auf.«

»Ich hab' nichts gehört«, brummte Amos. »Aber ich werde mal nachsehen gehen.«

Er ging über den Hof zur Scheune. Er fand niemanden, weder Michael noch den Hund. Amos blieb stehen, und während er überlegte, wo er noch suchen könnte, beschlich ihn ein seltsames Gefühl. Es war ihm, als würde er beobachtet.

Er drehte sich in der Erwartung um, Michael hinter sich stehen zu sehen, aber es war niemand da.

Trotzdem fühlte er sich immer noch beobachtet. Schließlich sah er zur Scheune hoch.

Aus der Tür zum Heuschober lugte Shadows Kopf hervor. Er hechelte und schien zu Amos herunterzustarren.

»Zum Teufel - Shadow! Komm hier runter!«

Shadow bleckte die Zähne und knurrte Amos leise an, aber er blieb, wo er war.

Einen Moment lang starrten Amos und der Hund einander an, dann bemerkte Amos, dass die Tür zum Lagerraum einen Spaltweit offen stand. Amos wusste genau, dass er die Tür letzte Nacht verschlossen hatte.

Michael musste hier irgendwo sein, wahrscheinlich in der Scheune. Amos ging hinein und zog die Tür hinter sich zu. »Michael? Bist du da drinnen?«

Er erhielt keine Antwort, doch auf dem Heuboden war ein leichtes Scharren zu hören.

»Komm schon, Michael«, rief Amos etwas lauter. »Ich weiß, dass du hier bist. Wenn ich dich suchen muss, wirst du es bereuen. Und ich will, dass der Hund hier verschwindet!«

Wieder erhielt Amos keine Antwort, und so ging er durch den Lagerraum in die eigentliche Scheune. Als er an der Vorderseite ankam, blieb er stehen und blickte zum Heuschober hoch.

Oben stand Shadow und blickte ihm entgegen.

»Ich weiß, dass du da oben bist, Michael«, sagte Amos. »Irgend jemand muss den Hund ja hereingelassen haben, und Hunde klettern von alleine auch keine Leitern hinauf.«

Immer noch herrschte in der Scheune vollkommene Stille.

Amos stieg die Leiter hinauf. Am oberen Ende stand Shadow und empfing ihn mit einem leisen Knurren.

»Schaff mir den Hund vom Hals«, befahl Amos, nun doch etwas nervös geworden. Gleich darauf zog sich Shadow von der Leiter zurück.

Rasch kletterte Amos das letzte Stück zum Heuboden hinauf. Shadow war plötzlich verschwunden.

»Na schön, Michael«, sagte Amos und zwang sich, seinen Zorn zu unterdrücken. »Jetzt ist es mit dem Spaß zu Ende. Komm jetzt raus, wo immer du steckst.«

Nichts geschah.

Amos ging zu dem kleinen Haufen Heuballen, hinter denen sich eine kleine Nische befand. Doch statt Michael entdeckte er dort Shadow, der ihn lauernd anfunkelte.

Amos schreckte zurück und schlug sich den Kopf an einem Balken an. Er strauchelte, und Shadow, der offenbar spürte, dass er nun im Vorteil war, knurrte und ging auf Amos zu.

»Verschwinde, du Mistvieh«, brummte Amos. Er schaute sich auf dem Heuboden nach einer geeigneten Waffe um und erblickte an der Rampe eine Heugabel.

Ohne den Hund aus den Augen zu lassen, wich er langsam zu der Heugabel zurück. Shadow sprang angriffslustig vor, und sein Knurren wurde lauter. Amos machte blitzartig einen Schritt nach hinten und griff sich die Gabel. Der Hund blieb stehen, so als hätte er erkannt, dass sich die Situation zu seinen Ungunsten geändert hatte.

Amos wurde etwas ruhiger und packte die Heugabel mit beiden Händen, während er den Hund langsam zurücktrieb.

»Sieh mal an«, flüsterte Amos. »Verfluchter Köter - eben noch so mutig gewesen, und schau dich jetzt nur mal an.«

Plötzlich machte Shadow einen Satz nach vorn und verbiss sich im Sprung in den Griff der Gabel. Das Gewicht des Hundes riss Amos die Heugabel aus der Hand. Bevor Amos reagieren konnte, machte Shadow einen weiteren Sprung zur Rampe hin, und die Gabel kippte über den Rand hinunter auf den Boden der Scheune.

Ohnmächtig musste Amos zusehen, wie Shadow wieder auf ihn zukam und auf eine günstige Gelegenheit zum Angriff lauerte.

Wieder musste Amos zurückweichen, und wieder blickte er sich nach einer geeigneten Waffe um. Er fand jedoch keine mehr.

Und dann war Amos am Rand des Heubodens. Er blieb stehen und blickte den Hund in einer Mischung aus Wut und Angst an.

»Sitz, verdammt noch mal«, flüsterte er, »Sitz!«

Shadow ignorierte den Befehl und kam Amos bedrohlich nahe.

Und dann setzte er zu einem letzten Sprung an. Mit weit aufgerissenem Maul stürzte er sich auf Amos.

Instinktiv riss Amos die Arme hoch, um den Angriff

abzuwehren. Shadow prallte mit seinem vollen Gewicht gegen ihn. Amos verlor das Gleichgewicht und stürzte rückwärts von der Kante des Heubodens in die Tiefe,

Im Fallen glaubte er schon die Zinken der Heugabel zu spüren, die unten auf dem Boden darauf wartete, ihn zu durchbohren, genau wie sie es mit Mark getan hatte.

Doch kurz bevor der Sturz endete, verlor Amos das Bewusstsein.

Janet hatte gerade die Hühner gefüttert, als das Telefon klingelte. Michael nahm ab und meldete sich. Gleich darauf rief er nach Janet.

»Mom? Großmutter ist am Telefon, sie möchte dich sprechen.«

Janet nahm den Hörer. »Anna? Ich wollte gerade bei dir anrufen -«

Doch dann verstummte sie und ließ sich auf den Stuhl neben der kleinen Kommode sinken. »Ich verstehe«, sagte sie schließlich. »Aber sonst fehlt ihm nichts? Ganz sicher?« Sie hörte noch einmal Anna zu, dann hängte sie ein und wandte sich an Michael. »Großvater hat einen Unfall gehabt«, sagte sie. »Wir fahren sofort hinüber.« Plötzlich blickte sie sich suchend um und runzelte die Stirn, »Wo ist Shadow?«

Wie als Antwort auf Janets Frage kratzte es an der Tür, und Michael ließ den Hund ein. Er schnupperte freudig an Michael herum, doch dann schien er Janets prüfenden Blick zu spüren, denn er ging zu ihr und schmiegte den Kopf an ihre Seite. Michael wurde unruhig.

»Was ist Großvater denn passiert?« fragte er.

»Ich weiß es nicht genau«, erklärte Janet vorsichtig. »Offenbar ist er vom Heuschober heruntergestürzt. Es ist ihm nichts weiter passiert, aber er sagt, Shadow habe ihn angegriffen.«

Augenblicklich hatte Michael den großen Hund mit seinen

Armen umschlungen. »Das ist nicht wahr! Shadow würde keinem Menschen etwas tun. Außerdem war er hier, als ich heute morgen wach wurde, nicht wahr, Shadow?«

Shadow winselte zustimmend und schleckte Michael über das Gesicht.

»Wir sind aber erst seit einer Stunde auf«, entgegnete Janet. »Dein Großvater ist aber schon vor Morgengrauen aufgestanden. Shadow kann um diese Zeit durchaus dort gewesen sein.«

»Aber warum sollte er zu Großvater gehen? Er mag ihn doch gar nicht.«

Janet seufzte und stand auf. »Nun, warum gehen wir nicht hinüber, dann erfahren wir auch, was geschehen ist.«

Plötzlich wurde Michael bockig. »Nein!«

»Michael!«

»Ich will nicht mitkommen. Großvater wird Shadow die Schuld an allem geben, und das ist ungerecht.«

Janet erinnerte sich an das Gespräch von der letzten Nacht. Es ist zwecklos, mit ihm zu streiten, dachte sie sich. »Na gut«, gab sie nach. »Du kannst hierbleiben. Aber du bleibst im Haus und schonst dich. Du hinkst immer noch ein wenig.«

»Darf ich nicht im Hof ein wenig mit Shadow spielen?«

Janet war schon an der Tür. »Na schön, aber weiter gehst du mir nicht, verstanden?«

»Jaaa.«

Dann war Michael mit Shadow allein.

»Hast du ihn erwischt?« sagte Michael leise, als er sicher sein konnte, dass seine Mutter ihn nicht mehr hören konnte. »Hast du ihn wirklich erwischt?« Der Hund winselte und schmiegte sich an ihn. »Gut gemacht«, flüsterte Michael. »Wer weiß, vielleicht kannst du ihn das nächste Mal sogar sterben lassen.«

Die Szene bei den Halls drückte etwas bedrückend Vertrautes

aus. Anna stand mit ihrem Rollstuhl dicht beim Sofa, Ione Simpson, die ausgebildete Krankenschwester, versuchte den toten Doktor Potter so gut es ging zu ersetzen. Sie beugte sich über die Gestalt auf dem Sofa, doch diesmal war es Amos Hall und nicht Michael, der auf dem Sofa lag. Janet blieb einen Moment lang in der Eingangstür stehen, doch Anna winkte sie zu sich her.

»Es geht ihm schon wieder besser«, beruhigte sie Janet. »Ione glaubt nicht, dass er innere Verletzungen hat. Die Luft ist ihm eben etwas weggeblieben, gebrochen hat er sich nichts, nur sein Stolz ist etwas angeknackst.« Plötzlich runzelte sie die Stirn. »Wo ist Michael?«

»Ich habe ihn zu Hause gelassen«, antwortete Janet hastig. »Ich wusste nicht, was uns hier erwarten würde, und ich fürchtete, er würde für noch mehr Aufregung sorgen.«

»Den Hund will ich haben«, knurrte Amos plötzlich. Er richtete sich mühsam auf und sah sich zornig um. »Dieser Köter hat mich angegriffen, und das soll er mir büßen.«

»Aber Amos -«, wollte ihn Anna beruhigen, aber ihr Mann fiel ihr ins Wort.

»Du hast ihn doch gesehen, Anna. Du hast doch gesehen, wie er sich bei der Scheune herumtrieb. Und dann ist er auf mich losgegangen.«

»Ach, Amos, es tut mir so leid«, sagte Janet. »Wie ist denn das passiert? Warum hat er dich angegriffen?«

»Woher soll ich denn das wissen?« schnaubte Amos. Er erzählte knapp, was geschehen war. Als er fertig war, seufzte Janet.

»Ich fürchte, wir müssen den Hund wohl loswerden.«

»Ihn loswerden?« fragte Ione. »Wie meinst du das?«

»Umbringen«, sagte er wütend. »Verstehst du unsere Sprache nicht mehr?«

Janet beugte sich vor. »Amos, so habe ich es aber nicht gemeint -«

»So hättest du es aber meinen sollen. Der Hund ist eine Gefahr. Ich hab's dir ja gleich gesagt, aber du wolltest mir nicht glauben. Na, glaubst du mir jetzt?«

Doch jetzt wurde Amos von Ione Simpson unterbrochen. »Amos, bist du dir sicher, dass dich der Hund angegriffen hat?«

Amos sah Ione an. »Was soll denn das jetzt heißen?«

Ione zuckte die Achseln. »Nun, du hast weder Biss- noch Kratzwunden.«

Amos schwieg einen Moment lang. »Willst du damit sagen, dass ich gelogen habe?« fragte er schließlich bedrohlich leise.

Ione schüttelte resignierend den Kopf. Auch sie wusste, dass mit Amos nicht zu diskutieren war. »Ich meine nur, dass du es für schlimmer hältst, als es war.«

»Verdammt noch mal, ich sage ja auch nicht, dass er mich gebissen hat. Er hat mich auf dem Heuboden an die Rampe getrieben und mich dann angesprungen.«

»Amos, beruhige dich«, schaltete sich Anna in das Gespräch ein. »Keiner glaubt, dass du lügst. Aber könntest du dich nicht getäuscht haben? Könntest du dich nicht einmal in deinem Leben getäuscht haben?«

»Nein«, stieß er hervor. »Ich weiß, wovon ich rede, und ich will, dass dieser Hund verschwindet. Er ist gefährlich. Früher oder später wird er jemand anders angreifen.« Er wandte sich wieder Janet zu. »Was würdest du sagen, wenn er Michael anfiele?«

Plötzlich wurde Janet zornig. »Amos, hör auf damit«, sagte sie. »Michael wird nichts zustoßen, und wenn doch, dann nicht durch Shadow. Der Hund ist Michaels bester Freund, und solange dir nichts Besseres einfällt, als zu sagen, dass er dich angegriffen hat, bleibt er hier. Ione hat recht - wenn er dich wirklich angegriffen hätte, müsstest du doch ein paar Kratzer haben. Ich glaube, du bist einfach gestolpert und willst es nicht zugeben. Ehrlich gesagt solltest du dich schämen, die Schuld

dann einfach auf Shadow abzuwälzen.« Sie stand auf und verließ das Zimmer. Anna folgte ihr und hielt sie an, gerade als sie das Haus verlassen wollte.

»Janet? Warte noch.«

Janets Zorn war schon wieder verraucht, und sie drehte sich zu ihrer Schwiegermutter um. »Ach, Anna, es tut mir leid - ich weiß nicht, was in mich gefahren ist.«

»Janet«, sagte Anna mild und schüttelte den Kopf. »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Es war nicht deine Schuld. Du hast bestimmt recht mit dem, was du gesagt hast. Aber so ist Amos nun einmal - er kann einfach keinen Widerspruch ertragen, und Kritik schon gar nicht. Er wird sich wieder beruhigen. Lass ihm nur etwas Zeit.« Janet nickte. »Natürlich.« Sie lächelte Anna traurig an. »Ist es mit Mark genauso gewesen? Hatte er das Gefühl, dass ihm Unrecht getan worden war?«

Anna zögerte ein wenig, dann nickte sie. »So kann man es sagen. Bitte, tu du nicht dasselbe - brich nicht mit ihm. Ich weiß, er ist manchmal etwas schwierig, aber er liebt dich, und er liebt Michael. Das weiß ich genau.«

Janet fuhr Anna zärtlich über die Wange. »Ich weiß«, sagte Janet leise. »Ich bin ihm nicht böse, und Michael auch nicht.«

Als Janet gegangen war, rollte Anna in das Wohnzimmer zurück, wo Ione Simpson Amos gerade eine Spritze gab. Anna saß still in ihrem Rollstuhl und ließ ihren Mann nicht aus den Augen.

Doch in Gedanken war sie 20 Jahre zurückgegangen, zurück zu dem Haus, das Janet jetzt bewohnte, zu dem Haus, aus dem Mark geflohen war.

Sie muss es erfahren, dachte Anna. Eines Tages muss Janet erfahren, was in dieser Nacht geschah und warum Mark uns verließ. Und ich werde es ihr sagen müssen,

»Bring's, Shadow! Bring's her, Junge?« Der Stock war durch

die Luft gewirbelt und war mit einem dumpfen Aufschlag nahe beim Sturmzimmer gelandet. Shadow machte ein paar Schritte darauf zu, dann drehte er sich um und blickte seinen Herrn fragend an. »Geh nur hin, Shadow«, sagte Michael. »Hol den Stock.« Der Hund zögerte etwas, dann trottete er davon. Doch bevor er zu dem Stock kam, wich er nach rechts aus und begann, an der Kellerluke herumzuschnuppern. Er blickte zu Michael zurück und bellte laut.

»Komm schon her, Shadow, du sollst das Stöckchen holen«, zeterte Michael. Michael holte das Holzstück selbst und versuchte es noch einmal mit Shadow. »Komm her, Junge. Schau, was ich hier habe!« Aber Shadow ging nicht darauf ein, sondern schnupperte weiter an der Luke herum. Michael sah den Hund missbilligend an und ging zu ihm hin. Als er ihm näher kam, spürte er ein leichtes Pochen in den Schläfen. »Was ist denn?«

Wie als Antwort auf seine Frage fing Shadow zu winseln an und scharrete mit einer Pfote auf der Luke herum.

»Ist dort etwas?« Michael zog mühsam die Luke nach oben. Augenblicklich war Shadow in der Dunkelheit des kleinen Kellerraumes verschwunden. Michael selbst zögerte noch ein wenig und suchte in der Dunkelheit nach einem Anhaltspunkt für Shadows Verhalten.

Und dann hörte er die Stimme.

»Michael.«

»N-Nathaniel? Bist du hier drinnen?«

»Komm herein«, verlangte Nathaniel. »Komm herein und schließ die Luke.«

Wie in Trance gehorchte Michael der Stimme und kletterte vorsichtig die steilen Stufen hinunter. Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit. Shadow hatte sich wachsam in der Ecke zusammengekauert und die Ohren gespitzt.

»Nathaniel? Bist du hier drinnen?«

»Ich bin in dir, Michael, und du bist in mir. Verstehst du?«

Im Halbdunkel des Kellers klammerte sich Michael an Shadow fest. »N-nein.«

»Wir gehören zusammen«, sagte Nathaniels Stimme. »Ich bin ein Teil von deinem Vater, und ich bin ein Teil von dir.«

»Mein Vater?« fragte Michael erregt. »Hat Großvater ihn deshalb umgebracht?«

»Er hatte davon erfahren. Deswegen tötete er deinen Vater.«

Michael blickte sich suchend in dem kühlen, düsteren Raum um, doch er konnte nichts entdecken. »Was hatte Dad erfahren?« flüsterte er.

»Die Kinder. Er hatte von den Kindern erfahren. Ich hatte es ihm erzählt Aber er fürchtete sich.«

»Das ist nicht wahr!« widersprach Michael. »Mein Dad hat sich nie vor etwas gefürchtet.«

»Er fürchtete sich davor zu handeln, Michael«, antwortete die seltsame Stimme. »Er fürchtete sich davor, sie zu bestrafen, selbst noch, als er sah, was sie getan hatten. Er wollte sie nicht sterben lassen.« Nathaniels Stimme nahm nun einen beschwörenden Ton an. »Wirst du es tun, Michael? Wenn es soweit ist, wirst du mir helfen, sie sterben zu lassen?«

»Ich - ich weiß nicht -«

»Doch, Michael«, behauptete Nathaniels Stimme. »Du weißt, was du tun musst. Du hast es selbst gesagt.«

»Was habe ich gesagt?«

Nathaniel schwieg, doch statt dessen hörte Michael seine eigenen Worte, die er am Morgen gesagt hatte: »Wer weiß, vielleicht kannst du ihn das nächste Mal sogar sterben lassen.«

Tief in seinem Innern verstand Michael, was von ihm erwartet wurde.

Er sollte den Tod seines Vaters rächen.

Er sollte seinen Großvater umbringen.

Michael versuchte, die Stimme aus seinen Gedanken zu verscheuchen. Er ließ Shadow los und stürmte die Leiter zur Luke empor. Doch selbst als er sich wieder ins helle

Sonnenlicht geflüchtet hatte, konnte er noch Nathaniels Worte hören. »Du wirst es tun, Michael. Wenn es soweit ist, wirst du mir helfen. Du wirst sie sterben lassen, Michael. Du wirst es tun...«

19

Ryan Shields reparierte gerade sein Fahrrad, als er hörte, wie die Hintertür zuschlug. Er blickte auf und sah seine Mutter mit einem Bündel Kleider zu der Feuerstelle gehen, die sie im Hof hatten. »Was machst du denn?« fragte er neugierig.

»Die Dachkammer aufräumen«, erklärte ihm Laura. »Sie ist voll, und dein Vater möchte, dass ich einige Sachen verbrenne.«

»Soll ich helfen?« bot sich Ryan voller Vorfreude an. Doch Laura schüttelte den Kopf.

»Es geht schon.« Sie legte das Bündel auf den Kies und ging ins Haus zurück. Ein paar Minuten später kam sie, mit einer Wiege beladen, wieder heraus.

»Das willst du verbrennen? Aber das ist -«

»Ich weiß, was das ist«, sagte Laura, und in ihrer Stimme lag etwas, das Ryan verstummen ließ. »Ich will aber nicht darüber reden, Ryan.« Sie sah ihn scharf an. »Hast du denn gar nichts zu tun? Musst du denn die ganze Zeit hier herumlungern? Warum gehst du nicht einmal wieder zu Michael?«

Verschämt sah Ryan zu Boden. »Na, was ist?« fragte Laura streng. »Habt ihr Streit miteinander?«

»Nein - eigentlich nicht.«

»Dann geh jetzt!« befahl Laura.

»Aber Dad hat gesagt, ich soll dableiben«, wandte Ryan schüchtern ein. »Ich soll dir helfen, wenn du etwas brauchst.«

»Ich brauche aber nichts«, sagte Laura. »Und ich habe es satt, dich die ganze Zeit um mich herum zu haben.« Doch als

sie sah, dass ihr Sohn den Tränen nahe war, tat es ihr leid, was sie gesagt hatte. »Ach, Liebling, sei mir nicht böse. Ich bin nur etwas verstimmt, denn ich muss nun etwas tun, was mir sehr schwer fällt. Es fällt mir leichter, wenn ich es alleine tue, verstehst du das?«

Obwohl er überhaupt nichts verstand, nickte Ryan und ging davon. Janet brachte den letzten Rest von Beckys Sachen aus der Dachkammer.

Sie betrachtete sie ein letztes Mal - die Kleider, die Becky nie getragen hatte, die Wiege, in der sie nie gelegen hatte, das Spielzeug, das sie nie benutzt hatte. Schließlich war nur noch das Album übrig, das Album, das eigentlich voller Bilder aus Beckys Kindheit sein sollte.

Die Überschriften waren alle da: ›Ihr erstes Essen‹, ›Beim Sonnenbad‹, ›Die ersten Schritte‹.

Langsam blätterte sie das Album durch, als wolle sie ein letztes Mal die Bilder betrachten - Bilder, die nie gemacht worden waren.

Beckys Schicksal hatte ihr beinahe den Verstand geraubt. An manches konnte sie sich noch ganz deutlich erinnern, das meiste lag jedoch wie unter einem Schleier verborgen.

Sie konnte sich an Tage erinnern, an denen sie erwachte und die Schreie des Babys zu hören glaubte, nur um zu erkennen, dass kein Baby da war.

Die besten Tage - manchmal zwei oder drei hintereinander - waren diejenigen gewesen, an denen sie ernsthaft geglaubt hatte, dass Becky noch im Haus war und vielleicht schlief und bald erwachen und nach ihr rufen würde. An solch einem Tag hatte sie die Rageddy-Ann-Puppe bestellt, als Wiedergutmachung dafür, dass sie sie so lange vernachlässigt hatte. Niemand hatte davon gewusst, bis die Puppe geliefert wurde, und als Buck sie zur Rede stellte, plauderte sie unbesonnen die Wahrheit aus.

»Sie ist für Becky - ich habe sie so lange alleingelassen.«

Damals schickten sie sie zum erstenmal für eine Weile weg - nur ein paar Wochen. Und als sie zurückkam, war sie wieder in Ordnung. Ab und zu jedoch stieg sie die Dachkammer hinauf, nur für ein paar Minuten, um noch einmal Beckys Sachen durchzusehen und so zu tun, als würde Becky noch leben und als wäre Ryan - trotz all der Liebe, die sie für ihn empfand - nicht ihr einziges Kind.

Aber Buck hatte recht - sie musste alles, was an Becky erinnerte, beseitigen und die Erinnerung selbst auslöschen.

Sie legte das Album zu den anderen Sachen, goss Benzin darüber und zündete es an.

Lange Zeit stand sie einfach da und starre in die Flammen. Plötzlich spürte sie eine Berührung an ihrer Schulter und fuhr erschrocken herum. Janet stand vor ihr.

»Es tut mir leid«, sagte Janet. »Ist alles in Ordnung? Ich habe dich gerufen, aber du hast keine Antwort gegeben.«

Laura blickte sich wieder zu dem rasch erlöschenden Feuer um. »Ich habe nur etwas Abfall verbrannt«, flüsterte sie, und die Tränen, die sie die ganze Zeit über zu unterdrücken versucht hatte, traten ihr nun in die Augen.

»Abfall«, wiederholte Janet leise. »Es sind die Sachen von der Dachkammer, nicht wahr? Ione Simpsons Sachen?«

Laura zögerte, dann nickte sie stumm.

Janet bemühte sich, Laura nicht in die Augen zu sehen. »Ich hätte die Sachen vielleicht für mein Baby gebrauchen können.«

Laura drehte sich wieder zu Janet um, und nun konnte Janet in ihren Augen den ganzen entsetzlichen Schmerz erkennen, den Laura fühlte. »Dein Baby?« fragte Laura dumpf. »Hast du von deinem Baby gesprochen?«

Langsam nickte Janet, und plötzlich wurden Lauras hübsche Gesichtszüge von einem bitteren Lächeln entstellt. »Du glaubst also wirklich, sie lassen dir dein Baby? Geh weg von hier, Janet, geh weg, solange du noch kannst. Sie werden es töten, Janet.« Lauras Stimme war immer schriller geworden. Janet

wollte sie bei der Hand nehmen, um sie zu beruhigen, doch Laura wich von ihr zurück.

»Wer, Laura?« fragte Janet. »Wer will mein Baby töten?«

»Vater«, flüsterte Laura. »Er wird es tun, Janet. Er hat es bis jetzt immer getan.« Sie blickte wieder ins Feuer. »Das ist alles, was von ihr übrig ist. Sie ist fort, Janet. Jetzt ist sie für immer fort.«

»Wer?« fragte Janet. »Laura, wer ist fort?«

»Meine kleine Tochter«, stieß Laura hervor. »Meine Becky.«

Sie brach hemmungslos in Tränen aus, und während Janet sie tröstend stützte, gingen ihr noch einmal Michaels Worte durch den Kopf: »Bestimmt haben sie sie umgebracht. Ich wette, sie haben sie in Potter's Field vergraben.«

»Komm mit, Laura«, sagte Janet sanft. »Wir gehen zu mir nach Hause, dann können wir über alles reden.«

»Geht es Vater wieder besser?« fragte Laura plötzlich. Sie saßen in Janets Wohnzimmer und tranken Tee. Janet hatte fast eine Stunde gebraucht, um sie wieder zu beruhigen, doch nun schien es ihr wieder besser zu gehen.

»Ja«, sagte Janet. »Er behauptet, Shadow hätte ihn angefallen, aber mit dieser Meinung steht er alleine da.«

»Weißt du, ich wollte ihn ja besuchen«, fuhr Laura fort, als hätte sie Janets Antwort nicht gehört. »Als Mutter anrief, bot ich ihr an, herüberzukommen und ihr zu helfen, aber sie ließ es nicht zu.«

»Bestimmt meinte sie es nur gut.«

»Nein!« fuhr Laura auf. »Sie denken überhaupt nicht an mich«, sagte sie bitter. »Zumindest Vater nicht. Er - er hält mich sogar für verrückt.«

»Bestimmt nicht«, widersprach Janet.

»Doch«, erwiderte Laura. »Er hält alle Frauen für schwach, und ganz besonders mich. Vielleicht hat er auch recht. Weißt du, als Becky starb, hatte ich einen Zusammenbruch.«

Janet horchte auf, denn sie erinnerte sich an den Brief, den Laura Mark geschrieben hatte.

»Was war geschehen?« fragte sie. Laura schüttelte nur den Kopf.

»Ich kann nicht darüber sprechen. Du hältst mich sonst auch für verrückt.«

»Bestimmt nicht«, versprach Janet. »Laura, ich muss wissen, was hier vor sich gegangen ist. Egal, was du sagen wirst, Laura, ich werde dich nicht für verrückt halten.«

Laura lächelte grimmig. »Das haben die Ärzte auch gesagt.«

»Die Ärzte?«

»Ich - ich war eine Zeitlang in einer Heilanstalt. Erst als ich ihnen sagte, was sie hören wollten, ließen sie mich wieder gehen. Kannst du dir vorstellen, wie das für einen ist? Wenn man nur Dinge sagen soll, die einen Sinn ergeben, doch die Wahrheit selbst keinen Sinn ergibt? Um zu beweisen, dass man gesund ist, muss man lügen. Und das ist doch verrückt, nicht wahr?«

Janet überhörte die letzte Frage. »Aber warum musstest du dorthin? Wegen Becky?«

Laura nickte. »Ich wollte mir nicht eingestehen, dass sie tot war. Sogar heute denke ich manchmal noch, dass sie lebt. Ich werde wach und meine sie rufen zu hören. Und dann fällt mir alles wieder ein. Aber so ist es nicht immer gewesen. Manchmal habe ich tagelang geglaubt, sie lebe noch. Deshalb schickten sie mich fort.«

»Wo ist sie begraben, Laura?«

»Da draußen«, sagte Laura. Sie blickte verloren zum Fenster hinaus, doch als Janet ihrem Blick folgte, konnte sie nur Felder sehen: ihre eigenen und in einiger Entfernung den Grund, den man Potter's Field nannte. »Da draußen ist Becky begraben?« fragte sie verständnislos. »Aber warum ausgerechnet dort?«

Laura schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht«, flüsterte sie. »Ich weiß nur, dass sie dort begraben werden. Dort sehen sie

Abby. Aber es ist nicht Abby, Janet. Es ist nicht Abby, die ihre Kinder sucht, sondern es ist Vater oder Doktor Potter, die meine Kinder dort begraben.«

Janet erschauerte, denn Luras Worte entsprachen zu sehr dem, was auch Michael erzählte. Einen Moment lang spürte sie den Wunsch in sich, Michael zu nehmen und davonzulaufen. Doch sie wusste, dass sie das nicht tun würde - nicht tun konnte, solange sie nicht die volle Wahrheit wusste.

Michael wusste nicht mehr, wie lange es schon her war, dass er aus dem Sturmzimmer gerannt war. Er durchstreifte zusammen mit Shadow das Dickicht am Fluss. Sie kamen nur langsam voran, weil Shadow alle paar Meter anhielt, um an einem Busch oder einem Baum herumzuschnüffeln. Plötzlich hielt der Hund ruckartig an und begann leise zu knurren.

»Was ist denn, Shadow?« fragte Michael.

Der Hund stand regungslos da und hob eine Pfote in die Höhe. Michael blickte in die Richtung, in die die Pfote zeigte, doch er konnte nichts entdecken. »Komm schon, Shadow, dort ist nichts«, sagte er, obwohl er sich gar nicht mehr so sicher war.

Sie gingen weiter, doch schon nach ein paar Metern stellte Shadow sich Michael in den Weg.

»Hör doch auf damit«, sagte Michael unwirsch und wollte an dem Hund vorbeigehen. Wieder stellte sich Shadow ihm in den Weg und begann, drohend zu knurren.

»Was ist denn los mit dir?« fragte Michael. »Warum können wir hier nicht entlanggehen?«

Kaum hatte er das gesagt, hörte er ein paar Meter weiter im Gebüsch ein Knistern. Shadows Knurren wurde lauter.

»Ist da jemand?« rief Michael zaghaft, dann, als er keine Antwort erhielt, noch einmal lauter: »Wer ist da?«

Wieder hörte er das Knistern, diesmal etwas näher. Shadow sprang auf und stürmte zornig bellend in das Dickicht hinein,

aus dem das Geräusch zu hören gewesen war. Gleich darauf war er verschwunden.

Michael zögerte nur einen Moment lang, dann drehte er sich um und rannte so schnell er konnte davon. Erst als er vollkommen außer Atem war, ließ er sich am Flussufer zu Boden fallen. In der Ferne konnte er immer noch Shadow bellen hören. Doch plötzlich war statt des Bellens nur noch ein qualvolles Jammern zu hören.

Dann war plötzlich alles still.

Ryan Shields und Eric Simpson waren gerade auf dem Weg zum Fluss, um angeln zu gehen, als sie auf Michael stießen.

»Was machst du denn hier?« fragte Ryan, nachdem sie sich begrüßt hatten.

»Ich warte auf Shadow«, erklärte Michael, doch in seiner Stimme lag etwas, was die beiden anderen Jungen stutzig machte.

»Ist er ausgerissen?« fragte Ryan.

»Nein«, sagte Michael zögernd. Er erzählte ihnen die Geschichte und fragte dann: »Wollt ihr mir beim Suchen helfen?«

Langsam gingen die drei Jungen den Pfad längs des Flusses entlang, doch nach ein paar Minuten blieb Eric plötzlich stehen. Michael sah ihn neugierig an. »Es war noch weiter vorne«, sagte er.

»Aber hier fängt Findleys Land an«, entgegnete Eric. »Was ist, wenn er uns sieht?«

Doch bevor Michael darauf etwas erwidern konnte, hörten sie das Wimmern eines Tieres.

»Shadow?« rief Michael. »Shadow, bist du das?« Aus dem Gebüsch war nun ein Bellen zu hören. Michael rannte darauf zu. Die beiden anderen Jungen zögerten noch ein wenig, dann folgten sie ihm.

Sie fanden Shadow zusammengekauert an einem Baum.

Seine Vorderpfote schien verletzt zu sein, denn er schleckte ständig daran. Michael kniete sich zu dem Hund hin und strich ihm zart über die Pfote.

»Schon gut, Junge«, sagte er leise. »Bleib liegen. Es wird schon wieder gut.«

»Was fehlt ihm denn?« fragte Ryan.

»Er muss irgend etwas am Bein haben«, erklärte Michael.

»Ist es gebrochen?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube nicht - jedenfalls blutet er nicht.«

Eric setzte sich neben Michael auf die Erde und wollte die verletzte Pfote befühlen, doch er zog schnell die Hand wieder zurück, als der Hund nach ihm schnappte.

»Nein, Shadow«, beruhigte ihn Michael. »Ganz ruhig. Eric tut dir nichts.« Er nickte Eric zu. »Mach weiter. Er wird dich nicht beißen.«

Eric war noch unsicher. »Wie willst du das wissen?«

»Ich weiß es einfach«, sagte Michael.

Vorsichtig betastete der Junge das verletzte Bein, und obwohl Shadow zweimal aufheulte, machte er keine Anstalten, das Bein wegzuziehen oder Eric gar zu beißen. »Es ist geschwollen«, sagte Eric, nachdem er seine Untersuchung beendet hatte. »Aber es ist nicht gebrochen. Man könnte meinen, jemand hätte ihn mit einem Stock geschlagen.«

»Ich wette, das war der alte Findley«, sagte Ryan. »Wahrscheinlich war er mit seiner Flinte hinter dir her, und Shadow hat ihn angegriffen.«

Plötzlich spürte Michael, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief, und es war ihm, als würde er beobachtet. Er ließ Shadow los und sprang auf, gerade als Ben Findley etwa zehn Meter von ihnen entfernt hinter einem Baum hervortrat.

Der alte Mann starre sie feindselig an. Als er sprach, klang seine Stimme hart und zornig. »Ihr habt Glück gehabt, dass ich ihn nicht abgeknallt habe.« Erst jetzt sah Michael die Flinte, die er lässig in einer Hand hielt.

»Was haben Sie mit ihm gemacht?« wollte Michael wissen. Findley grinste schief.

»Eins übergebraten hab' ich ihm«, sagte er und tätschelte den Schaft seines Gewehres. »Gerade als er dachte, er könne mich kriegen, hab' ich ihm eins versetzt. Und jetzt verschwindet endlich von meinem Land! Haut ab, und lasst euch nie wieder hier blicken!«

Während Michael den alten Mann wutentbrannt anstarrte, spürte er wieder das vertraute Pochen in den Schläfen, und ein Gedanke ging ihm durch den Kopf. *Jetzt könnte ich ihn sterben lassen, ... wenn ich wollte, könnte ich ihn sterben lassen ...* Doch dann konnte er ganz schwach Nathaniels Stimme vernehmen: »Nein, Michael. Jetzt noch nicht...«

»Ich habe nicht gewusst, dass es Ihr Land ist«, sagte Michael zaghaft, als seine Kopfschmerzen wieder verschwunden waren.

Findley sah ihn mit einem kalten Blick an. »Nur deswegen habe ich ihn auch nicht erschossen«, sagte er. »Jetzt weißt du es aber. Und nun nimm deinen Hund und verschwinde.«

Die Jungen zogen sich von Ben Findleys Grundstück zurück. Der alte Mann sah sich noch einmal nach ihnen um, dann verschwand er im Dickicht, so als habe es ihn nie gegeben.

Schweigend liefen die drei den Pfad entlang zurück, wo sie hergekommen waren. Shadow humpelte unbeholfen auf drei Beinen und hatte Mühe, mit ihnen Schritt zu halten.

Sie verließen das kleine Wäldchen in Höhe der Farm der Halls. Michael blieb stehen und blickte hinüber zu Potter's Field. Sein Blick blieb schließlich auf Ben Findleys altem Schuppen haften.

»Dort sollen wir nicht hin«, flüsterte er und blickte finster zu dem verfallenen Gebäude hinüber. »Es geht ihm nicht um sein Grundstück, es geht ihm nur um den Schuppen.«

Ryan und Eric sahen ihn neugierig an, »Wieso? Was ist denn so Besonderes an dem Schuppen?« fragte Ryan.

Michael drehte sich zu den beiden anderen Jungen um, und

plötzlich stand ein seltsames Lächeln in seinem Gesicht.

»Wer weiß?« sagte er leise. »Vielleicht zeige ich es euch einmal. Wenn Shadow wieder gesund ist, zeige ich es euch.«

20

Mit dem Sommer zog eine drückende Schwüle über das Land, die Janet schwer zu schaffen machte. Sie ging zu einem Arzt in Northplatte und ließ sich untersuchen, doch der deutete ihre Mattigkeit lediglich als natürliche Reaktion ihres Körpers auf die Schwangerschaft und riet ihr, sich noch mehr zu schonen.

Michael war durchaus schon allein in der Lage, die Arbeiten auf der Farm zu verrichten, und so konnte Janet eine Weile ausspannen.

Laura und Janet waren Vertraute geworden. Immer häufiger kam Laura zur Farm, um Janet bei ihrer Hausarbeit zur Hand zu gehen, und dabei legte sie eine schier unersättliche Wissbegier gegenüber dem Leben in New York an den Tag. Zunächst dachte Janet, dass ihr Interesse hauptsächlich ihrem Bruder galt, doch dann erkannte sie, dass Laura auf diese Weise in Kontakt mit einer Welt trat, von der sie immer geträumt hatte, zu der sie jedoch wohl niemals Zutritt haben würde. Und wenn Janet ihr den Lebenspuls der Stadt schilderte, ihr von den Museen und Galerien erzählte, dann war es für Laura, als würde sie unmittelbar an diesem Leben teilhaben.

Es war an einem Spätnachmittag im August - die beiden saßen auf der Veranda und schmiedeten Pläne für die Zeit nach der großen Hitze - als Janet Laura schließlich fragte, warum sie in Prairie Bend geblieben war.

Laura lächelte sie traurig an. »Als ich endlich wusste, was ich wollte, war es zu spät«, sagte sie. »Ich war schon verheiratet, Ryan war geboren, und ich ließ mich einfach

treiben. Eine Zeitlang dachte ich noch, ich sollte einfach Ryan nehmen und fortgehen, doch immer, wenn ich mich endlich dazu durchgerungen hatte, wurde ich schwanger. Und wenn man schwanger ist, dann ist es wohl nicht angebracht, davonzulaufen, nicht wahr?«

Janet befühlte nachdenklich ihren Leib. »'Nicht angebracht' ist nicht das richtige Wort dafür. Seltsam - als ich mit Michael schwanger war, hatte ich soviel Energie in mir, dass ich Mark Angst machte. Aber diesmal ist alles anders. Es kommt mir vor, als könnte ich nicht einmal mehr von diesem Stuhl hier aufstehen.«

»Du bist auch nicht mehr so jung wie damals«, gab Laura zu bedenken.

»Schon -«, meinte Janet. »Dir ist es ja auch so gegangen im Mai, und du bist auch nicht viel jünger als ich.« Als Lauras Lächeln erstarb, wurde sich Janet erst richtig bewusst, was sie gerade gesagt hatte, und sie blickte Laura schuldbewusst an.

»Schon gut, Janet«, sagte Laura versöhnlich. »Du hast ja recht. Ich habe mir wirklich alles zu sehr zu Herzen genommen. Ist ja auch egal. Sie hätten es so oder so umgebracht. Deswegen war mir die Schwangerschaft auch so schwer gefallen - manchmal kann ich so tun, als sei alles nur meine Schuld gewesen. Ist das nicht verrückt? Es ist leichter für mich zu glauben, dass das Baby noch leben könnte, wenn ich etwas anders gemacht hätte. Aber das ist nicht wahr. Bei Becky war ich so vorsichtig, und dann -« Sie schwieg und ging zum Ende der Veranda. Obwohl Janet ihr Gesicht nicht sehen konnte, war sie sich sicher, dass sie zu Potter's Field hinüberstarnte.

»Ich meine ständig, ich müsste einmal dorthin gehen«, sagte Janet, als das Schweigen unerträglich wurde. »Manchmal werde ich nachts wach und meine, ich müsste dort drüben nachsehen gehen.«

Ruckartig drehte Laura sich wieder um. »Meinst du das

ehrlich?« fragte sie gespannt. »Oder sagst du das nur so? Glaubst du mir wirklich, oder tust du nur so wie die Ärzte?«

Janet hatte gehofft, dass sie niemals an diesen Punkt gelangen würde. Doch jetzt war die Frage gestellt worden, und sie konnte sich nicht um eine Antwort herumdrücken.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass Amos oder Dr. Potter so etwas hätten tun können. Amos wirkt auf mich so - so ausgeglichen.«

Laura blieb hartnäckig. »Du glaubst mir also nicht?«

Janet seufzte und blickte sich suchend nach Michael um, während sie nach Worten suchte. Doch weder Michael noch Shadow waren zu sehen. »Michael glaubt dir«, sagte sie leise.

»Michael?« fragte Laura verwirrt. »Wie meinst du das? Hast du ihm etwa davon erzählt?«

Janet schüttelte den Kopf. »Das brauchte ich gar nicht. Er fing von selbst damit an.« Sie erzählte, was damals im Laden vorgefallen war.

»Und als Ione Simpson sagte, dass sie kein Mädchen namens Becky kenne, behauptete Michael, Becky sei umgebracht und auf Potter's Field vergraben worden.«

Laura wurde blass, doch Janet fuhr in ihrer Rede fort. »Offenbar glaubt er, sein Großvater habe das Kind getötet. Nicht nur das, er scheint auch zu glauben, dass Amos auch Mark getötet hat und nun ihm nach dem Leben trachtet.«

»Großer Gott«, flüsterte Laura. »Aber woher weiß er das alles?«

»Er behauptet, er habe in einem Traum gesehen, wie Amos Mark umbrachte, und er sagt, er habe in der Nacht, als dein Kind zur Welt kam, beobachten können, wie etwas mit ihm geschah.«

»Aber er war doch gar nicht dabei -«

»Nein, in dieser Nacht war er bei den Simpsons.« Janet erzählte Laura von den Ereignissen in dieser Nacht, doch während sie noch erzählte, ging ihr selbst eine Erinnerung

durch den Kopf: In Gedanken sah sie Michael, wie er sich zu Anna hinabbeugte, während Anna ihm einen Gutenachtkuss gab. Erst jetzt fiel ihr auf, dass es gar kein Kuss gewesen war. Sie musste ihm etwas zugeflüstert haben, so leise, dass niemand anderes es gehört hatte.

»Laura«, fragte Janet übergangslos. »Was ist mit Anna? Weiß sie davon, was du glaubst, was mit deinen Kindern geschehen ist?«

»Sie weiß davon«, sagte Laura verbittert. »Aber wenn es darauf ankommt, glaubt sie immer das, was Vater ihr sagt. So ist es hier nun mal. Keiner glaubt mir, Janet.«

»Außer Mark. Mark glaubte dir, nicht wahr?«

Laura wurde noch blasser.

»Erschrick nicht«, beruhigte sie Janet. »Ich habe deinen Brief an ihn gelesen. Er hat ihn mir hinterlassen, zusammen mit einer Notiz.« Sie schwieg einen Moment lang, da sie überlegte, wieviel sie Laura verraten sollte. »Sein Brief war seltsam«, sagte sie vorsichtig. »Man könnte meinen, er hätte seinen Tod vorausgesehen.«

»Und er hat recht behalten, nicht wahr?« sagte Laura tonlos. »Ich hätte ihm niemals schreiben sollen. Aber ich hatte solche Angst. Ich schob es immer wieder vor mir her, doch als ich wieder schwanger wurde, hielt ich es nicht mehr aus. Ich *musste* ihm schreiben, Janet. Ich hätte nie gedacht, dass er sogar hierher kommen würde. Aber wahrscheinlich hat auch er mich für verrückt gehalten, nicht wahr?«

Janet nickte. »Vermutlich. Jedenfalls dachte ich das, als ich den Brief zum erstenmal gelesen hatte. Aber jetzt bin ich da nicht mehr so sicher. Vielleicht hat er dir doch geglaubt. Vielleicht ist er nur deswegen hierher gekommen.«

»Aber -«

Janet ließ Laura nicht ausreden. »Deine Mutter, Laura. Komm, wir gehen zu deiner Mutter. Sie muss uns weiterhelfen können.«

Anna blickte von Laura zu Janet und dann wieder zurück zu ihrer Tochter. »Ich habe noch nie mit jemandem über diese Nacht geredet«, sagte sie nach langem Schweigen. »Warum sollte ich es jetzt tun?«

Laura standen Tränen in den Augen. »Weil ich es wissen muss«, rief sie flehend. »Kannst du das denn nicht verstehen, Mutter? Fast mein ganzes Leben über musste ich mich fürchten. Und meine Kinder. Was ist ihnen zugestoßen?«

Anna sah sie erschrocken an. »Deine Babys sind alle tot zur Welt gekommen, genau wie meine.«

»Wirklich, Anna?« fragte Janet. »Laura glaubt das nicht, und ich vermute, Mark glaubte es auch nicht.«

»Woher willst du das wissen?« fuhr Anna auf, und ihre Hände krampften sich um die Armlehnen ihres Rollstuhles. Fast schien sie sich aufrichten zu wollen, doch sie sank wieder zurück. »Hat Mark dir jemals von dieser Nacht erzählt?«

»Nein«, sagte Janet. »Aber er hat mir eine Notiz hinterlassen. Und einen Brief von Laura.«

»Du hast ihm geschrieben?« fragte Anna in missbilligendem Ton ihre Tochter. »Und das, nachdem er uns im Stich gelassen hatte?«

Laura nickte zögernd. »Er war ja schließlich mein Bruder. Ich habe ihn geliebt. Und ich musste wissen, warum er uns verlassen hatte. Aber jetzt ist er tot, Mutter, und du musst es uns sagen. Du *musst* es.«

»Ich muss gar nichts«, sagte Anna leise. »Ich habe niemals über diese Nacht geredet, weil ich nicht weiß, was damals geschehen ist.« Tränen traten ihr in die Augen. »Mir ging es genauso wie dir, Laura. Versteh doch. Ich - ich hatte auch geglaubt, dass mein Kind umgebracht worden war.«

»Mein Gott«, flüsterte Janet. »Aber warum? Warum sollte irgend jemand ein Baby umbringen wollen?«

»Ich sage nicht, dass es so war, Ich sage, dass ich es glaube.

Doch ich konnte es nie beweisen. Sie sagten, es sei tot zur Welt gekommen, und ich konnte ihnen nie das Gegenteil beweisen. Doch ich konnte mir auch nie einreden, dass Amos es nicht getan hatte. Und ich habe es ihm bis heute nicht verzeihen können, obwohl ich nicht einmal weiß, ob er es überhaupt getan hat.« Sie lächelte wehmütig. »Vielleicht hat mich das verkrüppelt«, sagte sie leise. »Vielleicht ist es die Strafe dafür, dass ich von meinem Mann so schlecht gedacht habe.«

Eine Zeitlang herrschte in dem Zimmer quälendes Schweigen. Laura fasste sich schließlich ein Herz. »Vielleicht weiß Michael, was in dieser Nacht geschehen ist.« Anna starnte sie verwundert an. »Er - er weiß, was mit meinem Baby geschehen ist, Mutter«, fuhr Laura zögernd fort. »Janet hat er erzählt, er habe gesehen, wie sie es umbrachten -«

Anna wandte sich Janet zu. »Das ist unmöglich«, sagte sie. »Er ist doch gar nicht dabeigewesen. Er kann ja gar nichts gesehen haben.«

»Ich weiß«, gab Janet zu, und man konnte ihr ihre eigenen Zweifel anhören. »Aber er behauptet, er habe es gesehen.« Sie zögerte ein wenig, »Er sagt, Nathaniel hätte ihm alles gezeigt.« »Nathaniel?« wiederholte Anna. »Aber es gibt keinen Nathaniel -«

»Michael sagt, es gibt ihn«, entgegnete Janet
»Glaubst du ihm?«

Janet zuckte ratlos die Achseln. »Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll -«

»Ich möchte mit ihm reden«, meinte Anna plötzlich. »Und zwar allein. Und ich will, dass ihr mir alles erzählt, was Michael gesagt hat.«

Michael saß mit Ryan und Eric am Fluss und starrte in das trübe Wasser. Da und dort konnte er dicht unter der Oberfläche einige Felsbrocken entdecken, ein paar besonders große ragten sogar aus dem Wasser heraus.

»Na, geht es Shadow wieder besser?« fragte Ryan seinen Vetter.

»Warum fragst du?« wunderte sich Michael, denn die beiden anderen Jungen waren auf Shadow nicht besonders gut zu sprechen, weil er sie immer anknurrte.

»Erinnerst du dich noch an den Tag, als der alte Findley uns auf seinem Grundstück erwischte?« fragte Ryan weiter. »Da hast du uns versprochen, du würdest uns zeigen, wovor er wirklich Angst hat.«

»J-ja -«, gab Michael widerwillig zu.

»Bis jetzt hast du es uns noch nicht gezeigt. Wahrscheinlich hast du genauso Angst vor ihm wie alle anderen auch.«

»Hab' ich nicht!«

»Doch!«

Michael starrte finster vor sich hin. Seine Schläfen begannen zu pochen, und tief in sich hörte er Nathaniels Stimme, die ihn zu warnen versuchte. Doch es war zu spät. Wenn er jetzt kniff, würden ihn Ryan und Eric für alle Zeiten für einen Lügner und Feigling halten. Außerdem versprach die Sache zu einem Abenteuer zu werden, und zu einem verbotenen noch dazu.

Er überhörte Nathaniels Warnungen. »Na schön, gehen wir zu Findleys Schuppen.«

»Wann?« wollte Eric wissen.

Mit vorgetäuschter Lässigkeit zuckte Michael die Achseln.

»Von mir aus heute nacht.« Ryan und Eric tauschten einen Blick miteinander aus, so als zögerten sie, Michael beim Wort zu nehmen. »Gut«, sagte Eric schließlich. »Aber lass dir ja nicht einfallen zu kneifen.«

Doch plötzlich war es Ryan, der unsicher wurde. »Wenn mein Dad mich erwischt, schlägt er mich grün und blau.«

»Dann bleib doch bei mir heute nacht«, schlug Eric vor, »Ich kann ausreißen, wann ich Lust habe. Ich bin noch nie erwischt worden.«

Wenig später machten sich die Jungen auf den Heimweg,

doch während sie über das Feld liefen, sprachen sie nicht viel. Jeder war in Gedanken schon bei dem nächtlichen Abenteuer, Ryan und Eric voller Vorfreude - doch Michael mit einem unguten Gefühl. Vielleicht, so dachte er nun, wäre es doch besser gewesen, Ryan und Eric hätten ihn für einen Feigling gehalten. Doch das Unternehmen jetzt noch abblasen - dafür war es zu spät.

Shadow bellte freudig, als er Michael kommen sah, und stürmte auf den Jungen zu. Doch Michael wurde nicht nur von Shadow erwartet. Am Fuß der Veranda saß seine Großmutter in ihrem Rollstuhl. Michael gab ihr einen Begrüßungskuss auf die Wange, dann blickte er sich suchend um.

»Sind Mom und Großvater nicht hier?«

»Großvater ist zu Hause, und deine Mutter ist mit Tante Laura einige Besorgungen machen gegangen. Aber ich will ja auch mit dir reden, deswegen bin ich gekommen.«

»M-mit mir?« fragte Michael. »Worüber?«

»Über alle möglichen Dinge«, antwortete Anna. »Zum Beispiel könnten wir uns darüber unterhalten, warum dein Großvater deinen Vater umgebracht hat.«

Michael sah seine Großmutter verblüfft an. Er erwartete ein zorniges Funkeln in ihren Augen, doch statt dessen konnte er in ihrem Gesicht ein mildes Lächeln entdecken.

»Hat - hat Mom dir davon erzählt?«

Anna zögerte ein wenig, dann nickte sie. »Sie hat mir gesagt, dass du das denkst. Sie hat mir erzählt, du hättest gesehen, wie er es getan hat.«

Michael schluckte, dann nickte er. »Mom sagt aber auch, ich hätte das nur geträumt.«

»Ich weiß«, sagte Anna. »Und ich habe ihr auch nicht widersprochen. Aber was ist, wenn du es wirklich gesehen hast, wenn es gar kein Traum war?«

»Du glaubst mir also wirklich?«

»Ich glaube nicht, dass du lügst, Michael. Soweit ich es mitbekommen habe, hast du nur ein einziges Mal gelogen, und ich vermute, dafür hastest du auch deine Gründe.« Sie schwieg einen Moment lang, dann sprach sie weiter. »Es war in der Nacht, als Tante Lauras Baby zur Welt kam«, sagte sie. »Du konntest beobachten, wie sie das Kind draußen auf dem Feld begruben, nicht wahr? Draußen auf Potter's Field?«

Michael war vor Schreck wie gelähmt.

»So war es doch, nicht wahr, Michael?« fragte Anna.

»Ich - ich darf nichts verraten. Er - er hat gesagt, ich darf mit niemandem darüber reden -« Michael hielt inne, als ihm klar wurde, dass er schon zu viel gesagt hatte.

»Aber du hast ja gar nichts verraten«, beruhigte ihn Anna.
»Ich habe doch gesagt, was damals geschah.«

Michael nickte zaghaft.

»Und was war an dem Tag, als dich dein Großvater in den Fuß stach? Darfst du darüber sprechen?«

»Mom sagt, das sei ein Unfall gewesen -«, sagte Michael, doch Anna unterbrach ihn mit einer Geste.

»Deine Mutter glaubt ganz bestimmt, dass es ein Unfall war. Aber ich möchte, dass du mir genau erzählst, was damals geschehen ist. Kannst du das?«

Langsam berichtete Michael seiner Großmutter von den Ereignissen auf dem Heuboden. Als er damit fertig war, schwieg Anna nachdenklich. Dann nahm sie Michael bei der Hand. »Michael, weißt du, was es war, das Nathaniel deinem Vater gezeigt hatte?«

»N-nein.«

»Nun, meinst du nicht auch, dass wir das herausfinden sollten?«

Michael runzelte die Stirn. »Mom hat aber gesagt, ich hätte mir das alles nur vorgestellt.«

»Und wenn du es wirklich beobachtet hast, Michael?«

»Du glaubst mir also? Du hältst mich nicht für verrückt?«

Anna zog den Jungen zu sich. »Natürlich nicht«, versicherte sie. »Doch du darfst dich nicht vor dem fürchten, was du weißt. Man muss sich nur vor dem fürchten, was man *nicht* weiß, Michael.« Sie ließ den Jungen wieder los und richtete sich in ihrem Sessel auf. »So, und jetzt gehen wir nachsehen, was auf Potter's Field ist, einverstanden?«

Michael sah sie ängstlich an. »Aber Mr. Findley -«

»Ben Findley wird uns nicht aufhalten«, sagte Anna entschlossen. »Ich kenne Ben Findley fast mein ganzes Leben lang, und er wird uns nichts tun. So, und jetzt hilf mir mit dem Rollstuhl.«

Anna ließ sich von Michael über den Hof schieben. Begleitet von Shadow näherten sich die beiden dann dem Stacheldrahtzaun, der Findleys Grundstück umgab.

»Lass mich hier stehen«, sagte Anna. Sie betrachtete sich Ben Findleys heruntergekommenes Haus, das hinter dem Schuppen hervorlugte. Nach einer Weile wandte sie sich wieder Michael zu. »Du und Shadow, ihr beiden geht hinaus aufs Feld und geht nachsehen.«

»Und wenn der alte Findley -«

»Er wird nicht herauskommen«, sagte Anna bestimmt. »Kindern mag er vielleicht Angst einjagen, mir aber nicht. Jetzt geh.«

Zehn Minuten lang suchten Shadow und Michael das Feld ab, doch sie konnten nichts finden. Doch dann blieb Shadow plötzlich ruckartig stehen. Gleichzeitig begannen Michaels Schläfen zu pochen.

Zu seinen Füßen sah er einen Stein liegen, und dieser Stein schien irgendwie nicht auf das Feld zu passen. Obwohl er verwittert war, schien er von Menschenhänden bearbeitet worden zu sein. Es war, als sollte er etwas markieren.

»Hier.« Obwohl es nur ein Wort war, war die Stimme unverkennbar. Das Wort hallte in Michaels Kopf noch eine

Weile nach. Als die Stimme verklungen war, hörten auch die Kopfschmerzen auf.

Michael kniete sich nieder und rollte vorsichtig den Stein zur Seite. Er begann zu graben.

In zehn Zentimeter Tiefe stieß er bereits auf etwas, und gleich darauf konnte er seinen Fund betrachten.

Es war ein Knochenstück, und obwohl Michael noch nie zuvor so etwas gesehen hatte, wusste er sofort, was es war.

Es war ein Stück von einem Schädel.

Innerhalb von 20 Minuten fanden Shadow und Michael fünf weitere Steine und darunter jedesmal einen dieser Knochen.

Michael kehrte zu seiner Großmutter zurück und berichtete, was er gefunden hatte.

»Was sollen wir tun?« fragte er auf dem Rückweg zu ihrem Haus.

Lange Zeit schwieg Anna. Erst als sie wieder bei der Veranda angekommen waren, wandte sie sich Michael zu. »Michael, wie geht das vor sich, wenn du all diese Sachen siehst?«

Michael blickte seine Großmutter verängstigt an. »Das - das darf ich nicht verraten. Wenn ich es verrate, muss ich sterben.« - Anna zog den Jungen zu sich. »Nein, Michael«, sagte sie sanft. »Du wirst nicht sterben. Was immer geschieht, ich werde es nicht zulassen. Aber du darfst dich nicht fürchten.«

Michael nickte zögernd. Als seine Mutter und seine Tante wenig später zurückkamen, sprachen weder er noch seine Großmutter davon, was er ihr gerade erzählt hatte. Es war ihr Geheimnis, und Michael fand, dass es schön war, mit jemandem ein Geheimnis zu haben. Seit sein Vater tot war, hatte er niemanden mehr gehabt, mit dem er ein Geheimnis teilen konnte.

Niemanden außer Nathaniel.

Als die Frau und der Junge im Haus nebenan verschwunden

waren, zog Ben Findley den Vorhang wieder zu und dachte darüber nach, was er nun unternehmen sollte. Schließlich ging er dann doch zum Telefon. Er nahm ab und wählte. Als am anderen Ende der Leitung jemand antwortete, erklärte er genau, was er beobachtet hatte. »Ich will das nicht«, sagte er zum Schluss. »Ich will nicht, dass deine Familie bei mir auf dem Feld herumschnüffelt.«

»Schon gut, Ben«, antwortete Amos. »Ich werde mich darum kümmern.«

21

Michael lag auf seinem Bett. Er wünschte, er hätte niemals Ryan und Eric versprochen, mit ihnen zu Ben Findleys Schuppen zu gehen. Den ganzen Abend über waren ihm Nathaniels Warnungen durch den Kopf gegangen, und nun fürchtete er sich wieder. Aber es gab kein Zurück mehr, wenn er nicht als Feigling gelten wollte.

Er wartete noch eine Weile, bis er sich sicher war, dass seine Mutter eingeschlafen war, dann zog er sich langsam an. »Los, komm«, flüsterte er Shadow zu, dann schlich er zusammen mit dem Hund auf den Flur und zog die Zimmertür hinter sich zu. Er öffnete das Dachfenster und kletterte lautlos auf das steil abfallende Dach hinaus. Vorsichtig arbeitete er sich zur Dachrinne vor.

Als er den Rand erreicht hatte, kauerte er sich zusammen und musterte die Regenrinne. Sie schien nicht stabil genug zu sein, um sein Gewicht zu halten. Er überlegte es sich anders. Vom Dach zu springen schien nicht allzu schwer zu sein, also richtete er sich wieder auf. Er ließ die Beine über den Rand baumeln, stützte sich auf die Hände und stieß sich dann ab. Er ließ sich geschickt abrollen, als er auf dem Boden aufkam. Einen Moment lang noch blieb er regungslos liegen, dann

richtete er sich auf und klopfte sich den Staub von den Jeans. Dann ging er zur Tür und schloss sie leise auf, damit Shadow herauskonnte.

Sie wurden von Ryan und Eric in der Nähe des Sturmkellers erwartet.

»Wie gehen wir vor?« flüsterte Ryan. »Der alte Findley ist noch wach. Ich habe noch Licht bei ihm gesehen.«

»Vielleicht lassen wir es doch besser bleiben«, schlug Michael vor.

»Willst du kneifen?« fragte Eric.

»Nein. Aber was ist, wenn er uns erwischt?«

»Das wird er nicht, wenn wir es richtig anstellen«, sagte Eric. »Wir gehen am Fluss entlang, dann kommen wir über Potter's Field an den Schuppen heran. Kommt.«

Sie schllichen über das Feld zum Fluss hinunter, wobei sie alle paar Sekunden anhielten und in die Dunkelheit lauschten. Plötzlich begann Shadow leise zu winseln. »Was ist los?« fragte Ryan.

Michael gab keine Antwort. Sein Kopf begann zu pochen und in der Dunkelheit glaubte er eine Bewegung zu erkennen. Aus weiter Ferne schien Nathaniel ihm eine Warnung zuzuflüstern.

»Da vorn ist etwas«, sagte er schließlich. »Bei Potter's Field. Ich kann es fühlen.«

»Ach komm«, sagte Eric und ging weiter in Richtung auf das Dickicht am Fluss. Ryan schloss sich ihm an, und widerwillig folgte Michael den beiden. Doch als sie durch das Unterholz streiften, wurden Michaels Kopfschmerzen schlimmer, und die, Stimme in seinem Kopf immer deutlicher, immer beschwörender.

Ihr Vormarsch kam ins Stocken. Immer wenn ein Zweig unter ihren Füßen knisternd zerbrach, hielten sie an und warteten gespannt auf einen Hinweis darauf, dass sie in dem Wäldchen nicht allein waren. Nach einem endlos langen

Marsch tauchten sie schließlich in Höhe der Südflanke von Potter's Field aus dem Unterholz wieder auf. Sie starnten unsicher in die bedrohliche Dunkelheit hinein.

»Vielleicht hat Michael recht«, flüsterte Ryan. »Vielleicht sollten wir besser nach Hause gehen.«

»Hast du Angst?« fragte Eric.

Ryan nickte.

»Ich nicht«, verkündete Eric stolz. »Jetzt kommt.« Er wollte weitergehen, doch Michael hielt ihn fest

»Da draußen ist etwas.«

»Quatsch«, sagte Eric. Dann, etwas zögernder »Was?«

»Ich - ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass dort etwas ist. Irgendwie kann ich es fühlen.«

Die drei Jungen spähten angestrengt in die Finsternis hinein, doch sie konnten nichts entdecken.

Plötzlich gab Shadow ein dumpfes Grollen von sich,

»O nein«, flüsterte Ryan entsetzt. »Lasst uns verschwinden.«

Und dann konnten sie in der Ferne ein Licht sehen, und im selben Moment steigerte sich Shadows Grollen zu einem zornigen Knurren.

»Das ist Abby«, stieß Ryan hervor. »Bestimmt sucht sie ihre Kinder.«

»Vielleicht«, sagte Eric, »vielleicht ist es auch nur der alte Findley, vielleicht hat er uns gesehen.«

Nur Michael sagte nichts. Wie gebannt starrte er das Licht an, während er den Worten in seinem Kopf lauschte. ... *Wenn er dich findet, wirst du sterben.*

Shadow schien sich ebenfalls auf das Licht zu konzentrieren. Jeder Muskel seines Körpers war angespannt, und seine Schwanzspitze zuckte nervös. Und dann schien er seinen Jägerinstinkt nicht länger unterdrücken zu können, denn mit einem wilden Satz sprang er auf und verschwand augenblicklich in der Dunkelheit.

Die plötzliche Bewegung des Hundes gab den Ausschlag.

Ryan und Eric verloren den letzten Rest ihres Mutes und stürmten Hals über Kopf zum Fluss zurück in die relative Sicherheit des Waldes.

Nur Michael blieb stehen, wo er war. Seine Schläfen pochten, während er die Dunkelheit nach etwas absuchte, von dem er nicht wusste, was es war. Dann gehorchte er der Stimme in seinem Innern und ging langsam über Potter's Field auf den Schuppen zu.

Sorgfältig hatte Amos Hall das Feld nach den Steinen abgesucht, die die Gräber der Kinder markierten. An den Steinen, die am Nachmittag umgedreht worden waren, hielt er an und kniete sich nieder. Mit ungewöhnlicher Feierlichkeit ließ er die weiche Erde durch seine Finger rieseln und setzte den Stein wieder in seine ursprüngliche Position.

Er war auf diesem Feld erst viermal gewesen seit dem Tag, da er als junger Mann mit seinem Vater zum erstenmal hierher gekommen war und die Steine gezeigt bekommen hatte.

»Immer noch sterben unsere Kinder«, hatte sein Vater gesagt. »Es ist, als läge ein Fluch über uns, als wollten Abby und Nathaniel uns ständig den Schmerz spüren lassen, den sie in diesem unseligen Winter erdulden mussten.« Amos hatte widersprechen wollen, doch sein Vater hatte ihn nicht zu Wort kommen lassen. »Dir wird es genauso ergehen, Amos. Du wirst Kinder haben, und einige werden gesund sein. Aber es wird andere geben, die tot zur Welt kommen. Bring sie hierher, Amos. Bring sie hierher und begrabe sie bei Abbys Kindern.«

Amos hatte es zunächst nicht glauben können, doch dann war es zum ersten Mal passiert. Er und Anna waren noch jung gewesen, und als das Kind in Anna heranwuchs, machten sie Pläne und freuten sich.

Und eines Nachts war es dann gekommen.

Und es war tot gewesen.

Anna hatte es nicht glauben können. Das konnte nicht sein,

hatte sie gesagt. Sie hätte genau gespürt, wie es sich regte, bis zum Schluss. Es hatte gelebt, wie konnte es nun tot sein?

Amos hatte es ihr nicht erklären können. Er hatte sein Bestes getan, um ihr die Familientragödie verständlich zu machen, doch es war ihm nicht gelungen. Alles nur Altweibergeschwätz, hatte Anna gemeint.

Trotzdem hatte Amos das Kind hinaus auf das Feld gebracht und bei Abbys Kindern begraben. Als er zurückgekommen war, hatte Anna sich verändert. Der Schmerz war in ihre Seele eingedrungen und hatte eine schwere Wunde hinterlassen. Sie wurde von der Zwangsvorstellung erfasst, dass er ihr Kind umgebracht hatte.

Ihre Verbitterung war nur noch größer geworden, als bei der zweiten Geburt dasselbe geschehen war. Und wieder hatte sich Amos zu Potter's Field aufgemacht, um - wie er es mittlerweile nannte - Nathaniels Kind neben seinem Bruder zu begraben.

Dann waren Mark und Laura zur Welt gekommen. Gesunde Kinder, die beide ohne Schwierigkeiten überlebten, obwohl sie bei der Geburt noch etwas schwach gewirkt hatten.

Bei Annas letztem Kind war es anders gewesen. Noch jetzt fiel es Amos schwer, an diese Nacht zurückzudenken. In jener Nacht war nicht er hinausgegangen. Charles Potter hatte ihm die Arbeit abgenommen, und Amos hatte niemals gefragt, wo das Kind begraben lag.

Er hatte es nicht wissen wollen, denn in jener Nacht hatte Mark sie verlassen, seit jener Nacht war Anna an den Rollstuhl gefesselt, bedrückten Laura seelische Leiden.

Laura.

Ihr hatte er es nicht einmal mehr zu erklären versucht. Er war nur dagewesen, wie er es bei Anna getan hatte, um ihr bei der Geburt beizustehen und die Leichname fortzuschaffen, wenn Laura wieder einmal für Nathaniel ein Kind geboren hatte. Zweimal war das bei Laura der Fall gewesen.

Amos wusste nicht, ob jemals außer ihm noch jemand anders

zu Potter's Field gegangen war.

Bis auf Mark.

Mark war zweimal hiergewesen. Das erste Mal in der Nacht, als Annas letztes Kind zur Welt kam. Damals hatte er kein Wort gesagt. Er war einfach verschwunden. Aber im letzten Frühjahr war er zurückgekehrt, und wieder war er zu Potter's Field gegangen. Danach hatte er Amos mit Fragen bestürmt, mit wilden Spekulationen über tote Kinder, die noch lebten, hatte von Nathaniel und Vergeltung und Strafe gesprochen.

Amos hatte versucht, ihm die Wahrheit zu sagen, ihm zu erklären, was wirklich geschehen war vor so vielen Jahren. Aber Mark hatte nichts davon wissen wollen. Statt dessen hatte er Amos hasserfüllt angestarrt. »Ich war dabei, Pa«, hatte er gesagt. »Ich war dabei in der Nacht, als mein Bruder geboren wurde. Du dachtest, du hättest ihn getötet, nicht wahr? Du gabst ihn Doc Potter, damit der ihn begraben sollte. Aber er war nicht tot, Pa. Ich konnte hören, wie er schrie, wie er nach mir rief. Und ich folgte dem Doc, wie er ihn hinaus aufs Feld trug, und ich sah, was er tat. Er begrub ihn, Pa. Das Kind war nicht tot, aber Doc Potter begrub es. Und es lebt immer noch, Pa. Er lebt. Nathaniel lebt.«

Mark hatte herumgeschrien, und dann war er gestorben. Und Amos war sich immer noch nicht sicher, ob es ein Unfall gewesen war oder ob er es absichtlich getan hatte. Alles, was zählte, war, dass nun Frieden eingekehrt war. Ruhe und Frieden. Zu lange hatte es nur Leid gegeben, Leid und Unverständnis. Alles, was für Amos nun noch zählte, war, dass Potter's Field ungestört blieb, dass Nathaniels Kinder endlich ihren Frieden fanden.

Aber heute waren Anna und Michael gekommen, und Michael hatte auf dem Feld herumgestöbert, Steine verrückt und die Erde aufgewühlt, die Nathaniels Kinder bedeckte.

Und nun war Amos voller Ehrfurcht dabei, den Schaden wieder zu beheben.

Er arbeitete langsam und sorgfältig, ging von Grab zu Grab, untersuchte jeden Stein.

Zweimal glaubte er, in der Dunkelheit Geräusche zu hören, Geräusche, die nicht hierher gehörten. Jedesmal hielt er inne und lauschte, doch nach kurzer Zeit wandte er sich wieder seiner Arbeit zu.

Als er den sechsten Stein wieder geradestellte, spürte er die Anwesenheit eines anderen, ganz in seiner Nähe. Und plötzlich hörte er es - das Geräusch rennender Füße, das sich im kleinen Wald am Fluss verlor. Und obwohl das Geräusch nun verschwunden war, fühlte sich Amos immer noch beobachtet. Nervös drehte er sich mit der Lampe einmal im Kreis, und da sah er sie. In der Dunkelheit glühten zwei stechend-gelbe Augen auf, und Amos erkannte Shadow, der sich in Lauerstellung auf den Boden gekauert hatte.

Sein Gewehr. Amos musste sein Gewehr finden. Im Dunkeln tastete er danach, doch die Waffe blieb verschwunden. Verzweifelt knipste er die Taschenlampe an. Das Gewehr lag ein paar Meter weiter auf der Erde. Als Amos darauf zugehen wollte, schnellte Shadow vor.

Shadow gab nicht den geringsten Laut von sich, und gerade das machte den Angriff für Amos zu unheimlich. Er wurde von dem Aufprall umgestoßen und fiel zu Boden. Er erwartete, dass sich die Reißzähne des Hundes in seine Kehle bohren würden, doch nichts dergleichen geschah.

Statt dessen postierte sich Shadow zwischen Amos und dem Gewehr und fixierte den alten Mann mit seinen gelben Augen. Einige Sekunden lang blieb Amos regungslos liegen und wartete auf einen zweiten Angriff.

Als Shadow keine Anstalten dazu machte, richtete Amos sich langsam auf. Shadow musterte ihn aufmerksam, machte aber keine Bewegung.

Doch als Amos langsam auf ihn zukam, machte er sich sprungbereit.

Amos wich zurück, und Shadow entspannte sich wieder, jedoch nicht ohne auf ihn zuzugehen, so dass der Abstand zwischen ihnen stets gleich blieb. Jedesmal, wenn Amos sich dem Gewehr zu nähern versuchte, geschah das gleiche. Immer weiter musste Amos sich zurückziehen, und Shadow ließ den Abstand zwischen ihnen nicht größer werden.

Dann fing er an, mit Amos zu spielen, trieb ihn langsam über das ganze Feld, kreiste ihn ein, drängte ihn zu dem Zaun, der das Feld von dem Wald abgrenzte. Zunächst wollte Amos nicht wahrhaben, was da mit ihm geschah, doch jedesmal, wenn er die Richtung seines Rückzugs selbst bestimmen wollte, wurde er von Shadow korrigiert.

Und das alles ging völlig lautlos vor sich.

Ein paar Minuten später spürte Amos den brennenden Stich des Stacheldrahtes, der durch seine Hose in sein Bein gedrungen war. Er blieb stehen, kniete sich einen Moment lang nieder und stand dann wieder auf. Shadow blieb ebenfalls stehen, so als wüsste er, dass dem alten Mann der Rückzug versperrt war.

Ein paar Sekunden vergingen, dann versuchte Amos, nach links auszuweichen. Zum erstenmal begann Shadow bei diesem unheimlichen Spiel zu knurren, als er sich ihm in den Weg stellte. Amos versuchte, nach rechts zu gehen, doch auch das ließ Shadow nicht zu.

»Verdammter Mistköter«, fluchte Amos. Vorsichtig kroch er zwischen dem Stacheldraht hindurch. Kaum war er auf der anderen Seite, sprang Shadow mit einem gewaltigen Satz über den Zaun.

Erbarmungslos trieb er den alten Mann nun durch den Wald zum Fluss hinunter.

Langsam ging Michael über Potter's Field, sorgfältig darauf achtend, dass er sich nicht in dem Unkraut verfing, das überall aus den Boden schoss, Eine Zeitlang beobachtete er noch das

Licht, das sich in einiger Entfernung immer noch hin und her bewegte, doch es wurde ihm klar, dass es für ihn keine Bedrohung mehr darstellte: Shadow war dort vorne, und Michael war sich sicher, dass es sein konnte, was es wollte - der Hund würde es nicht aus den Augen lassen. Je näher er dem verfallenen Gebäude kam, desto schwächer wurden seine Kopfschmerzen, und als er vor dem Eingang stand, waren sie verschwunden.

Und alle Erinnerungen über Nathaniel kehrten zurück. Er konnte sich an alles erinnern, was Nathaniel ihm gesagt hatte.

Und er wusste, dass er seine Anweisungen nicht befolgt hatte.

Er warf noch einen Blick auf Potter's Field, doch das Licht war nicht mehr zu sehen und die Dunkelheit beinahe undurchdringlich.

Bei Mr. Findley brannte noch Licht, und einmal konnte Michael durch den Vorhang seinen Schatten sehen. Michael entfernte den Balken, der den Schuppen verschloss, dann huschte er in den finsternen Raum hinein.

Im Schuppen roch es intensiv nach Moschus, und Michael musste ein Niesen unterdrücken. Er ging durch den Raum so sicher und zielstrebig, als sei es helichter Tag. Irgendwo in der Dunkelheit wartete Nathaniel auf ihn.

Und dann hörte er sie wieder - diese seltsam tonlose Stimme, die direkt aus seinem Kopf zu kommen schien.

»Nach draußen, Michael. Ich will hinaus.«

Michael erstarre in seiner Bewegung. Er wusste, dass Nathaniel jetzt ganz in der Nähe war.

»Wo - wo bist du?«

»Ich bin hier, bei dir. Lass uns jetzt hinausgehen.«

Als ob sich eine fremde Macht seiner bemächtigt hätte, ging Michael langsam zur Tür. Einen Moment später stand er zusammen mit Nathaniel draußen in der frischen, klaren Nachluft.

»Es riecht gut.« Zum erstenmal in dieser Nacht konnte Michael die Stimme akustisch wahrnehmen, und er wandte sich zu Nathaniel um. Plötzlich schien es um eine Spur heller zu werden. Neugierig musterte Michael Nathaniels Kleider.

Sie sahen altmodisch aus und schienen auch nicht recht zu passen.

»Wo hast du diese Kleider her?« fragte er. »Sind sie aus einem Laden?«

Nathaniel sah ihn verwirrt an. »Jemand hat sie für mich gemacht«, sagte er, während er sorgfältig die Tür wieder verschloss. Bevor Michael eine weitere Frage stellen konnte, ging er in Richtung Potter's Field.

»Sie sind hier«, sagte Nathaniel leise und deutete auf die Steine, die die Kindergräber markierten. »Fühlst du es, Michael? Fühlst du Abbys Kinder um dich?«

Beklommen stellte Michael fest, dass er wirklich etwas fühlen konnte. Es war ihm, als wären er und Nathaniel nicht allein auf dem Feld, als wären sie von unsichtbaren Wesen umgeben. Halb im Unterbewusstsein glaubte er Stimmen zu hören, Stimmen, die er nicht verstehen konnte. Sie waren nicht wie Nathaniels Stimme, die immer klar und deutlich zu hören war, selbst dann, wenn er gar nicht laut sprach. Diese Stimmen waren leise und undeutlich, doch etwas an ihnen machte Michael traurig. Sie klangen einsam und verlassen, und Michael wollte ihnen helfen.

»Wer sind sie?« fragte er.

»Die Kinder meiner Mutter«, flüsterte Nathaniel. »Abbys Kinder.«

»Aber wie kommen sie hierher?«

»Mein Vater tötet sie«, antwortete Nathaniel. »Mein Vater holt sie, eines nach dem anderen, und bringt sie hierher. Aber heute nacht werden wir meinen Vater töten.«

»Wir werden ihn töten«, wiederholte Michael, und seine Stimme war plötzlich genauso tonlos wie die Nathaniels.

»Wenn wir es nicht tun, wird er uns töten«, flüsterte Nathaniel. »Und heute nacht ist er hier. Er hat *dich* gesucht, Michael. Er wusste, dass du kommen würdest. Das Licht auf dem Feld, Michael. Das war mein Vater.« Er hielt inne und bückte sich. Als er wieder aufrecht stand, hatte er ein Gewehr in der Hand. »Damit wollte er dich töten«, sagte er.

Michael starre fassungslos das Gewehr an. Er hatte es sofort wiedererkannt. »Das kann er nicht...«, wollte er widersprechen, doch noch während er die Worte aussprach, begann er zu ahnen, dass Nathaniel recht hatte.

Nathaniel hatte hinüber zum Fluss gestarrt, doch jetzt drehte er sich wieder zu Michael um und musterte ihn durchdringend mit seinen blauen Augen.

»Er hat deine Brüder und Schwestern umgebracht, Michael.«

Michael begann sich zu fürchten. »Ich - ich habe keine Geschwister«, flüsterte er.

»Hier«, stieß Nathaniel hervor. »Hier überall sind deine Brüder und Schwestern. Und es werden noch welche dazukommen.«

Es werden noch welche dazukommen.

Seine Mutter. Seine Mutter erwartete ein Kind - bald würde er einen Bruder oder eine Schwester haben. Nathaniel hatte recht. Michael nickte zögernd. Nathaniel entließ ihn aus seinem Bann und wandte sich wieder um.

Sie gingen jetzt schnell, und Michael hatte keine Mühe mehr, den Hindernissen vor ihnen auszuweichen. Obwohl er mit seinen eigenen Augen sah, war es ihm, als zeige Nathaniel ihm den Weg. Sie kletterten über den Zaun. Schweigend, ohne eine Spur Unsicherheit zu zeigen, schritt Nathaniel in den Wald hinein, dicht gefolgt von Michael. Und obwohl das Sternenlicht nicht heller leuchtete, konnte Michael alles klar erkennen.

Sie waren schon fast am Fluss angelangt, als er ein leises Knurren hörte. Er wusste sofort, dass es Shadow war. Nathaniel blieb stehen. Noch einmal drehte er sich zu Michael

um und schlug ihn mit seinem hypnotischen Blick in den Bann,
»Wirst du mir helfen?« fragte er,
Michael nickte langsam, fast widerwillig.

»Er ist ganz in der Nähe, Michael. Da vorne, am Fluss.
Komm.« Sie gingen jetzt wieder langsamer und schlichen von
Baum zu Baum. Mit jeder Sekunde wurde Shadows drohendes
Knurren lauter. Und dann konnte Michael zwischen zwei
Bäumen hindurch seinen Großvater sehen.

Amos fühlte sein Herz heftig klopfen. Er überlegte, wie lange
er schon hier am Flussufer festsäß, in die Enge getrieben von
einem Hund, der ihn zwar nicht angriff, ihn aber auch nicht aus
der Falle entkommen ließ, zähnefletschend auf und ab lief und
ihn nicht aus den Augen ließ.

Im Unterholz hinter dem Hund nahm Amos eine Bewegung
wahr. »Wer ist da?« rief er. »Ist da jemand?« Als er die Gestalt
hinter den Bäumen erkannt zu haben glaubte, zwang er sich
dazu, seiner Stimme einen herrischen Ton zu verleihen. »Ich
weiß, dass du hier bist, Michael. Komm heraus und ruf deinen
Hund zurück.«

Michael erstarrte, als er seinen Namen hörte, doch dann
hörte er Nathaniels Stimme, so, wie er sie schon so oft gehört
hatte, als käme sie aus seinem eigenen Kopf.

Sag nichts. Sag nichts, und tu nichts.

Aber er weiß, dass ich hier bin, dachte Michael. Er hat mich
gerufen, und er weiß, dass ich hier bin.

Wünsch ihn tot.

Nathaniel ging in die Dunkelheit hinein. Michael blieb, wo
er war, beobachtete und lauschte, beobachtete mit der
ungewöhnlichen Sehkraft, die Nathaniel ihm verliehen hatte,
lauschte Nathaniels leisen Anweisungen.

Wünsch ihn tot.

Die Sekunden verstrichen - und jede einzelne erschien
Michael wie eine Ewigkeit.

Am Fluss herrschte eine unnatürliche Stille. Shadows Knurren erstarb. Der Hund kauerte sich am Boden zusammen, ohne Amos jedoch aus den Augen zu lassen.

Auch Amos konnte die veränderte Stimmung fühlen, und plötzlich lief ihm eine Gänsehaut über den Rücken. Wer immer sich hier draußen herumtrieb - er war sich sicher, dass es nicht Michael war, aber genauso sicher war er sich, dass der Fremde *ihn* suchte.

Mit zitternden Fingern knipste er die Taschenlampe an und ließ den Lichtstrahl über das Unterholz streifen.

Und dann sah er ihn.

Regungslos stand er da - das Gesicht eine bleiche Maske, die blauen Augen der Halls - für Amos strahlte dieser Junge in den seltsamen Kleidern die Ruhe des Todes aus.

»Wer - wer bist du?« fragte er mühsam. Plötzlich hatte er Atembeschwerden, und sein Herz klopfte mit einer Heftigkeit, die ihm beinahe ebensoviel Angst machte wie der Anblick dieser seltsamen Gestalt.

Plötzlich hallten Worte durch die Nacht.

»Ich bin Nathaniel.«

Amos taumelte zurück. »Nein«, stieß er hervor. »Nein. Nathaniel ist tot. Nathaniel lebt schon seit 100 Jahren nicht mehr. Wer bist du? Sag mir, wer du bist!«

Wieder dieselben Worte. »Ich bin Nathaniel.«

Amos war wie gelähmt. Die Taschenlampe fiel ihm aus der Hand.

Michael stand wie angewurzelt an der Stelle, wo Nathaniel ihn zurückgelassen hatte. Er sah seinen Großvater auf die Knie sinken, und dann hörte er noch einmal Nathaniel:

Wiunsch ihn tot.

Als Amos sich ans Herz griff und aus schreckgeweiteten Augen die Gestalt vor sich anstarrte, spürte Michael, wie Nathaniels Kraft auf ihn überging.

Stirb. Stirb. Stirb.

Die Worte hallten in Michaels Kopf, lautlos kamen sie ihm von den Lippen, der Gedanke durchdrang seinen Geist. Unter seinen Augen sank sein Großvater langsam zu Boden.

Du bist der Mörder meines Vaters. Stirb. Stirb. Stirb.

Und dann wusste Michael, dass es vorbei war. Shadow erhob sich und beschnüffelte den Leichnam. Er winselte ein wenig, dann trottete er zu Michael hin, ließ sich zu seinen Füßen nieder und schleckte ihm die Hand.

Aus dem Dunkel lächelte Nathaniel ihn an.

»Geh jetzt nach Hause, Michael«, hörte er Nathaniel sagen.
»Geh nach Hause und warte.«

Michael nickte unsicher. »Aber was ist mit Großvater?«

»Sie werden ihn finden«, sagte Nathaniel leise. »Es wird nicht mehr lange dauern. Geh nach Hause und warte, Michael. Ich werde dir sagen, was zu tun ist.«

Michael drehte sich um und wollte sich auf den Heimweg machen. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich noch einmal um. »Nathaniel?«

Doch Michael war allein in der undurchdringlichen Finsternis.

Nathaniel war nicht mehr da.

22

Michael öffnete vorsichtig die Haustür, inständig hoffend, dass die Scharniere nicht quietschen würden. Er ließ Shadow vor sich durch den Spalt huschen, dann schlüpfte er selbst hinein und schloss die Tür wieder ab. Langsam stieg er die Treppe hinauf, wobei er jede einzelne Stufe vorsichtig abtastete, bevor er sie mit seinem vollen Gewicht belastete. Als er endlich auf dem Treppenabsatz zum zweiten Stock angekommen war, hielt er einen Moment lang inne. Aus dem Zimmer seiner Mutter konnte er ihr gleichmäßiges Atmen hören. Er schlich sich in

sein Zimmer, zog sich aus, legte sich in sein Bett und wartete.

Plötzlich hörte er wieder Nathaniels vertrautes Flüstern, und im selben Moment wurde die Stille der Nacht von einem Gewehrknall gestört. Nathaniels Anweisungen gemäß sprang Michael aus dem Bett und lief zum Zimmer seiner Mutter. Er pochte an die Tür und stürmte hinein.

»Mom! Mom! Wach auf!«

Janet riss die Augen auf und setzte sich aufrecht, dabei wie automatisch den Lichtschalter anknipsend. Wie sie so dasaß, hörte sie ein Geräusch, gleich darauf ein zweites.

Zwei Schüsse.

»Das ist schon das zweite Mal«, sagte Michael und setzte sich zu ihr aufs Bett. »Ich bin davon aufgewacht, Mom. Da ist jemand unten am Fluss und schießt auf etwas.«

Janet stieg aus dem Bett und versuchte den letzten Rest Benommenheit abzuschütteln. Sie ging zum Fenster und sah hinaus. Doch in der Dunkelheit konnte sie nichts erkennen. Gleich darauf begann das Telefon zu klingeln.

»Geh du dran, Liebling«, sagte Janet, während sie nach ihrem Bademantel griff und hineinschlüpfte. Michael sprang vom Bett und rannte aus dem Zimmer. Janet folgte ihm, so schnell sie konnte. Ein weiterer Schuss peitschte durch die Nacht, gerade als sie den Telefonhörer von Michael entgegennahm.

»Es ist Mrs. Simpson«, erklärte Michael. -

»Ione?« fragte Janet. »Ione, was geht hier nur vor?«

»Dann kommt es also nicht aus deinem Haus?« fragte Ione.

»Von hier? Ione, wir haben beide fest geschlafen. Und ich habe überhaupt kein Gewehr. Michael meint, es hört sich an, als käme es von unten am Fluss.«

»Leif meint das auch.«

»Vielleicht sind es Jäger«, vermutete Janet.

»Mitten in der Nacht? Sei nicht albern.«

»Aber was kann es dann sein?«

Ione zögerte einen Moment lang, ehe sie weitersprach.
»Janet, hast du eben gesagt, Michael hätte geschlafen?«

Janet runzelte die Stirn und blickte automatisch ihren Sohn an. »Ja.«

»Ist Michael heute nacht nicht hinausgegangen?«

»Hinausgegangen? Wie meinst du das?«

»Ach, diese Jungs«, sagte Ione verdrossen. »Es sieht so aus, als hätten Ryan und Eric heute nacht einen kleinen Mitternachtsspaziergang unternommen. Ich habe sie aber dabei erwischt. Sie sagten, Michael sei auch dabei gewesen. Stimmt das?«

Janet schwieg nachdenklich. »Einen Moment bitte«, sagte sie. Sie hielt die Hand über den Hörer. »Michael, bist du heute nacht mit Ryan und Eric draußen gewesen?«

Michael wollte alles ableugnen, doch im letzten Moment überlegte er es sich anders. »Ja«, gab er widerwillig zu. »Wir - wir haben uns nur etwas herumgetrieben.«

Janet sprach wieder zu Ione. »Er ist dabeigewesen«, sagte sie. »Aber was hat das mit der Schießerei zu tun?«

»Ich weiß es auch nicht«, sagte Ione. »Aber die Jungen sagen, sie hätten auf Potter's Field jemanden gesehen. Sie - na ja, sie sagen, es sei Abby gewesen. Aber dass ein Geist ein Gewehr mit sich herumschleppt, ist mir neu.« Im Hintergrund hörte Janet ein Murmeln. »Warte mal, Janet«, sagte Ione. Gleich darauf war sie wieder zu hören. »Wir kommen zu euch rüber, Janet. Leif meint, es könnte Ben Findley sein, der da herumschießt. Es hat schon öfters geheißen, dass Ben auf Kinder schießt, aber bis jetzt hat nie jemand die Schüsse gehört. Mir ist egal, was er sonst macht«, fügte Ione grimmig hinzu. »Aber wenn er wirklich auf die Kinder geschossen hat, bekommt er großen Ärger. Und wenn wir schon dabei sind, könnten wir auch gleich herausfinden, was die Jungen eigentlich vorhatten. Einverstanden?«

Janet seufzte. »Einverstanden. Ich werde uns einen Kaffee

machen.« Sie hängte ein und wandte sich Michael zu. »Und nun zu dir, junger Mann«, sagte sie drohend. »Du solltest doch mittlerweile wissen, dass du nachts nicht einfach so fortgehen kannst, und wenn ihr wirklich auf Mr. Findleys Grund und Boden wart, dann solltet ihr auch wissen, dass er vollkommen zu Recht auf euch hätte schießen können.« Aber ihre Sorge war doch stärker als ihr Zorn. »Mein Gott, Liebling, du hättest umkommen können! Warum hast du das getan?«

Plötzlich hörte Michael in seinem Kopf Nathaniels Worte. »*Noch nicht!*«

»Ich - ich weiß nicht«, stammelte Michael.

Janet sah ihn böse an. »Du solltest mal darüber nachdenken«, sagte sie. »Und was immer du als Erklärung anzubieten hast, es sollte auch damit übereinstimmen, was Ryan und Eric sagen werden. Verstanden?«

Michael nickte. Als Janet in die Küche ging, ließ er sich zu Boden sinken und drückte Shadow fest an sich. »Ich habe Angst«, flüsterte er dem großen Hund zu. »Was werden sie tun, wenn sie Großvater finden?«

Shadow schmiegte sich an seinen Herrn und wedelte wohlig mit dem Schwanz. Dann konnte Michael noch einmal Nathaniel hören. *Es wird alles gut werden. Warte noch eine Weile, dann wird alles gut,*

Als es an ihrer Tür pochte, ging Janet eilends öffnen, da sie die Simpsons und Ryan Shields erwartete.

Doch es war Ben Findley.

Seine Augen funkelten unter einer Mütze hervor, und sein drohendes Auftreten wurde durch die Flinte in seiner Hand nur noch verstärkt. »Wo ist Ihr Balg, Mrs. Hall?« fragte er schroff.

Janet überging die Frage. »Haben Sie da eben geschossen?«

»Das war keine Flinte«, brummte Findley. »Das war ein richtiges Gewehr. Ist Ihr Sohn da oder nicht?«

»Natürlich ist er da«, entgegnete Janet. Dann runzelte sie die

Stirn. »Ich habe gerade mit Ione Simpson gesprochen«, sagte sie frostig. »Ihr Mann meint, die Schüsse könnten von Ihnen stammen.«

Findley zögerte einen Moment lang, dann nickte er. »Kann ich ihm nicht verübeln«, sagte er.

Janet wollte den alten Mann eigentlich von ihrem Grundstück verweisen, doch sie wurde von ihrem Vorhaben abgehalten, da gerade in diesem Moment ein Wagen in die Einfahrt bog und die Veranda mit seinem Scheinwerferlicht überflutete. Einen Moment später entstiegen ihm die Simpkins und Ryan Shields. Doch als sie sahen, wer vor der Tür stand, erstarb ihnen ihr Gruß auf den Lippen. Leif Simpson brach schließlich das betretene Schweigen.

»Was machen Sie denn hier, Findley?«

»Nachsehen«, antwortete der alte Mann mürrisch. »Ich wollte sichergehen, dass ihr Junge dort ist, wo er hingehört.«

»Und wie kamen Sie darauf, dass dem nicht so sein könnte?« fragte Leif argwöhnisch.

Findley warf einen Seitenblick auf Janet. »Warum sprechen wir nicht einmal unter vier Augen, während die Damen drinnen auf uns warten?« fragte er.

Leif nickte zustimmend, und Janet ließ Ione und die Kinder eintreten. Zögernd schloss sie die Tür und ließ die beiden Männer allein.

Ein paar Minuten später kam Leif zu ihnen in die Küche. »Am besten rufst du jetzt Buck an«, sagte er zu Janet. »Offenbar ist Amos Hall heute nacht da draußen gewesen, und Findley meint, Amos hätte geschossen.

Aber er hat seine Lampe schon eine Zeitlang nicht mehr leuchten sehen, deswegen gehen wir beide jetzt zum Fluss hinunter und sehen nach.«

»Amos?« fragte Janet. »Aber warum? Wo soll er gewesen sein?« Dann erinnerte sie sich daran, was Ione erzählt hatte. »Auf Potter's Field?«

»Ja. Ben Findley meint das wenigstens.«

»Aber - aber warum?«

»Das weiß ich auch nicht«, entgegnete Leif. »Aber er meint auch, man solle besser den Doktor verständigen.«

Nachdem Janet die Telefongespräche erledigt hatte, setzte sie sich zu den anderen an den Tisch, »So«, sagte sie leise. »Jetzt erzählt mal eure Geschichte.«

Einer nach dem anderen, erzählten die Jungen, was sie in dieser Nacht erlebt hatten.

Wie sie ausgerissen und über das Feld der Halls zum Wald gegangen waren.

Wie sie das Licht auf Potter's Field gesehen hatten.

Ryan und Eric erzählten dann, wie sie die Nerven verloren hatten und Hals über Kopf fortgerannt waren,

»Und du, Michael?« fragte Janet. »Bist du auch gleich nach Hause gerannt, als du das Licht gesehen hast?«

Michael schüttelte den Kopf. »Ich - ich bin zu Mr. Findleys Schuppen gegangen«, sagte er leise,

Janet runzelte die Stirn. »Hast du denn nicht auch Angst gehabt?«

Wieder schüttelte Michael den Kopf.

»Wieso denn nicht?«

Michael zögerte, doch dann hörte er Nathaniels Stimme.

Sag es ihnen. Sag es ihnen jetzt.

»Wegen Nathaniel«, flüsterte er. »Nathaniel und ich haben Großvater getötet.«

Janet schien wie unter Faustschlägen zusammenzucken. Michael selbst blickte ruhig und gelassen in die Runde.

»Nathaniel sagte, dass es sein musste«, fuhr er fort. »Großvater wollte uns töten. Daddy hat er auch umgebracht, und jetzt wollte er mich töten.«

Eine Woge von Übelkeit schlug über Janet zusammen, und plötzlich schienen im Zimmer alle Lichter auszugehen.

Als Janet die Augen aufschlug, sah sie ein fremdes Gesicht über sich, Allmählich kehrte die Erinnerung zurück. Sie wollte sich aufrichten, doch der Fremde hielt sie zurück.

»Noch nicht«, sagte er. »Bleiben Sie noch etwas liegen und erholen Sie sich noch ein wenig. Sie hätten beinahe Ihr Kind verloren. Wir konnten es verhindern, aber Sie sind noch nicht außer Gefahr. Ich bin Dr. Marsden«, fügte er hinzu.

Janet ließ sich zurücksinken. »Amos«, flüsterte sie. »Hat man Amos gefunden?«

Marsden nickte. »Er ist drunten.« Als Janet erleichtert seufzte, fuhr er jedoch fort. »Man hat ihn am Fluss gefunden, Mrs. Hall. Ich weiß nicht, was genau passiert ist, doch Ihr Sohn hat auf keinen Fall etwas damit zu tun.«

Janet starrte ins Leere. »Das heißt, er ist tot?« fragte sie mit dumpfer Stimme.

»Es sieht aus, als hätte er einen Herzanfall gehabt. Sein Gewehr lag neben ihm, und mit einer Hand hielt er noch den Schaft. Er muss auf etwas geschossen haben, aber was immer es war, er hat es wohl nicht getroffen. Die Männer werden morgen früh noch einmal nachsehen gehen.«

»Aber Michael -«

»Ich weiß, was der Junge gesagt hat«, unterbrach Marsden sie. »Mrs. Simpson hat es mir erzählt. Aber sie hörten die Schüsse doch selbst. War Ihr Sohn zu dieser Zeit nicht zu Hause?«

»Aber Sie sagten doch eben, man hätte Amos am Fluss gefunden. Michael hat gesagt, dort -«

»Dort sind die Schüsse hergekommen, Mrs. Hall. Jetzt müssen Sie aber ruhen.«

»Na gut«, sagte Janet schwach. Dann lächelte sie. »Aber ich möchte noch Michael sehen. Darf ich das?«

Marsden zögerte ein wenig, doch dann nickte er. Er verließ das Zimmer, und eine Minute später kam Michael herein.

»Mom? Geht es dir wieder besser?«

Janet winkte ihn zu sich. »Es wird schon wieder«, versicherte sie. Sie nahm Michaels Hand. »Liebling, kurz bevor ich ohnmächtig wurde, sagtest du etwas. Dass du Großvater getötet hättest. War es so?«

»Hm - jaa«, murmelte Michael.

»Wie hast du das gemeint?«

»Das habe ich schon gesagt«, erwiderte Michael. »Nathaniel und ich sind es gewesen. Nathaniel sagte, ich solle ihn totwünschen, und das tat ich dann auch. Und dann starb er.«

Janet musste schon wieder gegen die aufkommende Übelkeit ankämpfen. »Aber das ist unmöglich«, erklärte sie ihm. »Du kannst niemanden totwünschen. Als Großvater starb, warst du zu Hause. Du warst bei mir.«

Michael schüttelte den Kopf. »Ich war mit Nathaniel zusammen«, sagte er. »Großvater wollte uns etwas antun. Er wollte uns töten, genau wie er es mit Daddy und Tante Lauras Babys getan hat.«

»Nein, Michael«, sagte Janet mit flehentlicher Stimme. »Großvater hat nichts Derartiges getan.«

Michael wurde trotzig. »Es ist mir egal, was ihr denkt«, sagte er. »Ich weiß, was ich gesehen habe, und ich bin kein Lügner.«

Plötzlich spürte Janet das Bedürfnis in sich, Michael zu packen und zu schütteln, um ihm vielleicht auf diese Weise seine Vorstellungen auszutreiben. Doch alles, was sie sagen konnte, war: »Morgen. Wir werden morgen darüber reden...«, dann sank sie kraftlos in ihre Kissen zurück und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Anna Hall saß in ihrem Rollstuhl. Während sie auf ihren Mann gewartet hatte, war sie eingenickt, und der Kopf war ihr auf die Brust gesunken.

Die Uhr begann zu schlagen, und Anna schreckte aus ihrem Halbschlaf auf.

»Amos? Bist du hier?«

Obwohl sie keine Antwort erhielt, wurde sie von dem Gefühl beschlichen, dass sie nicht mehr allein sei.

Sie versuchte, ihre Schlauftrunkenheit abzuschütteln und blickte sich in der Küche um.

Und dann konnte sie es durch das Fenster sehen.

Ein Gesicht, sie erkannte ein Gesicht.

Es war Marks Gesicht, nur viel jünger.

Und doch war es nicht wirklich Marks Gesicht. Es sah ihm nur sehr ähnlich. Dann hörte sie eine Stimme.

»*Er ist tot, Mama. Er ist tot.*«

Die Worte waren für Anna wie ein Schlag. Einen Moment lang glaubte sie, ihren Ohren nicht trauen zu können.

Doch wieder ertönte die Stimme. »*Er ist tot, Mama. Du brauchst dich nicht mehr zu fürchten.*«

Dann verschwand das Gesicht vom Fenster, und Anna war wieder allein.

Lange saß sie nur da und lauschte auf das leise Ticken der Uhr, während sie darüber nachsann, was eigentlich geschehen war. War es Wirklichkeit gewesen, oder hatte sie das alles nur geträumt?

Die Stunden vergingen. Allmählich wurde Anna von einem Gefühl der Ruhe und des Friedens ergriffen, wie sie es schon seit Jahren nicht mehr gefühlt hatte. Plötzlich musste sie lächeln. Das war es, woran das Gesicht sie erinnert hatte. Das Gesicht am Fenster hatte genauso ausgesehen wie ihr letzter Sohn, so wie sie ihn sich immer vorgestellt hatte - wenn er nur überlebt hätte.

Und mit dem Gefühl des Friedens kam noch etwas anderes.

Der Junge hatte von Amos gesprochen. Im Laufe der Nacht wurde sich Anna mehr und mehr sicher, dass Amos nicht mehr zurückkommen würde, dass er nie wieder kommen würde.

Schließlich - es war bereits zwei Uhr - hörte sie einen Wagen die Einfahrt hinauffahren. Sie rollte zum Fenster und blickte

hinaus in die Nacht.

Anna stockte der Atem, als sie die Gestalt erkannte, die dem Wagen entstieg.

Es war Ben Findley. Zitternd zog Anna sich vom Fenster zurück. Hastig blickte sie sich im Zimmer um, als suchte sie ein Versteck. Aber sie fand keines, also blieb sie mit ihrem Stuhl in der Mitte des Raumes stehen. Gleich darauf hörte sie, wie die Vordertür geöffnet wurde, und dann stand Ben Findley im Eingang, mit seiner hageren Gestalt wie ein Gespenst aus der Vergangenheit wirkend.

»Hallo, Anna«, sagte er nur.

Sekundenlang herrschte Totenstille im Raum. Anna wurde leichenblass, sie spürte, wie sie am ganzen Körper zitterte, sogar an den Beinen, die doch so lange leblos gewesen waren. »Du?« stieß sie tonlos hervor.

Ben Findley nickte. Er ließ seinen Blick langsam durch das Zimmer schweifen. Fast unmerklich nickte er, dann wandte er sich wieder Anna zu. »Amos ist tot, Anna, Leif Simpson und ich haben ihn unten am Fluss gefunden.«

»Am Fluss?« fragte Anna wie abwesend, denn ihre Gedanken waren fast ganz damit beschäftigt, Ben Findleys Anwesenheit und die Bestätigung ihrer seltsamen Vorahnung zu verarbeiten. »Was hat er denn am Fluss gemacht?«

Findley zuckte die Achseln. »Heute nachmittag rief ich ihn an. Ich hätte dich und den Jungen gesehen, und ich sagte Amos, dass sich niemand auf meinem Feld herumtreiben solle.«

Anna blickte ihn argwöhnisch an. »Was ist geschehen, Ben? Hast du ihn umgebracht?«

Findley schüttelte den Kopf. Ohne Anna um Erlaubnis zu fragen, trat er ein und setzte sich auf einen Stuhl. Langsam berichtete er Anna, was er und Leif Simpson vorgefunden hatten. Als er seinen Bericht beendet hatte, verfiel Anna eine Zeitlang in nachdenkliches Schweigen. »Vielleicht waren es

die Kinder«, sagte sie schließlich kaum hörbar. »Vielleicht haben die Kinder Rache an ihm genommen.« Sie sah Findley an. »Ben, glaubst du an Geister?«

Verwirrt schüttelte Findley den Kopf. »Nein. Warum sollte ich?«

Anna schüttelte den Kopf, so als müsse sie Klarheit in ihre Gedanken bringen. »Ach, lass nur, Ben. Ich dachte nur, ich hätte heute nacht einen gesehen.« Sie schwieg einen Moment lang, dann sprach sie weiter. »Ich habe gewusst, dass Amos tot ist. Ich habe ihn nicht zurückerwartet. Die ganze Zeit habe ich gewartet, dass jemand kommen würde, um mir zu sagen, was ich ohnehin schon wusste.«

Findley sah sie gespannt an. »Woher?« fragte er leise. »Woher wusstest du es?«

Anna zuckte die Achseln. »Ich habe es doch gerade gesagt. Von einem Geist.«

»Nathaniel...«, sagte Findley.

Anna funkelte ihn zornig an. »Nathaniel!« wiederholte sie unwillig, und in ihrer Stimme lag eine ungewohnte Kraft. »Sei kein Narr, Ben. Es gibt keinen Nathaniel. Es hat nie einen gegeben. Seit ich mit Amos verheiratet bin, habe ich von nichts anderem gehört. Ich hab' es satt. Es gibt ihn nicht. Er war ein Hirngespinst von Amos.«

»Nein, Anna -«

»Doch! Er hat meine Kinder umgebracht, und in seinem verschrobenen Kopf brachte er es fertig, die ganze Schuld seinem Nathaniel zuzuschieben. Aber es war eine Lüge, Ben! Amos war krank und ein Mörder. Ich konnte es nie beweisen, aber ich wusste es. Ich habe es immer gewusst.«

»Woher?« wollte Findley wissen. Er stand auf und blickte erregt auf Anna herab. »Woher hast du es gewusst, Anna?«

Anna sank in ihrem Stuhl zusammen. »Ich wusste es«, flüsterte sie erschöpft, als habe sie ihre ganze Kraft wieder verlassen. »Ich wusste es einfach.«

»Und deswegen bist du bei ihm geblieben?« fragte Findley. »Die ganzen Jahre - deswegen? Weil du wusstest, dass er deine Kinder umgebracht hatte? Das ergibt doch keinen Sinn. Wenn du es sicher gewusst hättest, dann hättest du ihn auch verlassen. Dann wärst du doch nie bei ihm geblieben.«

Anna traten die Tränen in die Augen, und sie schüttelte hilflos den Kopf. »Nein«, erwiderte sie. »Du verstehst nicht. Ich - ich konnte nicht laufen, Ben. Ich konnte nicht laufen, und ich konnte nicht beweisen, was er getan hatte.« Plötzlich sah sie flehend zu ihm empor. »Verstehst du das denn nicht, Ben? Kannst du das wirklich nicht verstehen?«

Findley ging nicht darauf ein. »Und unser Kind, Anna?« fragte er sanft. »Hat Amos auch unser Kind umgebracht?«

Anna wand sich unter seinen Worten wie unter körperlichen Schmerzen. »Nein...«, wimmerte sie. »Fang nicht damit an. Bitte...«

»Sag es mir, Anna«, fragte Findley hartnäckig. »Sag mir, was du über unseren Sohn zu wissen glaubst.«

»Tot«, flüsterte Anna. »Er wurde tot geboren. Das hat jedenfalls Amos immer behauptet. Ich habe ihm nie geglaubt. Amos brachte ihn damals um, genau wie er es mit den andern beiden Babys getan hatte. Erbrachte ihn um, und dann begruben sie ihn auf Potter's Field.«

»Nein, Anna«, erklärte Findley. Aus seiner Stimme war jeglicher Zorn gewichen, und Anna, die von seiner plötzlichen Sanftmut vollkommen überrumpelt war, blickte ihn furchtsam an. »Er ist nicht tot, Anna. Er kam nicht tot zur Welt, und er starb auch danach nicht. Potter brachte ihn zu mir in jener Nacht. Er brachte ihn zu mir, und ich habe ihn seitdem gehabt.« Er schwieg einen Moment lang. »Ich habe ihn Nathaniel genannt. *Ihn* hast du heute nacht gesehen, Anna. Du hast Nathaniel gesehen, unseren Sohn.«

Eine erschreckende Stille lag über dem Zimmer. Alles schien sich vor Anna zu drehen, während sie mit der Erkenntnis

kämpfte, dass 20 Jahre ihres Lebens in bedeutungslose Trümmer zerfallen waren.

Und dann stützte sie sich mit ihrer gesamten Kraft auf die Armlehnen ihres Rollstuhles. »Nein«, stieß sie hervor. »Nichts davon ist wahr!« Ihre Stimme schien sich zu überschlagen, und dann begann sie sich langsam, auf ihre zitternden Arme gestützt, aus dem Rollstuhl zu erheben. »Warum lügst du mich an?« klagte sie. »Warum? Warum nur?« Schwankend machte sie einen Schritt auf Ben Findley zu, und plötzlich erhob sie die Fäuste. »Lügen«, schrie sie. »Nichts als Lügen! Ich weiß die Wahrheit, Ben. Ich weiß alles.« Sie begann mit den Fäusten auf ihn einzuschlagen, anfangs noch unsicher auf den Beinen stehend, doch immer größere Standfestigkeit gewinnend.

Ben Findley legte die Arme um Anna und zog sie fest an sich. »Nein, Anna, ich habe dir die Wahrheit gesagt. Es ist jetzt alles vorbei. Amos ist tot, und er kann dich nicht mehr quälen. Es ist vorbei. Amos ist tot, und unser Sohn ist am Leben, und alles ist vorbei.«

Aber Anna riss sich los. »Es ist nicht vorbei«, zischte sie. »Ich hatte recht, Ben. Ich hatte recht! Du lügst mich an, aber ich werde die Wahrheit herausfinden. Bei Gott, ich werde die Wahrheit herausbekommen!« Dann drehte sie sich um, und unter Aufbietung aller Kräfte ging sie langsam aus dem Raum und verschwand in dem kleinen Zimmer, das ihr während der letzten 20 Jahre als Zuflucht gedient hatte.

Als Ben Findley ihr einen Moment später nachfolgen wollte, fand er die Tür verschlossen vor. Als er nach ihr rief, gab Anna Hall keine Antwort.

ließen es nicht bei ihren Beileidsbekundungen bewenden, sondern machten versteckte Anspielungen, die Michael in einen Zusammenhang mit Amos' Tod brachten. Anna hörte sich alles an und machte sich ihr eigenes Bild. Schließlich wandte sie sich an Laura, die gegen Morgen gekommen war, um ihr beizustehen. Sie hatten sich nicht gleich von Angesicht zu Angesicht gesehen, denn Anna hatte mit Laura bei deren Ankunft lediglich durch die verschlossene Tür gesprochen und ihr gesagt, dass ihr nichts weiter fehle und sie nur eine Weile allein sein wolle. Laura hatte es hingenommen, so, wie sie immer alles hingenommen hatte. Erst später war Anna langsam und unbeholfen aus dem kleinen Zimmer herausgekommen.

Laura war sprachlos gewesen, als sie ihre Mutter vor sich stehen gesehen hatte. »Mutter«, hatte sie schließlich ungläubig gesagt. »Mutter - du kannst doch gar nicht -«

»Offenbar doch«, hatte Anna nur gesagt. »Ich tue es ja.«

»Aber - aber - wieso?«

»Ich weiß es nicht«, hatte Anna zugegeben. »Irgend etwas ist heute nacht mit mir geschehen, aber ich möchte nicht darüber reden. Aber nachdem ich erfahren hatte, dass dein Vater tot ist, ging eine Veränderung mit mir vor.« Sie lächelte Laura traurig an. »Vielleicht habe ich nur aufgehört, mich selbst zu bestrafen«, sagte sie. »Vielleicht ist der Rollstuhl für mich nichts anderes gewesen als die Möglichkeit, vor dem Leben davonzurennen. Charles hat das einmal vor vielen Jahren gesagt. Ganz am Anfang sagte er schon, mit meinen Beinen sei alles in Ordnung und ich hätte lediglich beschlossen, nicht mehr laufen zu können. Und es hat funktioniert«, fügte sie traurig hinzu. »Früher hatte mich dein Vater geschlagen, weißt du -«

»Mutter!«

»Doch, Laura. Aber als ich nicht mehr laufen konnte, hörte er damit auf.«

Und dann begann Anna, ihr Leben zu ordnen, und das mit

einer Kraft, wie man sie ihr zu Amos' Lebzeiten nie zugetraut hätte.

»Ich möchte zu Janet«, sagte sie jetzt. »Ich kann mir den Klatsch über meinen Enkel nicht mehr anhören.«

Laura sah sie alarmiert an. »Klatsch?« fragte sie vorsichtig. »Was für Klatsch?«

Anna erzählte ihr von den Gerüchten.

Laura wurde blass. »Ich weiß, was behauptet wird, Mutter, aber nichts davon ist wahr. Es ist einfach unmöglich -«

»Ich kann selbst entscheiden, was unmöglich ist und was nicht«, sagte Anna schnippisch. »Und jetzt will ich, dass du mich zu Janet fährst.«

»Mutter, du solltest wirklich zu Hause bleiben. Was sollen die Leute denken? Und Vater - denk doch an Vater.«

Anna gab keine Antwort. Statt dessen ging sie vorsichtig zur Tür und dann hinaus auf die Veranda. Laura gab es auf. »Na gut, Mutter«, seufzte sie, während sie der alten Frau zum Wagen folgte.

Ione Simpson blickte in einer Mischung aus Entsetzen und Verblüffung auf, als Anna Hall, gestützt auf Lauras Arm, langsam in Janets kleines Wohnzimmer hereinkam. »Anna! Was machst du denn -«, sagte sie, doch dann besann sie sich hastig eines Besseren. »Es - es tut mir ja so leid wegen Amos.«

Anna nickte dankend, dann blickte sie sich suchend im Zimmer um. »Ist Michael oben?«

Ione zögerte und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, er ist in der Küche.«

Wortlos wandte sich Anna um. Laura wollte ihr behilflich sein, doch Anna schüttelte sie ab. »Ich möchte allein mit ihm sprechen.« Langsam, doch mit bemerkenswerter Sicherheit, ging sie aus dem Wohnzimmer.

Michael saß am Küchentisch und starre geistesabwesend auf einen Teller Haferflocken. Als wäre er aus einer Trance

erwacht, wurde sein Blick plötzlich wieder klar, und er blickte Anna an. »Na, willst du deiner Großmutter keinen Kuss geben?« fragte sie.

Widerwillig stand Michael auf. »Es - es tut mir leid, Großmutter«, flüsterte er. Anna nahm ihn in die Arme.

»Schon gut, Michael. Ich weiß, es ist schwer, aber er war ein alter Mann, und was immer geschehen ist, es war nicht deine Schuld.« Sie hielt ihn etwas von sich weg und schaute ihm fest in die Augen. »Es war nicht deine Schuld, hab' ich recht?«

Michael zitterte ein wenig, doch dann nickte er.

»Na also«, sagte Anna leise. Sie ließ ihre Arme von Michaels Schultern sinken und ging zum Tisch, wo sie sich vorsichtig auf einen Stuhl niedersetzte. »Setz dich auch, Michael«, sagte sie. »Setz dich und erzähle mir, was geschehen ist.«

Langsam berichtete Michael, was er in der Nacht erlebt hatte. Als er zu Ende erzählt hatte, sank Anna müde in ihrem Stuhl zusammen. »Du hast ihn totgewünscht«, sagte sie. »Du und Nathaniel - ihr habt ihn totgewünscht.«

Sie fuhr dem schluchzenden Jungen tröstend über den Kopf.

»Es tut mir leid, Großmutter. Es tut mir so leid!«

»Michael«, sagte Anna bekommern. »Du hast mir noch nicht alles erzählt.«

Langsam ließ Michaels Schluchzen nach, und schließlich konnte er seiner Großmutter auch wieder in die Augen sehen.

»Wer ist Nathaniel?« fragte Anna. »Du hast mir noch nicht gesagt, wer Nathaniel ist.« Sie zögerte noch ein wenig, dann stellte sie die Frage, vor deren Beantwortung sie solche Angst hatte. »Er - er ist ein Geist, nicht wahr?«

Michael sah sie aus großen Augen an, und lange Zeit schwieg er. Schließlich schüttelte er den Kopf.

»Nein, Großmutter«, sagte er sanft. »Er ist ein Mensch.«

Ben Findley starrte das Speisetablett an, das noch so stand, wie

er es am Abend zuvor in dem kleinen Raum unter dem Schuppen zurückgelassen hatte. Es war unberührt.

Er hatte eigentlich nichts anderes erwartet, jedenfalls nicht mehr, nachdem er in der Nacht zuvor hier heruntergekommen war und den Raum verlassen vorgefunden hatte. Nathaniel war fortgegangen und nicht mehr zurückgekehrt.

Findley nahm das Tablett und balancierte es geschickt auf einer Hand, während er sich mit der anderen an der schmalen Leiter festhielt, die aus dem kleinen Verlies herausführte. Als er aus dem Schuppen herauskam, machte er sich nicht mehr die Mühe, ihn zu verschließen, sondern lief schnell weiter über den Hof zum Haus.

Er ging in die Küche und stellte das Tablett an der Spüle ab. Auf der Anrichte entdeckte er eine Kaffeefütze, und automatisch griff er nach einem Lappen, um sie wegzuwischen. Gemeinsam mit Nathaniel hatte er damals die stabile Tischplatte angefertigt, und er wollte nicht, dass sie durch irgend etwas beschädigt würde.

Spontan entschloss er sich, das gesamte Haus zu durchsuchen. Langsam ging er durch jedes einzelne Zimmer und suchte jeden Winkel ab, um sicherzugehen, dass auch alles wie immer in bester Ordnung war.

Das Innere des Hauses stand in bemerkenswertem Gegensatz zu seinem schäbigen Äußen. Die Parkettböden waren sauber gebohnert, an den Wänden standen Regale voller Bücher mit Ledereinbänden. Möbel, Schränke, Türen, alles war sorgfältig verarbeitet und gepflegt.

Die Einrichtung war bescheiden. Zwei Sessel - einer für ihn, einer für Nathaniel, für die Zeiten, wenn Findley es für sicher genug erachtet hatte, Nathaniel zu sich ins Haus zu holen.

Anfangs war dies alles allerdings nicht für Nathaniel bestimmt gewesen.

Es war für Anna gewesen.

Lange Zeit noch nach Nathaniels Geburt hatte Findley

gehofft, dass Anna schließlich doch noch Amos verlassen und zu ihm kommen würde. Zu ihm und zu Nathaniel.

Er hatte es sich in den prächtigsten Farben ausgemalt, hatte sich das Leuchten in Annas Augen vorgestellt, wenn sie erfahren würde, dass ihr Sohn noch lebte. Diese Vorstellung hatte ihm für die ersten Jahre, nachdem Jenny ihn verlassen hatte, den nötigen Halt gegeben.

Sogar jetzt noch, 20 Jahre danach, konnte er sich genau an jene schicksalhafte Nacht erinnern. Nathaniel war geboren worden, und Charles Potter hatte ihm das Baby gebracht. Sie hatten sich draußen auf dem Feld getroffen, während um sie herum ein Sturm getobt hatte.

»Amos glaubt, er wäre tot«, hatte Potter gesagt. »Ich habe ihn dazu gebracht, es zu glauben, sonst hätte er ihn noch umgebracht. Er weiß, dass das Kind von dir ist.« Er hatte Ben das Bündel übergeben. »Amos glaubt, dass ich ihn begraben gehe. Ich bleibe also noch eine Weile hier, für den Fall, dass er uns beobachtet.«

»Was ist mit Anna?« hatte Ben wissen wollen, doch Potter hatte den Kopf geschüttelt.

»Ich weiß es auch nicht. Sie hatte eine schwere Geburt, und sie meint, das Baby sei tot.« Dann hatte er Ben entschlossen angesehen. »Er gehört dir, Ben. Dir und Jenny.«

Doch Jenny hatte das Kind nicht einmal ansehen wollen. »Annas Kind?« hatte sie empört gesagt. »Du erwartest allen Ernstes, dass ich ein Kind aufziehe, das Anna Hall dir geboren hat? Niemals, Ben! Niemals!«

Und wie Mark Hall hatte auch sie noch in derselben Nacht Prairie Bend verlassen. Im Gegensatz zu ihm war sie allerdings nie wieder zurückgekommen.

Und so hatte Ben das Kind allein aufgezogen. Anfangs hatte er noch gehofft, dass Anna sich irgendwann von ihrer schweren Geburt wieder erholen würde, und er hatte die Zeit damit verbracht, das Haus für Anna herzurichten. Doch als er

schließlich einsehen musste, dass Anna wohl nie zu ihm kommen würde, hatte er keineswegs mit der Arbeit aufgehört.

Jetzt tat er es für Nathaniel.

Nathaniel wurde der Mittelpunkt seines Lebens. Er wendete seine ganze Kraft dafür auf, dem Jungen alles zu geben, was er für sein junges Leben benötigte.

Was er brauchte, war Abgeschiedenheit, denn Abgeschiedenheit bedeutete Sicherheit. Also zimmerte sich Ben seine Klausur zurecht und wurde zum Einsiedler. Das heruntergekommene Erscheinungsbild der Farm sollte jeden möglichen Besucher abschrecken, und das abweisende Äußere wurde schließlich mehr und mehr zu seiner wahren Persönlichkeit.

Und es hatte funktioniert. Keiner wollte mehr mit ihm etwas zu tun haben, und er wurde zum Insassen seines eigenen Gefängnisses.

Die Grenzen dieses Gefängnisses waren klar umrissen: Man durfte weder wissen noch ahnen, dass Ben Findley nicht allein lebte. Zunächst sollte das nur Provisorium sein. Sobald Anna da war, würden sie das Versteckspiel beenden und wie eine Familie leben.

Doch Anna war nicht gekommen.

Sie hatte sich in den Rollstuhl geflüchtet, und bald danach waren die Halls weggezogen. Anna hatte Ben aus ihrem Leben gestrichen.

Ben hatte es mit dumpfem Groll hingenommen, doch es hatte Zeiten gegeben, da er seine Verbitterung darüber an dem kleinen Nathaniel ausgelassen hatte. Manchmal hatte er den Jungen ohne ersichtlichen Anlass geschlagen.

Doch im Laufe der Jahre hatte er Nathaniel seine ganze Liebe gewidmet. Er wusste, dass der Junge sonderbar war, aber er wusste auch, dass er dagegen nichts tun konnte. Nathaniels seltsames Gebaren, dessen war er sich sicher, war das Ergebnis seines Lebens in Abgeschiedenheit.

Er unterrichtete den Jungen, lehrte ihn alles, was er selbst wusste. Was ihm an menschlicher Gesellschaft fehlte, versuchte Ben mit Büchern auszugleichen. Nathaniels Kleider schneiderte er selbst, denn in Prairie Bend Kleider zu kaufen war in seiner Lage einfach unmöglich, und sie über den Versand zu bestellen war ihm ebenfalls zu risikoreich.

Doch die Mühe war umsonst gewesen. Nathaniel war anders als andere Kinder, nicht für diese Welt bestimmt. Manchmal schien Nathaniel in eine andere Welt zu versinken, zu der nur er Zugang hatte. Dann schien er Stimmen zu lauschen, die nur er hören konnte. Aber es kam nicht oft vor, und er erwachte auch immer recht schnell wieder aus diesem Dämmerzustand. Und dann waren da noch die Nächte gewesen, in denen die Kinder - »Nathaniels Kinder« hatte sie sein Vetter Amos genannt - zur Welt gekommen waren. In solchen Nächten hatte Ben Nathaniel leise stöhnen hören, so als litt er unter Schmerzen. Manchmal hatte er versucht, den Jungen zu beruhigen, doch es war ihm nicht gelungen. Nathaniel war sich nicht einmal Bens Anwesenheit bewusst.

Und dann war im letzten Frühjahr Mark Hall zurückgekommen.

Seitdem hatte sich Nathaniel verändert.

Er war immer sonderbarer geworden und schien immer tiefer in seiner Traumwelt zu versinken.

Er sprach nicht mehr mit Ben, lag lieber auf seiner Liege in seinem Zimmer unter dem Schuppen, wo er oft stundenlang vor sich hinstarrte.

Seine Stimme, die nie besonders ausdrucksvoll gewesen war, war nun erschreckend tonlos geworden, und wenn er Ben ansah, schien in seinem Blick Feindseligkeit zu liegen.

Und wenn er doch einmal sprach, sagte er seltsame Dinge.

»Ich weiß, was damals geschah«, hatte er eines Tages zu Ben gesagt. »Ich habe alles gesehen, und ich weiß, was damals geschah.«

Mehr hatte er nicht gesagt, doch in seinen Worten und seinen Augen hatte Ben Gefahr gelesen.

Und in der letzten Nacht war Nathaniel aus dem Schuppen verschwunden. Und Amos Hall war gestorben.

Es dunkelte schon, als Findley wieder zum Schuppen ging. Er trug Nathaniels Abendbrot hinüber, nicht weil er erwartete, dass er ihn jetzt in seinem Zimmer antreffen würde, sondern weil er schon seit vielen Jahren um diese Zeit mit dem Essen zum Schuppen hinübergang. Er ging hinein und schloss die Tür wieder hinter sich.

Und dann spürte er es.

Nathaniel war hier.

Er konnte Nathaniels Anwesenheit im Schuppen fast körperlich spüren, so wie er letzte Nacht seine Abwesenheit gespürt hatte.

Findley blieb stehen. »Nathaniel?« rief er leise in die Dunkelheit hinein.

Er erhielt keine Antwort. Er wollte in den Vorratsraum gehen, doch nach ein paar Schritten spürte er etwas in seinem Rücken. Langsam drehte er sich um - und blickte auf die glänzenden Zinken einer Heugabel, die in Brusthöhe auf ihn gerichtet war. Dahinter stand, mit beiden Händen den Stiel der Gabel umfassend, Nathaniel und funkelte ihn feindselig an. Das Speisetablett fiel scheppernd zu Boden. »Nathaniel -«

Die Zinken der Gabel kamen ihm näher. »Wo sind sie?« fragte Nathaniel fordernd.

Ben runzelte die Stirn. »Was? Wo soll was sein, Nathaniel?«

»Die Kinder. Die Kinder auf dem Feld. Wo sind sie?«

»Nathaniel -«

Ein Zinken der Heugabel stach ihm in den Hals. Ben spürte, wie ein einzelner Blutstropfen ihm den Hals herunter ins Hemd lief.

»Sag mir, wo sie sind. Ich muss sie finden.«

»Ich weiß nicht, was du meinst, Nathaniel«, sagte Ben sanft.
»Jetzt leg die Gabel hin, und sag mir, was du willst.«

Doch es war zu spät. Nathaniel hatte wieder diesen Blick, und jetzt glaubte Ben Findley sogar selbst die Stimmen hören zu können, denen Nathaniel immer gelauscht hatte.

Er wird mich töten, dachte er. Er hat Amos getötet und Charles, und jetzt wird er mich töten. Und warum sollte er es nicht tun, dachte er sich plötzlich. Wir haben ihn auch getötet, jeder auf seine Art.

Langsam trieb ihn Nathaniel durch den Schuppen, bis sie an der Wand angelangt waren. Ben Findley blieb stehen und blickte Nathaniel in die Augen. »Verzeih mir«, flüsterte er, obwohl er wusste, dass es zu spät war. »Verzeih mir, dass ich dir dein Leben geraubt habe.«

Nathaniel nickte, dann stemmte er sich mit seinem vollen Gewicht gegen die Heugabel.

Ben öffnete den Mund, um zu schreien, doch kein Laut kam aus seiner Kehle, während zwei der Zinken sein Fleisch durchdrangen und sich dahinter in die weiche Holzwand bohrten. Ein Blutstrom schoss aus Findleys Kehle und ergoss sich über sein Hemd. Gleich darauf wurde Ben Findleys Blick starr, und sein Körper erschlaffte,

Nathaniel starrte noch einen Moment lang den alten Mann an, der ihn aufgezogen und der sein Leben zerstört hatte, dann drehte er sich um und verschwand in der Dunkelheit.

Janet erwachte schweißgebadet. Sie hatte wieder diesen Traum gehabt, den Alptraum, in dem sie hilflos zusehen musste, wie ihr Elternhaus in einem Flammenmeer unterging. Nur war diesmal der Traum etwas anders gewesen. Diesmal hatte nicht ihr Bruder nach ihr gerufen.

Diesmal war es Michaels Stimme gewesen, und das Gesicht, das sie am Fenster im ersten Stock gesehen hatte, war Marks Gesicht gewesen.

Und im Hintergrund hatte sie noch eine andere Stimme gehört und darin die Stimme ihres ungeborenen Kindes erkannt.

Diesmal waren nicht ihre Eltern und Geschwister umgekommen, sondern ihre Kinder und ihr Mann.

Sie schüttelte die Nachwirkungen des Traumes ab und starnte im Dunkel an die Decke, wo sich merkwürdige Schattenbilder abzeichneten, die von dem Dämmerlicht gebildet wurden. In ihrem Bauch konnte sie spüren, wie sich das Baby regte. Das war ein gutes Zeichen, denn solange sich das Baby regte, war es am Leben, und während der letzten 24 Stunden hatte sie zeitweise Zweifel daran gehabt. Als sich ihr Puls wieder normalisiert hatte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Vorgänge im Haus. Von unten waren Stimmen zu hören. Obwohl sie keine einzelnen Worte verstehen konnte, war das Gemurmel ein Trost für Janet.

Sie wusste, wer unten war: ihre Schwiegermutter und Ione Simpson.

Als sie Anna gesagt hatte, dass Ione sich angeboten hatte, die Nacht über bei ihnen zu bleiben, hatte sie von Anna eigentlich Widerspruch erwartet. Aber sie hatte sich getäuscht. Ohne Amos und ohne ihren Rollstuhl war Anna über Nacht im wahrsten Sinne des Wortes ein anderer Mensch geworden.

»Sie ist ein ausgeglichener Mensch«, hatte Anna über Ione gesagt. »Außerdem habe ich heute nacht keine Lust zu reden. Mit Laura müsste ich reden. Aber bei Ione brauche ich nur dazusitzen und kann nachdenken. Ich muss über vieles nachdenken, Janet.« Dann wechselte sie rasch das Gesprächsthema und sagte, indem sie Janets Bauch prüfend musterte: »Solltest du nicht besser im Bett sein?«

Janet nickte. »Aber ich fühle mich so nutzlos da droben. Der

Arzt hat gemeint -«

Annas Augen funkelten plötzlich vor Zorn. »Ärzte sind Schwätzer! Glaub ihnen kein Wort! Ich habe *einmal* Charles Potter geglaubt!«

Die Wucht von Annas Worten traf Janet wie ein Schlag. »Anna«, sagte sie betroffen. »Was sagst du da? Er ist doch dein Hausarzt gewesen -«

»Amos' Hausarzt ist er gewesen, Janet. Für mich war er ein...« Sie verstummte, doch Janet hatte das unbestimmte Gefühl, dass die alte Frau ihr noch etwas mitteilen wollte.

»Was war er, Anna?«

Anna schien mit sich zu kämpfen. Schließlich sah sie Janet fest in die Augen. »Ich weiß nicht, was er war. Ich weiß nicht mehr, was in meinem Leben Wahrheit und was Lüge gewesen ist. Ich weiß überhaupt nichts mehr, Janet. 20 Jahre lang habe ich in einem Rollstuhl gesessen, und ich glaubte immer, ich wüsste wenigstens, warum ich darin saß. Ich hielt es für Amos' Schuld. Ich glaubte, er hätte mir etwas angetan, als mein letztes Kind zur Welt gekommen war.«

»Anna«, flehte Janet. »Sag doch so etwas nicht.«

»Warte«, sagte Anna leise. »Ich sage nicht, dass ich es immer noch glaube.« Plötzlich schien sie einen Entschluss gefasst zu haben. Sie holte tief Luft. »Ben Findley ist der Vater meines letzten Kindes gewesen«, sagte sie in einem Atemzug.

Janet starrte Anna sprachlos an, unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

»So ist es«, sagte Anna. »Ben war damals anders, nicht so wie heute. In vielerlei Hinsicht war er Amos sehr ähnlich - nur hatte er nichts von Amos' Grausamkeit an sich. Und Amos war grausam. Er hat die Kinder geschlagen, und er hat mich geschlagen. Und er war ganz und gar von der Vorstellung besessen, dass auf seiner Familie ein schrecklicher Fluch laste. Alles ging auf Abby Randolph zurück, und auf Nathaniel, das einzige Kind, das überlebt hatte.«

»Aber du hast gesagt -«

»Ich weiß, was ich gesagt habe«, seufzte Anna. »Dass ich glaubte, Amos hätte zwei meiner Kinder getötet. Doch ich bin mir nicht mehr sicher. Seit gestern nacht bin ich mir über gar nichts mehr sicher. Aber was zählt, ist, dass ich es immer geglaubt *habe*. Auch deswegen hatte ich mich damals in Ben Findley verliebt. Es gab so vieles, was ich ihm nicht verzeihen konnte, und in Ben fand ich den Teil von Amos, den ich liebte, ohne den Teil, den ich verabscheute. Kannst du das verstehen?« Sie schwieg einen Moment lang, doch Janet gab keine Antwort. »Jedenfalls verliebte ich mich in Ben Findley, und ich wurde von ihm schwanger. Und Amos wusste davon.« Langsam und mit einer Stimme, die von dem Schmerz zeugte, den sie damals gefühlt hatte, erzählte Anna von jener Nacht vor 20 Jahren, in der ihr letztes Kind zur Welt gekommen war. »Er hatte geschworen, es zu töten, doch dann, als es endlich da war, sagte er, es sei eine Totgeburt gewesen. Er sagte es, und Charles Potter sagte es auch. Aber ich glaubte ihnen nicht. Ich glaubte, sie hatten es getötet, so wie ich glaubte, dass Amos meine anderen Kinder auch getötet hatte. Ich glaubte es einfach. Und später glaubte ich auch, dass sie Lauras Kinder getötet hatten.«

»Aber wenn du das wirklich geglaubt hast -«

»Du meinst, warum ich dann geblieben bin? Weil Amos meine Strafe war, und ich hatte eine Strafe verdient, eine Strafe für meine -« Sie musste sich überwinden, den Satz zu Ende zu sprechen, »- für meine Sünden. Ich büßte für meine Schuld, Janet. Ich hasste Amos, aber ich blieb.«

Janet fühlte sich elend. Elend und betrogen. »Und mich hast du nicht gewarnt«, sagte sie bitter. »Und was ist mit Michael? Hat er Michael auch geschlagen? Und mein Baby? Hättest du tatenlos zugesehen, wie mein Baby kommt, obwohl du hättest fürchten müssen, dass Amos es töten wollte?«

Anna schüttelte hilflos den Kopf. »Ich weiß es nicht«,

flüsterte sie. »Ich weiß es wirklich nicht. Aber jetzt ist alles vorbei, Janet. Nathaniel -« Sie zögerte.

»Nathaniel!« rief Janet ungeduldig. »Was ist mit Nathaniel? Das ist doch bloß eine Geistergeschichte.«

»Tatsächlich?« fiel ihr Anna ins Wort. »Vielleicht hast du recht, aber Michael denkt anders darüber. Ich auch. Nathaniel ist Wirklichkeit, auf die eine oder andere Art. Für mich ist er Wirklichkeit, und er hat mir ein Gefühl des Friedens gegeben.« Sie schwieg einen Moment lang und lächelte zaghaft. »Ich werde noch einen Enkel bekommen, Janet, Ich werde erleben können, wie Marks zweiter Sohn zur Welt kommt und Amos ihm nichts anhaben kann. Es ist fast, als würde ich meinen eigenen Sohn zurückbekommen.«

Später war Janet hinaufgegangen, um über all das nachzudenken, was Anna ihr anvertraut hatte. Sie war darüber eingeschlafen. Jetzt lag sie wach und lauschte dem Stimmengewirr, das von unten heraufdrang. Vielleicht hatte Anna recht, vielleicht konnte nun alles gut werden.

Mitten in ihre Gedanken erscholl der Schrei.

Anna schreckte aus ihrem Halbschlaf auf und sah das schmerzverzerrte Gesicht ihres Enkels. Shadow schleckte dem Jungen aufgeregt über das Gesicht, doch Michael schien es nicht zu bemerken. »Was ist geschehen?« fragte Anna Ione Simpson. »Mein Gott, was fehlt ihm denn?«

Ione hatte sich vor Michael hingekniet und wiegte ihn in den Armen. »Keine Angst«, sagte sie. »Es wird schon wieder gut.«

Langsam beruhigte sich Michael wieder. Er öffnete die Augen und blickte seine Großmutter an.

»Er hat ihn getötet«, flüsterte er. »Gerade eben. Er hat ihn getötet.«

»Wer?« fragte Ione. »Wer hat jemanden umgebracht?«

»Nathaniel«, flüsterte Michael. »Ich habe es gesehen. Er hatte sich im Schuppen versteckt. Und dann kam Mr. Findley

herein. Und - und Nathaniel tötete ihn.« Automatisch warf Ione einen Blick aus dem Fenster, doch in der Dunkelheit war kaum etwas zu erkennen. Was immer Michael gesehen hatte, er konnte es nicht mit eigenen Augen gesehen haben.

»Ist schon gut«, sagte Ione und verfiel in den Ton, den sie sich in den Jahren angewöhnt hatte, da sie als Krankenschwester arbeitete. »Jetzt erzähl mal, was du gesehen hast. Kannst du das?«

Michael schluckte. »Ich saß hier am Tisch, und plötzlich bekam ich Kopfweh. Und dann hörte ich Nathaniels Stimme.«

Ione runzelte die Stirn und wollte etwas sagen, doch Anna gebot ihr mit einer Geste, zu schweigen.

»Nur sprach er diesmal nicht zu mir«, fuhr Michael fort. »Er sprach mit Mr. Findley. Er fragte nach den Kindern. Er wollte wissen, wo die Kinder sind, und Mr. Findley wollte es ihm nicht sagen. Und dann tötete Nathaniel ihn.« Michael erschauderte. »So wie Großvater Dad tötete«, sagte er leise. »Mit einer Heugabel.«

Plötzlich hörten sie hinter sich ein leises Stöhnen. Ione und Anna fuhren herum und sahen Janet, die erschöpft am Türrahmen lehnte. »Ich kann nicht mehr«, flüsterte sie. »Ich halte das einfach nicht mehr aus.«

»Ione, hilf ihr«, sagte Anna, aber ihre Worte waren nicht mehr nötig, denn Ione war schon aufgesprungen, um Janet zu stützen. Doch Janet wehrte sie ab, den Blick starr auf Michael gerichtet.

»Das ist unmöglich, Michael«, sagte sie mühsam. »Du kannst so etwas gar nicht gesehen haben.« Ihre Stimme wurde schrill. »Du hast hier am Tisch gesessen. Du kannst nichts gesehen haben! Nichts! Gar nichts!« Verzweifelt wandte sie sich an die beiden Frauen. »Versteht ihr denn nicht? Er bildet sich das alles nur ein! Er braucht Hilfe! Helft ihm doch, um Gottes willen!« Schluchzend brach sie in Iones Armen zusammen.

»Ganz ruhig, Janet«, versuchte Ione sie zu trösten. »Es wird alles wieder gut. Aber du musst jetzt ins Bett zurück. Du brauchst Ruhe.« Ohne eine Antwort abzuwarten, geleitete sie Janet hinauf in ihr Zimmer.

Nun, da er mit seiner Großmutter allein im Zimmer war, sah er die alte Frau verstört an. Er fuhr Shadow über sein dickes Fell, so als wolle er bei dem Hund Trost suchen. »Warum glaubt sie mir nicht?« fragte er verdrossen. »Warum glaubt sie nicht, dass ich wirklich alles gesehen habe?«

»Vielleicht glaubt sie es ja«, tröstete Anna den Jungen. »Vielleicht glaubt sie es und kann es sich nur nicht eingestehen. Manchmal tut man so etwas. Es macht einem das Leben leichter. Kannst du das verstehen?«

Michael nickte zögernd. »Ich - ich glaube schon.«

»Schön. Willst du mir jetzt einen Gefallen tun?«

»W-was?«

»Ich möchte, dass du Tante Laura anrufst und sie bittest, hierherzukommen. Und sie soll Buck und Ryan mitbringen.«

Michael runzelte sorgenvoll die Stirn. »Warum?«

»Sie soll Mrs. Simpson dabei helfen, auf deine Mutter aufzupassen. Du und ich und dein Onkel Buck werden uns in der Zwischenzeit einmal in Ben Findleys Schuppen umsehen.«

Der Eingang zum Schuppen stand weit offen, und über der Farm schien eine beklemmende Grabesstille zu liegen. Die kleine Gruppe blieb in der Mitte des Hofes stehen, Michael zu Annas Linken, Buck zu ihrer Rechten. Shadow winselte leise.

»Er ist fort«, flüsterte Michael. »Nathaniel ist fort.«

»Es gibt keinen Nathaniel«, sagte Buck ärgerlich, doch Anna brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen. Sie knipste die Taschenlampe an, die sie in einer Hand hielt, und suchte mit dem Strahl die Wand des Schuppens ab. Nichts war zu sehen, nichts bewegte sich,

»Bleib du bei deiner Großmutter«, sagte Buck. »Ich werde

hineingehen und nachsehen.«

»Nein!« sagte Anna bestimmt. »Wir alle gehen hinein. Was immer dort auch ist, Michael hat es schon gesehen, und ich will es auch sehen.«

Sie gingen zum Schuppen, doch plötzlich blieb Shadow stehen und knurrte leise,

»Jemand ist da drinnen«, flüsterte Michael »Da ist jemand im Schuppen.«

Gleichzeitig begann Shadow zu winseln. Er sprang auf und lief in das Gebäude hinein. Gleich darauf war ein heftiges Bellen zu hören.

Buck Shields nahm Anna die Taschenlampe aus der Hand und ging als erster durch den Eingang. Langsam das Innere des Schuppens ausleuchtend, führte er die Gruppe in die Richtung, aus der das Bellen kam. An der Wand entdeckte er einen Lichtschalter. Er knipste ihn an.

Der Raum wurde von drei Deckenlampen in schmerhaft helles Licht getaucht. Buck blinzelte und hielt sich eine Hand schützend vor die Augen. Als seine Augen sich an die Helligkeit gewöhnt hatten, blickte er hinüber zum anderen Ende des Schuppens.

Beim Anblick, der sich bot, drehte sich ihm beinahe der Magen um. Vor sich sah er Ben Findley, seine Augen noch geöffnet, sein Hemd blutüberströmt. Er stand nur noch deswegen aufrecht, weil sich durch seinen Hals eine Heugabel gebohrt hatte, die ihn an die Wand dahinter festnagelte. Buck starrte den alten Mann in gelähmtem Entsetzen an, doch dann wurde er von einer Bewegung abgelenkt.

Zu Ben Findleys Füßen, andächtig zusammengekauert, mit dem Schwanz langsam über den Sandboden hinwegstreichend, lag Shadow und hatte den Blick fest auf das Gesicht des toten Mannes gerichtet.

Nathaniel lag bei Potter's Field auf der Erde und beobachtete den Schuppen. Durch die Wände des Schuppens schimmerte

Licht, und es sah aus, als stünde das Gebäude in Flammen.

Er wusste, dass er eigentlich hätte aufstehen und davonlaufen sollen. Bald, dessen war er sich sicher, würde man nach ihm suchen, und wenn man ihn fand -

Noch nicht. Man konnte ihn noch nicht finden.

Obwohl nun alle drei tot waren - der eine, der ihn hatte umbringen wollen, als er geboren wurde, die andern beiden, die ihn sein Leben lang gefangengehalten hatten -, gab es für ihn noch etwas zu tun.

Er musste den Heimweg finden. Er wandte die Augen von dem Schuppen ab und sah hinüber zu dem kleinen Haus, in dem er zur Welt gekommen war.

Mit seinem Geist tastete er danach.

Drei Menschen befanden sich in ihm: Seine Schwester Laura und Michaels Mutter. Und noch jemand, ein Fremder. Also konnte er heute nacht nicht dorthin. Heute nacht musste er sich noch verstecken. Er sandte einen lautlosen Hilferuf aus.

Im Schuppen erhob sich Shadow plötzlich aus seiner Andachtshaltung und trottete langsam hinaus in die Dunkelheit.

25

Es gab keine Beerdigungsfeier für Amos Hall und auch keine für Ben Findley. Anna hatte es untersagt.

»Das mache ich nicht mit«, sagte sie. »Ich werde keine Trauer vor Amos' Grab vorheucheln, und was Ben Findley angeht - nun, er hat 20 Jahre allein gelebt, dann kann er auch allein begraben werden.«

Sie erzählte niemandem von ihrem Gespräch, das sie mit Ben in der Nacht geführt hatte, als Amos gestorben war, und sie wusste nun auch, dass sie niemals jemandem etwas davon erzählen würde. Es würde zu nichts führen, fand sie. Es lebte niemand mehr, der die Wahrheit über die Ereignisse vor 20

Jahren wusste. Und schließlich war nun auch alles vorbei. Alle waren sie tot, und wenn sie ihr auch nicht mehr die Antworten auf ihre Fragen geben konnten, so konnten sie ihr wenigstens nicht mehr länger wehtun.

Sie hatte auch nichts von Nathaniel erzählt. Auch davon, so hatte sie beschlossen, würde sie niemals jemandem erzählen. Als man sie gefragt hatte, ob sie irgendeine Ahnung hätte, wer Ben Findley getötet haben könnte, hatte sie nur die Achseln gezuckt. »Ein Landstreicher, vermutlich. Ben hatte keine Freunde, aber er hatte auch keine Feinde. Es muss wohl ein Landstreicher gewesen sein.« Niemand in Prairie Bend hatte eine bessere Idee anzubieten gehabt, genausowenig wie irgend jemand Michaels Behauptung Glauben schenken konnte, dass Nathaniel den Eigenbrötler getötet hatte.

Janet hatte nach den Todesfällen eine schwere Zeit vor sich. Sie beobachtete Michael aufmerksam und wappnete sich für den Fall, dass er wieder über Kopfschmerzen klagen und gleich darauf mit einer ebenso schrecklichen wie unglaublichen Geschichte über Nathaniel aufwarten würde. Auch als einige Tage vergangen waren und sich nichts dergleichen ereignet hatte, wurde sie nicht ruhiger. Sie wurde nur noch nervöser und war sich sicher, dass die seltsamen Vorgänge um Michael noch kein Ende gefunden hatten.

Genährt wurde ihre Sicherheit durch die Tatsache, dass Shadow seit dem Abend, an dem sie Ben Findleys Leiche gefunden hatten, nicht mehr aufgetaucht war, und Michael sich daran nicht im geringsten gestört hatte.

»Er hilft Nathaniel«, hatte er gesagt. »Er wird zurückkommen. Nathaniel wird ihn zurückbringen.«

Also wartete auch Janet geduldig, dass Shadow zurückkehren würde.

Und am fünften Tag - es dämmerte schon - kam er auch wirklich zurück.

Janet und Michael waren in der Küche. Michael trocknete

das Geschirr ab, während Janet sich mit einem Strickmuster abmühte, das Anna ihr empfohlen hatte. »Ich bekomme es einfach nicht hin«, sagte sie und ließ das Strickzeug auf den Tisch sinken. »Die Maschen werden nach oben hin immer enger.« Als Michael jedoch keine Antwort gab, blickte sie auf und sah, wie er aus dem Fenster starrte. Mit den Händen rieb er sich an den Schläfen. »Michael?« Als er immer noch keine Antwort gab, stand Janet auf. »Was ist denn, Liebling? Fehlt dir etwas?«

Dann folgte sie seinem Blick, und in der Ferne sah sie die wohlvertraute Gestalt Shadows.

»Er sucht die Kinder«, sagte Michael mit dumpfer Stimme. »Er sucht die Kinder, die Großvater getötet hat.«

Janet beherrschte sich meisterhaft. »Nein«, sagte sie leise und legte einen Arm um ihren Sohn. »Nein, Michael. Da draußen ist nichts...«

»Doch«, widersprach Michael, und seine Stimme wurde kräftiger. »Shadow hilft Nathaniel suchen.«

»Nein!« rief Janet.

Michael fuhr herum und funkelte sie zornig an. »Doch! Sie sind da draußen, und Nathaniel muss sie finden, und ich muss ihm helfen.«

Er versuchte, sich von ihr freizumachen, doch Janet hielt ihn fest. »Nein!« schrie sie. »Da draußen gibt es nichts, auch keinen Nathaniel, und du sollst damit aufhören! Verstehst du, Michael? *Du sollst damit aufhören!*«

Plötzlich hielt Michael still, doch in seinen Augen funkelte noch der Zorn. »Du weißt nichts«, flüsterte er. »Du weißt nichts, denn du kennst Nathaniel nicht.«

Lange Zeit starrten die beiden sich nur gegenseitig an. Doch plötzlich kam Janet eine Idee.

»Na schön«, sagte sie und ließ Michael los. »Wir werden es herausfinden. Jetzt sofort. Wir gehen nachsehen.«

Sie nahm Michael bei der Hand, verließ mit ihm das Haus

und ging über den Hof in den Geräteschuppen. Gleich darauf war sie, mit der linken Hand Michael hinter sich herziehend, in der rechten eine Schaufel haltend, auf dem Weg zu Potter's Field. »Wir graben sie aus«, sagte sie, als sie durch den Stacheldrahtzaun kletterten. »Wenn irgendwelche Leichen auf dem Feld begraben sind, dann graben wir sie aus und schauen sie uns an.«

Shadow tauchte in ihrer Nähe auf und beobachtete sie neugierig. Freudig stürzte Michael auf den Hund zu und umarmte ihn und tollte mit ihm herum. »So«, sagte Janet, als er sich wieder etwas beruhigt hatte. »Wo sind sie denn jetzt? Wo sollen wir anfangen?«

Plötzlich wich Shadows freudiges Bellen einem argwöhnischen Knurren.

»Schon gut, Junge«, beruhigte ihn Michael. »Wir helfen dir nur.« Dann ging er mit Shadow langsam in Potter's Field hinein.

»Hier«, sagte Michael nach einer Weile.

Janet hob den Stein zu Michaels Füßen zur Seite und begann zu graben. Sie arbeitete stumm und verbissen und achtete nicht auf die Belastung, die sie ihrem Körper zumutete, denn sie war ganz von dem Gedanken besessen, Michael zu beweisen, dass es auf dem Feld keine Gräber gab.

Und plötzlich kamen die ersten Knochenstücke zum Vorschein.

Janet besah sie sich genau, dann nahm sie einen davon und hob ihn hoch. »Schau dir das an«, sagte sie. »Der ist alt und verrottet und kann so ziemlich alles sein. Aber egal, was es ist, es ist viel zu alt, als dass dein Großvater es hätte begraben können.«

Michaels Schläfen pochten jetzt stark, und er funkelte seine Mutter mit unverhohlenem Zorn an. »Es gibt noch mehr«, flüsterte er. »Überall hier auf dem Feld gibt es welche.«

»Wo?« wollte Janet wissen. »Zeig sie mir. Laufend

behauptest du, dass Tante Lauras Babys hier begraben sind, Michael. Aber wo sind sie? Wenn sie hier sind, dann zeig sie mir auch.«

Zitternd und voller Wut starrte Michael sie an, dann rannte er wortlos davon. Er lief über das Feld und blieb dann plötzlich stehen. »Hier«, sagte er, als Janet ihn eingeholt hatte. »Wenn du es sehen willst, hier ist es.«

Wortlos begann Janet noch einmal zu graben.

Nathaniel besah sich ein letztes Mal den Schuppen: den kleinen Raum unter der Falltür, in dem er so viele Jahre seines Lebens verbracht hatte; den Vorratsraum, von dem aus er immer die seltsamen Bestattungen beobachtet hatte, in jenen Nächten, wenn die Kinder zur Welt gekommen und gestorben waren.

Seine Kinder, die Kinder, die er kraft seines Geistes erreichen konnte. Es hatte nicht viele gegeben, aber er hatte sie immer als seine Kinder betrachtet.

Da war sein Bruder gewesen. In der Nacht, als Nathaniel geboren worden war, hatte er nach seinem Bruder gerufen, und sein Bruder hatte geantwortet. Aber dann war er eingeschlafen, und als er erwachte, war sein Bruder nicht mehr da. Lange noch hatte Nathaniel nach ihm gerufen, hatte ihn um Hilfe angerufen, doch sein Bruder war nicht mehr gekommen.

Zwei weitere Kinder waren noch geboren worden, zwei, die er gefühlt hatte, doch am Ende hatte man sie beide auf das Feld gebracht und begraben.

Und dann war vor einigen Monaten sein Bruder zurückgekommen. Nathaniel erinnerte sich so gut - eines Morgens war er erwacht und hatte gespürt, dass er nicht mehr allein war, dass sein Bruder endlich zurückgekehrt war und ihm helfen würde, Rache zu nehmen für all das Unrecht, das geschehen war. Er und sein Bruder hatten ein langes Gespräch geführt, und sein Bruder hatte versprochen, ihn zu holen, ihn mitzunehmen und ihm zu helfen, ihre gemeinsamen Feinde zu

vernichten.

Doch dann war sein Bruder gestorben. Er hatte versucht, Mark zu warnen, aber es war ihm nicht gelungen. Mark war älter als er und hatte seine Warnungen in den Wind geschlagen. Und der alte Mann hatte ihn getötet.

Und ein paar Tage später war dann Michael gekommen. Er hatte auch nach Michael gerufen, und Michael hatte geantwortet.

Und mit Michaels Hilfe hatte er seine Feinde getötet.

Und nun war Michael mit seiner Mutter auf dem Feld, und die beiden würden die Kinder finden und die Wahrheit erfahren.

Nun endlich konnte Nathaniel heimgehen.

Er verließ den Schuppen und ging durch die Dämmerung über den Hof. Dem Haus schenkte er keine Beachtung. Auch wenn es ihm während der letzten Tage als Versteck gedient hatte, so war es für ihn den größten Teil seines Lebens über ein Gefängnis gewesen. Seine ganze Aufmerksamkeit galt jedoch dem Haus, in dem er geboren war.

Er ging jetzt schneller, kroch unter dem Zaun hindurch, und gleich darauf war er am Ziel seiner Wünsche...

Janets Schaufel stieß auf ein Hindernis. Ein Stein konnte es nicht sein, dafür war es zu weich. Unter Michaels Augen kniete sie sich hin und grub mit den Händen weiter.

Gleich darauf bekam sie ein weiches Stück Stoff zu fassen, der von einer Decke stammen musste.

Ihr Herz schlug schneller, während sie den rätselhaften Gegenstand ganz freigrub. Schließlich hielt sie das kleine Bündel in der Hand.

Lange Zeit starrte sie es nur an, wagte nicht, es zu öffnen. Doch sie wusste, dass es nun kein Zurück mehr gab. Mit zitternden Fingern faltete sie die Decke auseinander.

Sie konnte den Anblick nur eine Sekunde lang ertragen. Der

Verwesungsprozess war schon fortgeschritten, und vom Schädel hatte sich die Haut vollkommen abgelöst. Janets Magen begann zu rebellieren, und sie legte den kleinen Leichnam hastig in sein Grab zurück. Aschfahl und zitternd drehte sich Janet zu ihrem Sohn herum.

»Woher hast du das gewusst?« stieß sie hervor. »Woher?«

»Nathaniel«, sagte Michael mit fester Stimme. »Nathaniel hat es mir gesagt.«

»Wo ist er?«

Michael schwieg einen Moment lang, dann brach er in Tränen aus.

»Er ist heimgegangen«, sagte er. »Er ist heimgegangen, um zu sterben.«

Michael blieb vor ihrem Haus stehen und blickte zum Fenster seines Zimmers hoch. Janet blieb ebenfalls stehen und sah hoch. Im Haus war es dunkel, bis auf ein schwaches Flackerlicht, das in Michaels Zimmerfenster leuchtete. Shadow lief zum Haus und scharrete aufgeregt an der Hintertür.

»Was hat denn das zu bedeuten, Michael?« fragte Janet erregt.

»Nathaniel. Er ist hier. In meinem Zimmer.«

»Nein«, flüsterte Janet. »Es ist niemand hier, Michael. Es gibt keinen Nathaniel.« Doch während sie die Worte noch aussprach, zweifelte sie selbst daran. Was immer Nathaniel war, ein Mensch oder ein Geist, ein Produkt aus Michaels Fantasie, er war lebendig. Für sie war er nun genauso lebendig wie für Michael und für Anna.

Langsam ging Janet zur Tür, gefolgt von Michael, dessen Gesicht plötzlich maskenhaft starr wurde, so als lauschte er einem für Janet unsichtbaren Wesen.

Sie öffnete die Tür, tastete nach dem Lichtschalter und knipste ihn an. Doch nichts geschah. Shadow schlüpfte durch den Türspalt ins Hausinnere und war augenblicklich in der

Dunkelheit verschwunden.

Janet spürte nun selbst, dass sie nicht allein im Haus waren, und ihr Instinkt befahl ihr, zu fliehen, das Haus dem Fremden zu überlassen - was immer es auch war -, riet ihr, Michael zu nehmen und davonzurennen.

Doch dann siegte ihr Behauptungswille. Sie ging ins Wohnzimmer und nahm sich den Schürhaken, der am Kamin hing. Dann ging sie wie in Trance zur Treppe und stieg die Stufen hinauf.

Michael folgte ihr. Wieder pochte es in seinen Schläfen, und wieder hatte er das Gefühl, einen beißenden Brandgeruch wahrzunehmen. Und dann hörte er auch wieder Nathaniels Stimme in seinem Kopf.

»Dies ist mein Haus. Ich bin heimgekommen.«

Michael ging weiter, obwohl vor ihm plötzlich alles ineinanderzufließen schien.

»Dies ist mein Haus, und ich werde es nicht mehr verlassen. Nie wieder.«

Sie erreichten den Treppenabsatz. Nathaniels Nähe war nun schon fast körperlich zu spüren. Shadow war auch hier, er lag ausgestreckt auf dem Boden vor Michaels Zimmer, und aus seiner Kehle drang ein ersticktes Winseln.

»Dies war das Haus meiner Mutter, und dies ist mein Haus. Ich werde mein Haus niemals wieder verlassen.«

Michael blieb stehen und starrte die verschlossene Tür an, während er Nathaniels Stimme lauschte. Er wusste, worum Nathaniel ihn nun bitten würde.

Auch Janet blieb zunächst unschlüssig stehen, doch dann schritt sie entschlossen zur Tür und drückte die Klinke herunter.

Langsam öffnete sie die Tür und trat ein.

In der Mitte des Raumes stand Nathaniel und starrte sie aus blauen, leeren Augen an, sein Gesicht wie aus Stein gemeißelt und gespenstisch vom Licht einer flackernden Öllampe

beschienen.

»Dies ist mein Haus«, sprach er. »Ich wurde hier geboren, und ich werde hier sterben.«

Janet erkannte sie alle in dem Gesicht, das sie vor sich sah. Es war ein Gesicht ohne Alter, und in ihm lag nicht die geringste Gefühlsregung. Und Janet konnte alle darin wiedererkennen.

Mark genauso wie Amos.

Ben Findley.

Und Michael.

Janet starrte die rätselhafte Erscheinung gedankenverloren an. Sogar jetzt, da sie ihn vor sich hatte, fragte sie sich noch, ob er wirklich ein Wesen aus Fleisch und Blut war oder ein Gespenst.

»Wer bist du?« flüsterte sie nach langem, bangem Schweigen.

»Ich bin Nathaniel.«

»Was willst du?«

»Ich will haben, was mir zusteht«, erwiederte Nathaniel mit tonloser Stimme, die schauerlich durch das kleine Zimmer hallte. »Ich will haben, was mir weggenommen wurde. Ich will-«

»Nein!« schrie Janet plötzlich auf. Der ganze Schmerz, der sich in den vergangenen Monaten in ihr angesammelt hatte, die ganze Anspannung und die Ängste, unter denen sie gelitten hatte, das alles brach nun aus ihr heraus und richtete sich gegen dieses unheimliche Wesen in Michaels Zimmer. »Nein!« schrie sie noch einmal. »Nichts! Nichts wirst du bekommen.«

Sie hob den Schürhaken und schlug nach ihm mit aller Kraft, die ihr noch verblieben war. Nathaniel taumelte unter dem Schlag zurück, und Janet ließ den Schürhaken fallen und stürzte auf ihn zu.

»*Hilf mir, Michael.*« Die Worte donnerten durch Michaels Kopf, als er hilflos zusah, wie seine Mutter sich auf Nathaniel

stürzte. Noch einmal hörte er Nathaniels Worte: »*Hilf mir!*«

Das alles sah Michael wie durch einen Schleier, durch einen Schleier aus Rauch, der ihm die Kehle schnürte und durch den Nathaniels Worte drangen.

»*Hilf mir, Michael. Bitte, hilf mir...*«

Er konzentrierte sich, und Nathaniels Wunsch begann in seinen Gedanken Gestalt anzunehmen.

Und dann sprang Shadow auf Michaels stummes Kommando hin plötzlich auf und schnellte in den Raum. Michael konnte dies alles wie in Zeitlupe beobachten: wie der Hund mit einem gewaltigen Satz durch das Zimmer sprang, wie er sein Raubtiergebiss entblößte, wie ihm der Speichel von den Lefzen troff.

»Hilf mir!« Nathaniels Worte drangen nun auch hörbar auf Michael ein.

Dann erreichte Shadow sein Ziel, sein Körper krümmte sich noch im Sprung und stieß den kleinen Tisch um, auf dem die Öllampe stand, während er sich in die Kehle eines Menschen verbiss.

Ein Schrei erfüllte das Zimmer, als die Lampe zerbarst und Flammen in alle Richtungen züngelten. Die Bettwäsche wurde zuerst von ihnen erfasst, dann die Vorhänge.

Plötzlich war das Zimmer wirklich voller Rauch, und Michael erkannte mit beklemmender Klarheit, dass dies der Rauch war, den er in der Vergangenheit ständig gerochen hatte, und dass Nathaniel ihm nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft gezeigt hafte. Nathaniels Todesröheln wurde nun durch Janets Entsetzensschrei übertönt.

Der Druck, der die ganze Zeit auf Michaels Bewusstsein gelastet hatte, wich plötzlich von ihm, und er konnte voller Entsetzen beobachten, Wie seine Mutter auf das sich rasch ausbreitende Feuer einzuschlagen begann.

Auf dem Boden lag, regungslos und mit blutender Kehle, Nathaniel, von Shadow mit unverminderter Heftigkeit

angegriffen.

»Nein«, schrie Michael. Er stürzte sich seiner Mutter entgegen. »Nein, Mom! Hör auf - es ist zu spät! Raus! Wir müssen raus!«

Ohne eine Reaktion von seiner Mutter abzuwarten, packte er sie am Arm und zog sie aus dem brennenden Zimmer hinaus.

Janet nahm das alles nicht mehr bewusst wahr. Weder ihren Sohn, noch Nathaniel, noch das Feuer. Sie war wieder ihrem Alptraum ausgeliefert, doch diesmal musste sie sie alle retten. Ihre Familie war vom Tod bedroht, und sie musste sie retten.

Verbissen kämpfte sie gegen die Hände an, die sie zurückziehen wollten, bot ihre ganze Kraft auf, um in dem brennenden Zimmer zu bleiben, und versuchte, das Feuer zu bekämpfen.

Und dann prallte aus dem Rauch heraus eine gewaltige Masse auf sie, und sie fiel zu Boden.

Mühsam richtete sie sich auf, doch kaum stand sie wieder auf ihren Füßen, prallte die Masse wieder gegen sie und drängte sie in die Richtung, in die sie auch die Hände zerrten.

Und dann war sie aus dem brennenden Zimmer heraus und stand im Treppenhaus. Langsam wurde ihr Geist wieder klar, und sie erkannte Michael vor sich, der sie am Arm die Treppe hinunterführte. Hinter ihr bellte Shadow, er sprang sie ständig an und versperrte ihr mit seinem mächtigen Körper den Rückweg.

Endlich standen sie draußen auf dem Hof, drängten sich ängstlich zusammen und mussten zusehen, wie sich die Flammen durch das ausgetrocknete Holz fraßen. Einmal glaubte Janet noch ein Gesicht am Fenster von Michaels Zimmer zu erkennen, aber es verschwand wieder, als im Innern des Hauses etwas zusammenstürzte.

Und dann rannten Menschen auf sie zu, zuerst die Simpsons, dann die Shields', und dann immer mehr, bis schließlich fast ganz Prairie Bend versammelt war.

Niemand versuchte, die Flammen zu löschen, niemand versuchte, etwas von der Einrichtung zu retten: Während das Haus niederbrannte, setzten bei Janet die Wehen ein.

EPILOG

»Wir bringen sie in unser Haus«, sagte Leif Simpson.

Janet lag auf der Erde, den Kopf in Lauras Schoß gebettet. Ihr schweißüberströmtes Gesicht war im rötlichen Feuerschein des abbrennenden Hauses zu einer schmerzverzerrten Maske entstellt. Die erste heftige Wehe hatte sie aufschreien lassen, und nur Bucks kräftigen Armen war es zu verdanken gewesen, dass sie nicht zusammengebrochen war. Doch jetzt sammelte sie ihre letzten Kraftreserven. »Nein«, flüsterte sie. »Anna... ich möchte zu Anna.«

»Aber dafür ist keine Zeit mehr, Janet«, protestierte Ione.

»Doch«, sagte Janet mühsam. »So lange halte ich es schon noch aus. Aber ich möchte mein Kind bei Anna bekommen. Bitte...«

Eine neue Wehe peinigte sie, und sie stöhnte auf.

»Ich trage sie«, sagte Buck. »Sie kann bei uns auf dem Rücksitz liegen. Das dauert dann auch nur eine Minute oder zwei.« Er sah Ione Simpson fragend an. »Können wir uns dort dann treffen?« Als Ione nickte, hob er Janet hoch und trug sie zu seinem Wagen. »Alles wird gut, Janet«, sagte er. »Wir bringen dich nach Hause.« Janet seufzte, schloss die Augen und überließ sich ganz dem quälenden Schmerz.

Sie versuchte sich zu erinnern, wie es zu dem Feuer gekommen war, doch sie wusste nur noch, dass sie in der Küche gesessen hatte und irgendwann zu Bett gegangen sein musste. Ein paar Minuten später war dann das Feuer ausgebrochen.

Sie wusste nicht mehr, dass sie auf Potter's Field gewesen war und was sie dort gefunden hatte.

Sie wusste auch nichts von einem Nathaniel.

Noch im Sterben hatte Nathaniel ihre Erinnerungen an ihn gelöscht.

Zehn Minuten später erreichte Ione Simpson Anna Halls Haus. Sie zwang sich ein zuversichtliches Lächeln ab, obwohl ihr nicht danach zumute war. Sie wusste, dass Janets Baby mindestens einen Monat zu früh kam. Und ein Blick in Janets Augen hatte sie davon überzeugt, dass sie in einem Schockzustand gewesen war, bevor die Wehen eingesetzt hatten. Trotzdem tat sie ihr Bestes, um Michael Mut zuzusprechen, als er in Annas Wohnzimmer ängstlich zu ihr aufblickte. Um ihn etwas zu beschäftigen, beauftragte sie ihn, alle sauberen Handtücher, die er finden konnte, hinauf in das Zimmer seiner Mutter zu bringen. Ein paar Minuten später stand er mit einem Berg von Handtüchern in der Tür. Er blickte besorgt zu Janet hinüber, die aufrecht in ihrem Bett gegen die Kissen gelehnt lag und in deren Gesicht sich Schmerz und Erschöpfung abzeichneten. »Ist es sehr schlimm?« fragte er zaghaft.

Janet antwortete nicht, statt dessen nahm Laura Shields ihm die Handtücher ab und drängte ihn behutsam aus dem Zimmer hinaus. »Es wird alles gut werden, Michael.«

Michael sah noch einmal in das Zimmer hinein und versuchte einen Hinweis darauf zu finden, was mit seiner Mutter nun geschehen würde. Seine Großmutter saß jedoch nur neben seiner Mutter und wischte ihr sanft mit einem feuchten Lappen über die Stirn, und sein Onkel hatte sich still in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen. Er sah ein, dass niemand nun Zeit für ihn haben würde, und ging wieder hinunter ins Wohnzimmer.

Es war kurz nach Mitternacht, und Michael bemühte sich, nicht auf die Schmerzensschreie seiner Mutter zu achten, die zu ihm herabdrangen. Draußen war der Wind stärker geworden. Er war allein im Zimmer - schon seit Stunden, denn alle anderen hatten sich im Zimmer seiner Mutter versammelt, um ihr bei der Geburt beizustehen. Michael hatte auch dabeisein wollen,

aber seine Bitten waren nicht erhört worden. Es sei für alle leichter, so sagte man ihm, wenn er unten bliebe, besonders für seine Mutter.

Er lag nun auf dem Sofa und starrte zum Fenster hinaus in die Dunkelheit, während er dem heulenden Sturm lauschte. Plötzlich spürte er, wie in den Tiefen seines Bewusstseins etwas nach ihm tastete. Es war eine Stimme, und obwohl er die einzelnen Worte nicht verstehen konnte, war ihm ihre Bedeutung klar.

Etwas oder jemand benötigte seine Hilfe.

Die ganze Szene hatte etwas Vertrautes an sich. Es war ihm, als habe er dies alles schon einmal erlebt und irgendwann einmal vergessen.

Und dann wurden die stummen Hilferufe immer drängender und das Geheul des Sturmes und die Schmerzensschreie seiner Mutter verblassten in Michaels Bewusstsein. Er faltete die Arme über der Brust und zog die Knie an den Bauch.

Etwas umgab ihn nun. Etwas Feuchtes, Warmes und Behagliches. Doch dann spürte er einen leichten Druck auf seinem Kopf, und die feuchte Wärme begann sich zu bewegen und erzeugte einen wallenden Rhythmus, der ihn sanft hin und her zu wiegen schien.

Der Druck auf seinen Kopf verstärkte sich und wurde schmerhaft, und Michael begann zu stöhnen - ein leichtes Stöhnen, das von der feuchten Hülle um ihn herum gedämpft wurde. Der Schmerz wurde heftiger, und Michael glaubte, sein Kopf müsse zerspringen. Dann begann sich die weiche Hülle um ihn herum zu spannen und drückte ihn, presste ihn vorwärts...

»Es kommt«, sagte Ione. »Ich kann den Kopf schon sehen. Noch mal, Janet. Gleich ist es vorbei. Noch mal, ganz fest.«

Verzweifelt versuchte Janet, Iones Anweisungen zu befolgen, und presste fest. Aber es fiel ihr schwer - so schwer.

Plötzlich zog sich die Hülle fest um Michael. Es war ihm, als würde er zerdrückt, und er versuchte, gegen die Fessel anzukämpfen, doch er war zu schwach. Er schrie seine Qualen in einem schrillen, langgezogenen Klagenton aus sich heraus.

Shadow, der die ganze Zeit über auf dem Boden gelegen und vor sich hin gedöst hatte, schreckte auf und sprang hoch. Er lief zum Sofa, blieb dort stehen und leckte Michael winselnd über das Gesicht, doch Michael ließ sich nicht anmerken, ob er den Hund überhaupt wahrnahm. Als Michael ein zweites Mal aufschrie, drehte Shadow sich um und lief die Treppe hoch zu Janets Zimmer, wo er sich niederlegte und seltsame Laute ausstieß, die wie eine Mischung aus Knurren und Wimmern waren.

Währenddessen hatte der unerträgliche Druck auf Michaels Kopf plötzlich aufgehört. Er versuchte sich zu bewegen, doch es war unmöglich. Und dann spürte er etwas anderes.

Etwas schien sich um seinen Hals gewickelt zu haben, denn er musste plötzlich nach Luft ringen.

Er wand sich verzweifelt, versuchte, gegen diese neue Fessel anzukämpfen, doch er kam nicht los, konnte sie nicht abschütteln. Er begann zu würgen, als seine Kehle immer fester abgeschnürt wurde.

Aus der Ferne hörte er plötzlich eine Stimme.

»Jetzt kommt es«, flüsterte die Stimme. »Nur noch einmal, Janet. Nur noch ein einziges Mal.«

Der Druck auf Michaels Körper wurde stärker und stärker, und er spürte, wie er nach vorne gedrückt wurde.

Aber mit jedem Schub wurde der Druck auf seine Kehle größer. Er bekam keine Luft mehr, und er fühlte, wie in seinem Geist etwas Unheimliches vor sich ging. Seine Wahrnehmung war nun getrübt, und der Schmerz ließ nach.

Er schien in eine Dunkelheit zu stürzen, in eine Dunkelheit, die ihn ganz zu verschlingen drohte. Er kämpfte noch einen

Moment dagegen an, versuchte, den Weg zurück zum Licht zu finden. Doch schließlich gewann die Dunkelheit die Überhand, und er ergab sich ihr.

»Die Nabelschnur«, rief Ione entsetzt Der Kopf des Babys schaute bereits heraus, doch nun bewegte es sich nicht mehr, und Ione wusste sofort, was geschehen war. »Die Schnur hat sich um den Hals gewickelt. Fest, Janet. Preß noch einmal fest. Jetzt!«

Mit einem letzten Willensakt zwang Janet den letzten Rest ihrer Kraft in ihren Leib. Ihr gequälter Körper bog sich durch, und sie schrie vor Erschöpfung und Schmerzen. Langsam kam das Baby heraus.

»Jetzt«, flüsterte Ione. »Jetzt...«

Geschickt packte sie den Körper des Kindes und zog ihn aus Janets Leib. So schnell sie konnte schnitt sie die Schnur um seinen Hals ab und gab ihm einen kleinen Klaps auf den Hintern.

Nichts geschah.

Sie versuchte es noch einmal, diesmal etwas fester, und fühlte den Puls.

Nichts.

Hilfesuchend blickte sie sich im Zimmer um. Anna saß immer hoch am Kopfende des Bettes, bleich und mit regungsloser Miene. Laura Shields weinte und schaute unentwegt auf den kleinen, regungslosen Körper, ungläubig den Kopf schüttelnd. Buck Shields stand zitternd in der Ecke des Zimmers und biß sich auf die Unterlippe.

»Wie bei Laura«, sagte er leise. »Genau wie bei Laura.«

Obwohl sie wusste, dass es zu spät war und sie nichts mehr tun konnte, versuchte Ione noch einmal, das Kind zum Atmen zu bringen.

In dem spärlich beschienenen Zimmer öffnete Michael langsam die Augen. Er wusste, sein Bruder war zur Welt

gekommen, und er hatte bei der Geburt geholfen. Er erkannte, dass die seltsame Stimme, die er in seinem Kopf gehört hatte, von seinem Bruder gekommen war, der ihn zu Hilfe gerufen hatte. Und er hatte ihm geholfen, hatte die Schmerzen während der Geburt auf sich genommen, so wie er auch in Zukunft alle Schmerzen auf sich nehmen wollte, die sein Bruder jemals fühlen würde.

Er wusste, er war nun für seinen Bruder verantwortlich. Ihm oblag nun die Sorge für das kleine Kind, er hatte ihn zu trösten, wenn er unglücklich war, zu pflegen, wenn er krank war.

Und er hatte ihn vor dem Bösen zu schützen.

Michael stand auf und ging langsam die Treppe hinauf. Auf dem Treppenabsatz begegnete er Shadow, der leise winselnd auf ihn zukam und ihm die Hände leckte.

Michael öffnete die Tür des Zimmers, in dem seine Mutter lag, und trat ein.

Im Zimmer herrschte Totenstille. Er blickte die Erwachsenen der Reihe nach an. Schließlich blieb sein Blick auf dem kleinen Bündel haften, das Ione Simpson in den Armen hielt.

»Laßt mich ihn sehen«, flüsterte er. »Laßt mich meinen Bruder sehen.«

Ione zögerte, doch dann schüttelte sie den Kopf. »Es tut mir leid, Michael«, sagte sie leise.

»Laßt mich meinen Bruder sehen«, wiederholte Michael.

Nun sprach Anna Hall. Sie erhob sich und ging langsam auf den Jungen zu, bis sie vor ihm stand. »Er ist tot, Michael«, sagte sie. »Dein kleiner Bruder ist tot zur Welt gekommen.«

Michael starnte seine Großmutter entsetzt an und wich vor ihr zurück. »Nein«, sagte er. »Er war nicht tot. Ich weiß, dass er nicht tot war.« Seine Stimme wurde lauter. »Ich konnte ihn fühlen. Ich konnte ihn fühlen, und er lebte!«

Er wandte sich von den Menschen im Zimmer ab, den Menschen, die seinen kleinen Bruder umgebracht hatten - dessen war er sich sicher. Er stürzte aus dem Haus und floh in

die stürmische Nacht hinein. Er rannte ziellos durch die Dunkelheit, kroch unter Zäunen hindurch, rannte und rannte, bis er erschöpft zu Boden fiel, wo er keuchend und schluchzend liegenblieb. Shadow, der ihm die ganze Zeit gefolgt war, kauerte sich neben ihm hin und leckte ihm tröstend über das Gesicht.

Michael wusste nicht, wie lange er so gelegen hatte, doch als er wieder aufblickte, war es noch finsterer geworden. Der Sturm hatte sich gelegt. Es herrschte vollkommene Stille.

In der Ferne sah er ein schwaches, rötliches Leuchten. Michael erkannte, dass dies die verlöschende Glut ihres abgebrannten Hauses war.

Und er sah ein anderes Licht, die gelbe Flamme einer Laterne, die fahl durch die Dunkelheit zu ihm herüberleuchtete.

Er beobachtete es eine Zeitlang, und als es sich nicht mehr bewegte, kroch er, gefolgt von Shadow, langsam und vorsichtig nach vorne.

Und dann konnte er es sehen.

In dem schwachen Laternenlicht sah er jemanden arbeiten, und er wusste sofort, was sie da taten.

Sie begruben seinen Bruder, seinen Bruder, den sie umgebracht hatten, der aber nicht tot war.

Und während Michael noch zusah, wusste er schon, was er zu tun hatte.

Für ihn war sein Bruder nun Nathaniel, und sein Bruder lebte.

Es war jetzt an Michael, Nathaniel zu rächen.